

12

11

# Therfites

*Die Erinnerungen Carl Liebnerpels*

**1796 - 1817**

*herausgegeben von*

**Maximilian Müller-Jabusch**



**Deutsche Verlagsgesellschaft  
für Politik und Geschichte  
m. b. H.  
Berlin**

STICKE  
A542

# Die Bücher der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W8

Unter den Linden 17/18

sind für den Deutschen jeder Parteirichtung die wichtigsten Dokumente zur jüngsten Geschichte Deutschlands, für den Angehörigen jeder anderen Nation unentbehrliches Quellenmaterial zur Zeit- und Weltgeschichte

**1. Der Vertrag von Versailles** Die einzige dreisprachige Ausgabe der Welt / Die kleine Ausgabe mit authentischem deutschen Text / Die Karten des verkleinerten Deutschlands / Das große amtliche Sachregister mit 15000 Stichworten / Der große Kommentar in etwa 7 Bänden und 6 Vorveröffentlichungen (in Verbindung mit dem Verlage Franz Vahlen)

**2. Die Geschichte der Verhandlungen von Versailles** „Materialien, betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen“ Die Verhandlungen von Compiègne, Spa, Trier, Brüssel und Luxemburg in 8 Bänden / „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen“ Die Verhandlungen von Versailles in 15 Bänden / Die Veröffentlichungen der Deutschen Liga für Völkerbund zu den Verhandlungen von Versailles / Die „Dokumente“ des Grafen Brockdorff-Rantzau

**3. Die Materialien zur Schuldfrage** Die „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“ in 4 Bänden / Die „Diplomatischen Akten der Wilhelmischen Ära“ in 15 Bänden / Das deutsche Weißbuch zur Schuldfrage / Die Petersburger Aufzeichnungen des Grafen Pourtalès / Kommentare und Polemiken zur Schuldfrage

**4. Die Schriften der Deutschen Liga für Völkerbund** Die „Monographien zum Völkerbund“ / Die „Flugschriften“ der Liga / Der Kommentar zum Vertrag von Versailles / Die Vorveröffentlichungen zum Kommentar / Die Schriftenfolge „Die Friedenslast“ / Die Veröffentlichungen zu den Verhandlungen von Versailles / Die Zeitschrift „Neue Brücken“

**5. Die Schriften der Deutschen Hochschule für Politik** „Politische Bildung“ / Sechs Vorträge von Minister Dr. Drews, Minister Dr. Simons, Minister Dr. Koch, Minister Dr. Scholz, Ministerialrat Dr. Richter, Prof. Dr. Jäckh

**6. Die Autorenbücher des Verlages** Norman Angell · T. v. Bofkoff · Graf Brockdorff-Rantzau · E. Bruck · Eberhard Buchner · B. W. von Bülow · Hermann Burg · Paul Eckardt · Hans Delbrück · Ernst Drahn · Stegfried Dyck · Manfred Elmer · Friedrich Gaus · Walter Götz · Bernhard Guttmann · Albert Haas · Hans F. Helmolt · Herbert Kraus · M. Kronenberg · Joachim Kühn · Rudolf Laun · Otto Liepmann · Alfred Manes · Carl Melchior · Albrecht Mendelssohn-Bartholdy · Graf Max Montigole · Theodor Niemeyer · Otto Opet · Friedrich von Oppeln-Brönikowski · Traugott Konstantin Oesterreich · Albert Ostertth · Graf Pourtalès · Gustav Roediger · Eduard Rosenbaum · Margarete Rothbarth · Paul M. Rühlmann · Walter Schützel · Franz Schlegelberger · Annalise Schmidt · Walter Schücking · Bernhard Schwerfeger · Walter Simons · Reinold von Thadden · Paul Umbreit · Veit Valentin · Hans Wehberg · F. C. Zitelmann · Philipp Zorn · Die Isolierung Japans · Die Parteien und das Räteystem · Achter Deutscher Pazifistenkongress · Die Wirkungen von Versailles heute und morgen (Wo stehen wir? — wie helfen wir uns?)

**7. Die Zeitschrift „Die Deutsche Nation“** Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik / Herausgeber: Senator Dr. Carl Petersen, M. d. R., Hamburg · Reichsminister a. D. Eugen Schiffer, M. d. R. · Staatssekretär a. D. Conrad Haussmann, M. d. R., Stuttgart · Legationsrat a. D. Prof. Dr. Walter Götz, M. d. R., Leipzig · Bayerischer Handelsminister Eduard Hamm, M. d. R., München · Badischer Kultusminister Hermann Hummel, Karlsruhe · Präsident des Hessischen Landesamts für das Bildungswesen Dr. Bernhard Strecker, Darmstadt · Legationsrat a. D. B. W. von Bülow · Gesandter a. D. Harry Graf Kessler · Dipl.-Ing. F. zur Nedden · J. J. Ruedorffer

**8. Die vorbereiteten Bücher** Werke von Lord Haldane · General Basil Gurko · Kurt Wolzendorf · Alfred Manes · Ernst Kriek · Ferdinand Tönnies · Veit Valentin · Fritz Friedrich · Gustav Berthold Müller-Jabusch · Herbert Kraus · Margarete Rothbarth · Friedrich von Oppeln-Brönikowski · Eberhard Buchner · Bernhard Schwerfeger und anderen

Die jeweils gültigen Ladenpreise nennen die Buchhandlungen / Auf Wunsch erteilt der Verlag selbst Auskunft / Ueber die einzelnen Gruppen der Verlagserscheinungen stehen Sonderprospekte zur Verfügung

1/2 21



Am. Mus. Nat. Hist. U.S. Geol. Surv.  
Bureau of Geology

S. P. 11

# Thersites

Die Erinnerungen des deutsch-baltischen Journalisten

**Garlieb Merkel**

1796 – 1817

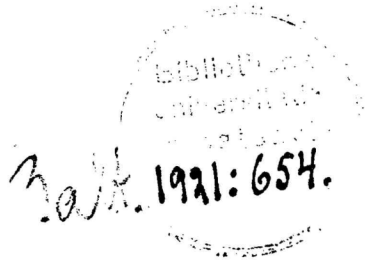
Herausgegeben und mit Zwischenkapiteln versehen

von

**Maximilian Müller-Zabusch**

4A

43594



1                      9                      2                      1

---

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik  
und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8

1. Auflage

1. bis 4. Tausend

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten  
Für Rußland auf Grund der deutsch-russischen Uebereinkunft  
Amerikanisches Copyright 1921 by Deutsche Verlagsgesellschaft für  
Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8, Unter den Linden 17-18  
Gedruckt in der Buchdruckerei der Landesaufnahme  
in Berlin S 59, Urbanstraße 21

*Est. A*  
TARTU ÜLIKOOLI  
RAAMATUKOGU

30977

# Inhaltsverzeichnis

	Seite		Seite
Einleitung . . . . .	VII	<b>Reise nach Dänemark</b> . . . . .	85
<b>Leipzig</b> . . . . .	I	Halle. Falk und Lafontaine . .	87
Die Universität Leipzig . . . . .	3	Der Minister Graf Schimmel-	92
Seume . . . . .	8	mann . . . . .	92
Der Schauspieler Christ . . . . .	11	Theater in Kopenhagen. König	96
„Die Ketten“ . . . . .	14	Christian . . . . .	96
<b>Jena</b> . . . . .	19	Kopenhagener Literaten . . . . .	98
Jena . . . . .	21	Rückkehr nach Weimar . . . . .	99
Loder . . . . .	24	Falk . . . . .	103
Goethe . . . . .	26	<b>Berlin</b> . . . . .	107
Schiller . . . . .	28	Der Kritikus . . . . .	109
Fichte . . . . .	31	Das literarische Berlin . . . .	109
Schütz und die Allgemeine		Feierblatt zum Weihnachtsfeste	121
Literatur-Zeitung . . . . .	37	von 1800 . . . . .	121
Die Schlegels . . . . .	42	Meine Verhältnisse zum Ber-	132
<b>Weimar</b> . . . . .	47	liner Theater . . . . .	132
Weimar . . . . .	49	Zur Geschichte des Freimütigen	139
Herder . . . . .	56	von Dr. G. Merkel . . . . .	139
Wieland . . . . .	62	Der Politikus . . . . .	166
Böttiger . . . . .	70	Aus dem Sommer und Herbst	184
Jean Paul . . . . .	73	1806 . . . . .	184
Gleim . . . . .	76	<b>Abgefang</b> . . . . .	197
E. v. d. Recke . . . . .	82	Wieder in der Heimat . . . . .	199
		Merkel und Paulucci . . . . .	201
		Die preussische Staatszeitung . .	211
		Namenverzeichnis . . . . .	215

---

## Einleitung

**M**ohrenwäschen sind immer ein undankbares Geschäft, und nichts liegt mir ferner, als dem Manne, dessen Erinnerungen hier für die Nachwelt wieder ans Licht gebracht werden, ein Ehrendenkmal aufzurichten. Sofern die Literaturgeschichte sich mit ihm befaßt hat, hat sie ihn in einen verflucht schlechten Geruch gebracht. Ein paar Beispiele:

Der alte **R o b e r s t e i n** schreibt: „Merkel war einer von den Schriftstellern jener Zeit, die in der widerlichsten und schamlosesten Weise ihren Haß zugleich gegen Goethe und gegen die Männer der neuen Schule ausließen. Wodurch er sich zuerst von jenem oder diesem beleidigt oder gekränkt glaubte, weiß ich nicht anzugeben, ebensowenig wo und wie er bereits während seines Aufenthaltes in Weimar seinem Ingrimm Luft gemacht hatte. Jedenfalls muß er vor dem letzten Drittel des Jahres 1800 die Schlegel und ihre Freunde hinlänglich dazu gereizt haben, ihn vor dem Publikum zu züchtigen.“

**Richard M. W e y e r** nennt ihn „jenen politisch nicht verdienstlosen, ästhetisch mehr als rohen Pamphletisten“, und **Herman G r i m m** tut ihn gelegentlich als „Wanze“ ab.

Das ist hart und vielleicht zu hart, denn Merkel ist, trotz allem, eine originelle Persönlichkeit, die sicherlich deswegen, weil sie es wagte, sich einem Goethe entgegenzustellen, zu sehr in den Schatten gedrängt worden ist. Ein Goethephilolog kann ein crimen laesae majestatis nie und nimmer verzeihen. Auch Kogebue, der als Mensch erheblich minderwertiger war als der sicher von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugte Merkel, hat das erfahren müssen.

Zugegeben freilich: als ästhetischen Richter müssen wir Merkel ganz und gar ablehnen. Seine Verdienste liegen auf ganz anderem Gebiete, auf politischem und auf dem des **J o u r n a l i s m u s**, und zwar eines Journalismus im modernen Sinne.

Man muß seine Herkunft kennen, um den Mann zu verstehen. Er ist Autodidakt und ist es sein Leben lang geblieben, mit den Vorzügen und den großen Mängeln, die das Autodidaktentum mit sich bringt. Am 19./31. Oktober 1769 wurde er in dem livländischen Pastorat Loddiger geboren, wo sein Vater Prediger war. Er ist ein nachgeborener Sprößling, dem der sonst gallige Vater alle Liebe, die er aufbringen kann, gibt. Merkel hat in seinen Erinnerungen den Vater als verfolgten und von der Mitwelt nicht verstandenen Mann gezeichnet. In Wahrheit war der Alte nichts weniger als eine Idealgestalt. Auf deutschen Universitäten zum leidenschaftlichen Anhänger der Aufklärung geworden, dem **W a y l e** und **V o l t a i r e** die Bibel ersetzten, lag der Alte mit seinem Patron, dem Konsistorium und seinen Bauern gleicherweise in Fehde, und so kam es zu dem für damalige Zeiten in Livland ziemlich unerhörten Fall, daß man ihn vor der Zeit emeritierte. Nun saß der Vater als Pensionär in einer Pfarre und vergrub sich in seinen Büchern. Die Familie bekam ihn nur beim Essen zu sehen. Nur dem jüngsten Sohn, dem er den sonderbaren Namen **Garlieb** ge-

geben hatte, widmete er seine Liebe und brachte ihm auf seine Weise Lesen, Schreiben und sonst einige Kenntnisse bei.

Der Junge kam dann zwar in Riga in die Schule, besuchte auch die alte Domschule, aber bestimmend blieb doch der Einfluß des Vaters. Der Schüler ist stolz darauf, in die Gedankenwelt Rousseaus, Voltaires, Bayles und Papes eingeführt zu sein, und als der Alte 1782 starb, vergrub der Sohn sich drei Jahre lang bei der Mutter in dessen Bibliothek. Den Siebzehnjährigen versuchte man noch einmal auf die Domschule zu schicken, aber er dünkt sich mit seinen Kenntnissen mehr als seine Mitschüler. Zum Studieren langte das Geld doch nicht, also nahm man ihn herunter und steckte ihn in eine Regierungskanzlei. Es kam, wie es kommen mußte. „Von jetzt an führte ich ein Doppelleben,“ erzählt Merkel. „In der Kanzlei war ich ein unbrauchbarer Kropf; im Zimmer unter meinen Büchern der Vertraute der glänzendsten Geister.“ Als er einem Vorgesetzten ein paar Sprachschnitzkorrigierte, setzte man ihm den Stuhl vor die Tür. Die Bekanntschaft mit dem Schauspieler Grohmann, der damals am Rigaer Stadttheater wirkte, das unter der Protektion des Barons Bietinghoff eine Blütezeit erlebte, und die Liebe zu einer Schauspielerin brachten ihn auf den Gedanken, zur Bühne zu gehen; einmal trat er in Mitau auf, aber das genügte, seine Illusion zu zerstören. Die Freundschaft mit Grohmann bringt ihn in die Kreise der damaligen literarisch interessierten Rigaschen Jugend, eine provinzmäßig zugeschnittene Bohème, die sich im sogenannten „Prophetenklub“ zusammensand. Hier wird er veranlaßt, seinen ersten Artikel zu schreiben und kritisch Stellung zu nehmen. Es ist seltsam bezeichnend, daß es sich hier um einen Vergleich zwischen Schiller und Voltaire handelt und daß Merkel gegen Schiller Stellung nimmt. Diese Bohèmezeit dauert freilich nicht lange. Grohmann selbst sorgt dafür, daß der Jüngling wieder eine nützliche Tätigkeit erhält. Er geht als Hofmeister auf ein Pastorat.

Sieben Jahre lang dauert seine Hofmeisterei, die ihn auf verschiedene Güter führt. Er sieht viel und lernt viel, aber stets als Autodidakt und um so stolzer auf sein Wissen. Seinen Brotherrn blieb er innerlich fremd, aber gelegentlich kommt eine Befruchtung von einem Baron, der von deutschen Universitäten zurückkommt, wo er von Kant und Reinhold in Jena beeinflusst ist, Friedrich von Meck, dem er sich eng anschließt, und durch den er Zutritt zu einem Kreise von Intellektuellen erhält, der dem Prophetenklub erheblich überlegen war. Immerhin rümpfte man auch über diesen Kreis in Livland die Nase. Auch der Malerdichter Carl Graf, der später Schiller nahe stand, und damals mit dem Plan umging, Pfarrer in Livland zu werden, trat ihm nahe.

Zwischendurch schriftstellert er, schreibt Gedichte, wie sie andere auch schrieben, überseht Pope, den er zeitweilig heiß geliebt hat, ohne sich mit dergleichen besonders hervorzutun. Das, was seinen Namen zuerst bekannt machen sollte, wächst während dieser Zeit in aller Heimlichkeit.

Merkel hatte während seiner Hofmeisterjahre reichlich Gelegenheit gehabt, die ungesunden sozialen Zustände in seiner Heimat zu beobachten. Der Anhänger der Aufklärung, nüchtern, skeptisch, dem historische Gewordenheiten nicht imponieren konnten, dessen Menschheitsgefühl von manchem krassen Fall des Mißbrauchs angeerbten Herrenrechts erregt und empört war, begann eine Schrift über die Ureinwohner des Landes, die in der Leibeigenschaft des deutschen Adels lebenden Letten. Er war nicht der erste, der sich an diese Frage wagte, von der auch der livländische Adel langsam inne wurde, daß sie ein schweres Problem der Zukunft darstellte. Vereinzelte Gutsbesitzer, etwa jener Schouly von Ascheraden, hatten begonnen, auf eigene Faust das Los ihrer Leibeigenen zu bessern; selbst der livländische Landtag dachte von ferne daran, die peinliche Frage irgendwie zu erörtern. Inzwischen war das Buch Merckels fertig ge-

geschrieben. Das Manuskript bekam der Rigasche Generalsuperintendent Sonntag zu lesen, der ihm ganz beistimmte, und dann ging es als gewichtiges Stück im Gepäck des Autors mit nach Leipzig, wo dieser Deutschlands hohe Schule besuchen wollte. Mit dieser Leipziger Zeit im Jahre 1796 beginnen Merckels Erinnerungen in diesem Buche.

Zuvor aber noch einige Worte über die Entstehung dieser Neuauflage der Erinnerungen, die ein Kriegskind ist. In der Bibliothek des Mitauer Museums fand ich Merckels Schriften, und neben der Tagesarbeit, die einen g.-v.-Armierungssoldaten, auch wenn er als Schreiber beim Armeekorpskommando, als Feldbuchhändler oder als Feldredakteur auf sogenanntem Druckposten sitzt, plagt, ist das Material in Mitau, Riga, Kowno und Wilna zusammenzutragen. Für ihre Hilfe bin ich dabei dem stellvertretenden Bibliothekar der Mitauer Bibliothek, Oberlehrer William Meyer, dem Rigaschen Stadtarchivar Mag. Nicolaus Busch und dem Enkel Merckels, Stadtrat Lehmann in Riga zu Dank verpflichtet. Bei meiner weiteren Arbeit fand ich Material in der Dresdener Bibliothek, in der Berliner Staatsbibliothek und im Berliner Geheimen Staatsarchiv. Hier muß ich den Herren Archivrat Klinkenborg und Prof. Otto Schirch danken.

Die hier zusammengestellten Artikel sind in der Hauptsache zwei autobiographischen Werken Merckels entnommen, den „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch“, die 1812 (und in einer neuen Ausgabe 1824) erschienen, und von denen nach Merckels Angabe nur einige Exemplare nach Deutschland gelangten (und infolge der unruhigen Zeit gänzlich unbeachtet blieben), und den 1839 in zwei Bänden erschienenen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“. Das zweite Werk ist zum geringen Teile eine Wiederholung des ersten; ein vollständiges Bild bietet keines, denn Merckel hat mit außerordentlichem Ungeschick hier Wesentliches und Belangloses gemischt. Daneben war noch in Zeitschriften Material enthalten, und außerdem hatte Julius Eckardt in den sechziger Jahren Ungedrucktes aus Merckels Nachlaß veröffentlicht. Eckardt hat es 1887 auch bereits übernommen, aus diesen verschiedenen Elementen einen einheitlichen Text herzustellen in seinem Buche „Carl von Merckel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit“. Dieses Buch, das im Text übrigens die Herkunft der einzelnen Kapitel nicht angibt, ist für mich keine Vorlage gewesen. Eckardt gibt hier den Kritiker Merckel vollkommen preis und versucht dafür eine Rettung des Politikers. Die eigentliche Wesenheit Merckels, die des Journalisten, dessen rein journalistische Qualitäten auch heute noch die Probe bestehen, ist ihm entgangen. Das soll daher doch der Haupt Gesichtspunkt sein, nach dem die folgenden Abschnitte zusammengestellt sind. Ich habe dabei trotz der Gefahr gelegentlicher Wiederholungen und Widersprüche, Eckardts Beispiel folgend, Merckels Aufzeichnungen zu abgeschlossenen Kapiteln zusammenschweißen gesucht. Daß man dabei die Lötungen und wohl gar die Nietköpfe sieht, scheint mir nicht wesentlich und wird dadurch ausgeglichen, daß ich stets die Herkunft der Ausführungen angebe. In Zwischenkapiteln habe ich Ergänzungen geben können, die zeitweilig recht breit ausgesponnen werden mußten. Diese Kapitel unterscheiden sich durch die kleinere Schrift von den Ausführungen Merckels. Wenn ich schließlich den Versuch mache, die Stelle des Mannes im Schrifttum seiner Zeit zu fixieren, so soll das eine Probe aufs Exempel sein.

Charlottenburg, 28. Juni 1920

Magimilian Müller-Jabusch

Leipzig

## Die Universität Leipzig

Nach<sup>1)</sup> einer Reise von mehreren Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Haus, das man das Posthörnchen nannte, und das, glaub ich, vorzüglich zur Einkehr für Postpassagiere bestimmt war.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beschäftigte, erhielt ich wenigstens einen Beweis der artigsten Zuvorkommenheit. Die Wirtin meldete mir den Herrn Magister Qu. an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa vierzigjähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas sehr kargen Überrock, schön frisiert und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Gesichter, denen man beim ersten Blick unterwürdiges und gefasstes Ertragen unangenehmer Lagen ansieht. Der Magister hieß mich willkommen in Leipzig, bezeugte sein Vergnügen, mein erster Bekannter zu werden, und erbot sich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Seine Bekanntschaft wurde mir in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geist und kein großer Gelehrter, aber besaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wissen und aufgeklärten Verstand. Über seine persönliche Lage erfuhr ich schon im Laufe des ersten Gesprächs, daß er unverheiratet sei, einen Gehalt aus einem Fonds der Universität besitze, die Leipziger — damals sehr unbedeutende — Zeitung redigiere und außerdem Korrektor für Buchhandlungen sei.

Das Geschäft eines solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf von dem Fache, zu dem die in Druck stehende Schrift gehörte. Sie trieben es oft mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, schlugen wegen der Schreibart einzelner Wörter viele Bücher nach, ja, korrespondierten darüber. (Sie brauchten zu ihrem Geschäfte Federn *хал* *вош* und verbesserten selbst wohl Versehen der Verfasser. So tat Sander mit Lafontaines Romanen und Seume mit Klopstocks Schriften, und Lafontaine und Klopstock dankten ihnen dafür.) Als Götschen, ein trefflicher, selbst hochgebildeter Mann, nachdem er Wielands Werke verlegt hatte, auch Klopstocks sämtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er seinem Freund Seume dort Wohnung und ein jährliches Korrekturhonorar von 3 bis 400 Talern sächsisch; ja, als er das Neue Testament

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 21.

griechisch, mit neuer, für jeden Buchstaben gewählter und frisch gegossener Schrift drucken ließ, wurde die Korrektur von drei, in verschiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen besorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Dukaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbesserung nachwies. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine schimpfliche, den Verleger selbst herabsetzende Erscheinung. — Mit Unrecht?

Mein guter Magister Lu. war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit für Wahrheiten haben und sie begreifen, aber nicht die Geisteskraft, neue zu entdecken oder eine erlernte geltend zu machen. Auch körperlich war mein armer neuer Freund stiefmütterlich ausgestattet. Seine schiefen Schultern bemerkte ich sogleich, und als er beim Fortgehen den langen Überrock etwas auseinanderzuschlug, zeigte sich, daß an den Weinen etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirtin äußerte, sagte sie: „Ja freilich! Er ist ein Leipziger Kind!“

Was sie mit ihrer Bemerkung sagen wollte, erriet ich bald. Ich brachte der Professorin Cl. eine Empfehlung von Graß. Sie nahm mich äußerst gütig auf; und um so mehr tat es mir leid, daß sie bucklig war. Ich wandte das Gespräch so, daß sie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborene Leipzigerin!“ sagte sie mit Selbstgefühl. Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gasse begegneten, und fand zu meinem Erstaunen, daß ein sehr großer Teil derselben ausgewachsen war oder verdrehte Glieder hatte; fast sooft ich aber Gelegenheit hatte, solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: L e i p z i g. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mitteilte, behandelte den Gegenstand als allbekannt und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Übel hier bis vor kurzem die am meisten herrschenden Kinderkrankheiten gewesen. „Bis vor kurzem!“ fuhr ich freudig auf. „Ja“, sagte er. „Sehen Sie nur, wie hoch viele unserer Häuser und wie eng unsere Gassen sind; denken Sie sich die eigentlich kleine Stadt noch mit stinkenden Gräben und jenseit derselben mit verschlossenen Gärten der Reichen umgeben: so wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeschlossene Leben die Kinder der Armern aller Klassen führen mußten. Seit aber der Kriegsrat Müller, unser Bürgermeister, die Stadtgräben zuwerfen ließ und sie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt sich die Kinderwelt fröhlich darin umher — und bleibt gesund. Ich, als ein seit lange hier praktizierender Arzt, kann es beurteilen.“

„Vortrefflich!“ rief ich aus. „Und wie ist der Mann belohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung sicherte?“

„Der Kurfürst hat ihn zum Kriegsrat gemacht.“ „Zum Kriegsrat? Also ist er nicht mehr an dem Platze, wo er so nützlich war?“

„Nicht doch,“ erwiderte er lächelnd, „Müller ist geblieben, was er war; er wird nur Kriegsrat g e n a n n t.“

„Und das ist eine Belohnung? Ein Wort, das keine Bedeutung hat!“

„Doch! Ein Titel ist eine öffentliche A n e r k e n n u n g des Verdienstes.“

Ich kehre zu meinem guten Magister Du. zurück. Der wackere Mann war von unermüdblicher Gefälligkeit. Er orientierte mich in Rücksicht der ersten Maßregeln, die ich zu nehmen hatte, und verschaffte mir in seiner Nachbarschaft ein sehr artiges Messquartier, d. h. freilich ein solches, das ich nur zwischen den Messen bewohnen konnte, weil es während dieser Zeit viel teurer an Kaufleute vermietet wurde. Es bestand indes aus zwei artig möblierten Zimmern, eine Treppe hoch, in der Grimmaischen Gasse, und kostete nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich auch an seinen Genüssen teilnehmen lassen und führte mich auf die Funkenburg, wo es, nach seinem Ausspruche, ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk<sup>1)</sup>, das bei einem fade säuerlichen Geschmacke und wenig Geist die Unverschämtheit hatte, stärker zu moussieren als Champagner, und habe, nach dem ersten Kosten, seiner nie wieder begehrt. Mein freundschaftlicher Führer wurde mir wegen dieser Verschiedenheit des Geschmacks nicht böse; er ging in seiner Theilnahme so weit, daß er mir, als er erfuhr, daß ich kein Vermögen besäße, vorschlug, mich um die Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Universität eine Art Pension erhalten. Diese vier Nationen waren oder sind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißner, die Sachsen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieser Nationen abzustammen. Er sann einen Augenblick nach und meinte dann, da Livland einmal zu Polen gehört habe, ließe sich die Sache wohl machen.

Ich ging zum Rektor, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum ansah, und zahlte die Gebühr der Insription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Gesetze der Universität, versprach, sie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medizin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiste, in welchem man einst Universitäten stiftete. Sie sollten nichts sein, als Anstalten, wo jeder, der gelehrte Bildung wünscht, die Gelegenheit findet, sie zu erwerben. Wie und mit welchen Ansichten er sie benutzen wolle, wurde dem Bedürfnisse seines Geistes überlassen; wer sie aber nicht benutzte, trug die Folgen seiner Nachlässigkeit. So bildeten sich die großen originellen Geister, durch welche die Wissenschaften und die Geistesbildung im allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erstaunenswerte Fortschritte machten.

Jetzt ist, besonders auf den preußischen Universitäten, eine andere Einrichtung getroffen, wahrscheinlich infolge der politischen Verirrungen mancher studirender Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl, weil sich die Aspiranten nach Staatsämtern zu sehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Attestate gefordert, und in vielen Fällen muß er sich noch einem Examen in allen Wissenschaften unterwerfen, und dieses ist nach Umständen so strenge, daß der berühmte Philolog Wolf, als er einmal ein solches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott sei Dank, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren Professor bin. Student könnt' ich nicht werden.“

1) Die Leipziger Gose.

Ich hielt nun meinen Umgang in den Kollegien, doch nicht mit sonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenstreit<sup>1)</sup> ließ ich mich einschreiben zur Physiologie. Etwa fünfzehn Zuhörer fanden sich täglich für zwei Stunden zusammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines engbrüstiges Männchen am Fenster hinter einem Tischchen saß und leise und höchst eintönig sehr wichtige und verständige Dinge vortrug, die ich zwar meistens schon aus Hallers klassischem Lehrbuch wußte, er aber so bereichert und erweitert aufstellte, daß ich vielleicht keine Vorlesung veräumte. — Ich hospitierte bei dem Professor der Anatomie. In einem dunklen, unheimlichen Saale des Paulinums saßen ungefähr ebensoviele als bei Hebenstreit. Ein kleiner Mann mit einer etwas schief sitzenden Perücke bewegte sich vor dem Katheder hin und her und sprach; sein Samulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel einer alten Weibsperson herum, die kühnlich genug gewesen war, sich in der Pleiße zu ertränken, wahrscheinlich bei hohem Frühlingsstande des Wassers. Dafür hatte sie nun das Schicksal, daß Herr Professor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pinzette hervorzupfte. Ich nahm Prise auf Prise, die meine Nachbarn mir boten, und kam nicht wieder. —

Ich setzte meine Professorenschau in mehreren medizinischen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages sah ich indes eine fast sich drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geschmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen besetzt waren und eine große Anzahl Hörer noch standen. Endlich kam ein ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur einen jungen Professor —, modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Kabinette, ging raschen, leichten Schrittes durch die Versammelten, bestieg ein zierliches, mahagonifarbenes Katheder, begrüßte die Gesellschaft, legte einige Blätter vor sich hin, zog in Gold gefaßte Augengläser heraus, blickte einen Augenblick auf seine Papiere und begann nun einen glänzenden, geistreichen Vortrag, nur selten durch einen flüchtigen Blick auf seine Blätter unterbrochen. Offenbar improvisierte er nur, aber der Fluß treffender Lichtgedanken und witziger Einfälle, meistens Sarkasmen gegen Kant und dessen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder froher Spannung.

Ich blickte in der Versammlung umher; alle Gesichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genusses. Viel zu bald für mich und alle, glaub ich, schlug die Glocke. Der Professor schob die Papiere zusammen, grüßte die Versammlung und kehrte so rüstigen Ganges, als er gekommen war, ins Kabinett zurück. Dies stand offen und ich konnte mir nicht versagen, hineinzublicken. Es war leer, und ich ging hinein. Ich fand es sehr elegant möblirt, mit seidnem Sofa, Spiegeln, Kupferstichen. Einer dieser letzteren zeigte eine Eule, die mit einer Brille auf dem Schnabel neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing Kants Porträt. Der Anblick und die Nachbarschaft machte mich lachen, aber ich gestehe, daß ich den Sinn des satirischen Ein-

<sup>1)</sup> Hebenstreit, 1758—1803, war a. o. Professor der Chirurgie und Anatomie in Leipzig. Er schrieb Lehrsätze der medizinischen Polizeiwissenschaft.

falls nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurteil und Pedanterei — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig passender Vorwurf, da die kritische Philosophie gerade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerstören, — jene Brille zu zerschlagen und jene Lampe auszulöschen. Ich erfuhr später, dieses Kabinett sei für Damen und hohe Durchreisende bestimmt, die der Ruhm der Beredsamkeit und des Wises, den der Professor besaß, nicht selten bewöge, bei ihm einmal zu hospitieren. — Jetzt ist sein Ruhm vergessen und die „kritische Philosophie“ so sehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie selber ist unsterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner<sup>1)</sup> liest vortrefflich?“ — „Hinreichend!“ antwortete ich. „Über worüber las er denn heute?“ — „Nun, über medizinische Anthropologie.“ — „So, so. Ich habe nichts Medizinisches bemerkt.“ —

Interessanter war es mir, das Verhältnis der Universität und der Gelehrten zu dem Handelsstande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klassen freundschaftlich ineinander zu fließen schienen. Die Professoren nahmen an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen gleich lebhaften Anteil als die Kaufleute und hatten selbst für die städtischen Verwaltungsangelegenheiten rege Teilnahme; der Handelsstand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wissenschaftlich Gebildete gab, als ich später in einer Handelsstadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit scheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beschüßermiene. Freilich gab es unter den Professoren sehr reiche, und einige besaßen sogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbst die schönen Geister, sonst die ungefügigsten gegen die Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft und daher meistens am schlimmsten situiert, befanden sich, wenigstens die älteren, in Leipzig sehr wohl und standen häufig in bürgerlichen Geschäften und Ehren. Den berühmten Verfasser des Kinderfreundes, der Amazonenlieder usw. Weiße<sup>2)</sup> fand ich bei meinem ersten Besuche in der Steuerexpedition hinter großen Folianten voll Zahlen. Weiße war bekanntlich Kreissteuereinnehmer, was vor ihm ein noch mehr

1) Ernst Platner, Sohn des Leipziger Mediziners Joh. Zach. Platner, geb. 11. Juni 1744 in Leipzig, gest. ebendort am 27. Dezember 1818. Nach einer Reise nach Straßburg, Paris und Belgien wurde er 1770 a. o. Professor der Medizin in Leipzig, 1780 o. Professor der Physiologie, las zugleich über Augenheilkunde, gerichtliche Medizin, Logik, Metaphysik, praktische Philosophie und Ästhetik. Seit 1801 a. o. und später o. Professor der philosophischen Fakultät. In seinen philosophischen Schriften (Philosophische Aphorismen 1776—82) geht er von Leibniz aus, ging aber später zu den Aufklärern über.

2) Ch. Fel. Weiße, geb. 28. Januar 1726 in Annaberg, trat in Leipzig Lessing nahe, war 1759—65 Redakteur der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, später bis 1788 der Neuen Bibliothek der Wissenschaften und freien Künste. In literarischen Dingen rückständig, Verherrlicher Kamlers, als Dichter von Opern, Operetten, vor allem von Jugendschriften von ungeheurer Fruchtbarkeit und entsprechend populär. Seit 1762 Kreissteuereinnehmer, Schwager Platners. Merkel urteilt über ihn: „Fast ein jedes Fach, auf das er sich warf, ist durch ihn Mode geworden; aber unter allen seinen Schriften ist nicht eine einzige, deren Idee ihm angehörte.“ Starb 16. Dezember 1804.

glänzender Kopf, sein Freund Rabener, gewesen war. Bei dem ersten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwarenladen machte, war es einer der beliebtesten deutschen Lustspieldichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumah, *Breghner*<sup>1)</sup>.

## Seume<sup>2)</sup>

*Graß*<sup>3)</sup>, der Maler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame in Leipzig mitgegeben. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt' es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging, einen kleinen, magren Mann in einem sehr bescheidenen Überrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Kompliment von der Professorin mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach, zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!“ erwiderte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. „Nun gut,“ antwortete ich, „ich werde gewiß die Ehre haben.“ Mit diesen Worten schloß ich meine Thür auf. — Der Fremde ging rasch vor mir hinein, warf seine Pandurenmütze auf den Tisch und rief, indem er mir die Hand entgegenreichte: „So seien Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich heiße *Seume*.“ Wir hatten uns während seines Aufenthaltes in Livland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Unsere Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Seumes Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heißt zwischen dem Vermögen zu widerstehen, und jenem, zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden durchaus unverändert hervorgehen zu sehen,

<sup>1)</sup> Christian Friedrich *Breghner*, geb. in Leipzig am 10. Dezember 1748, gest. daselbst am 31. August 1807. Schrieb zahlreiche Lustspiele und Operntexte, darunter *Belmont* und *Konstanze* und die *Entführung aus dem Serail*.

<sup>2)</sup> Darstellungen II, Seite 41.

<sup>3)</sup> Karl Gotthard *Graß*, geb. 1767 in Sorben in Livland, studierte in Jena Theologie. Auf einer Reise in die Schweiz brach seine Neigung zur Landschaftsmalerei durch. Zwar machte er einen Versuch, ein Pfarramt anzutreten, die Untreue seiner Braut bewog ihn aber, seine Heimat zu verlassen und ganz seinen malerischen und dichterischen Neigungen nachzugeben. Er ging nach Zürich und später nach Paris und Rom, wo er 1814 starb. Schiller schätzte ihn. Merkel hatte ihn während seines Aufenthaltes in Riga kennen gelernt. *Graß* arbeitete später auch für Merkels *Rigaer Zeitschriften*.

ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging, — wie kam es doch, daß er sich nie eine bedeutende, selbständige Rolle nahm, nie auch nur eine große oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte *K r a f t*. — Die *S t ä r k e* des Geistes ist Vernunft und Gefühl; alle seine Schriften sind voll hellen Rasonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die *K r a f t* des Geistes ist Verstand und Phantasie; nach großen, neuen Ansichten sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften ist sein Spaziergang; aber ihr ganzer Wert besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigentümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, so würde er wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen und die Briten es teuer haben bezahlen lassen, daß sie ihn wider seinen Willen dahin transportierten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie seiner Vernunft und seinem Gefühl gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Zyniker im edelsten Sinne des Wortes genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urteils. Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daß Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurteilte. In einem unserer vertrauten Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhaftes Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer n u r damit beschäftigt gewesen sei, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit, zu behaupten, daß es Größe sei, allenfalls selbst jene Individualität der Ausföhrung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will n i c h t! sagen können.“

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als seine Vaterstadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden Fremden. Der General und Ambassadeur *J g e l s t r ö m*<sup>1)</sup>, dessen Sohn er ein paar Jahre auf der Universität zu leiten bemüht gewesen, und bei dem er selber später in Warschau Sekretär für die militärischen Dienstsachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Russen aus vornehmer Familie als Führer und Vorsorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warschau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Brust erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen und durch die Kapitulation der Stadt befreit worden. Da seine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde

<sup>1)</sup> Otto Heinrich Graf von *J g e l s t r ö m*, bevollmächtigter Minister und General en chef der russischen Truppen in Warschau während der letzten Jahre der Selbständigkeit Polens.

verzweifelten, hatten sie ihn ins Ausland geschickt, um dort dem Tode entgegenzuwelken; doch eh' es geschah, führte ihn Kaiser Pauls Befehl an alle Russen im Auslande nach Hause, wo er wenigstens im Zirkel seiner Familie gestorben sein wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausspruche des geschicktesten Wundarztes in Leipzig, nicht. Er war ein lebhafter, geistreicher Jüngling von hoher Gutmütigkeit und brennender Begierde, seine etwas vernachlässigte Bildung zu vervollkommen. Er war überzeugt, daß er gesund werden würde. Oft rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von seiner Zukunft sprechen zu hören, indes sein schönes Auge fieberhaft glänzte und ein roter Flecken auf seiner Wange die Nichtigkeit aller Hoffnungen für ihn aussprach.

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major; sein 36jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Leutnant, beide im Dienst; aber sie waren ein Paar sonderbare Militärs! Der Major, wahrscheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, so bei der Entlassung daraus zu seinem Range gelangt und dann sogleich aus dem Vaterhause der Gesandtschaft in Warschau beigegeben, hatte eine fast kindliche Naivität und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienste kannte er selbst die meisten Ausdrücke nicht, und schwerlich hatte er jemals in feindlicher Absicht den Degen gezogen. Er selbst versicherte einmal, er sei ganz unschuldigerweise zu seiner Wunde gekommen, und war deshalb am meisten gegen die Polen erbittert.

Seume hatte ursprünglich Theologie studiert, war aber aus Vorliebe für die griechischen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreise, die er, noch ganz frischer Magister, machte, von den Hessen mit Gewalt enrrolliert und nach Amerika geschickt als gemeiner Soldat. Ob er als solcher sich im Dienste auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieser Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu studieren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlassen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enrrolliert, desertierte aus Wesel, wurde gefangen, pardoniert und endlich, schon mit der schweigenden Voraussetzung, daß er nicht zurückkehren werde, beurlaubt. In Leipzig machte er seinen Magistergrad geltend, erlangte aber nichts durch denselben, als die Hofmeisterstelle bei dem jungen Baron Igelström; dann wurde er vom Vater desselben als brauchbarer Sekretär angestellt und trat in russische Dienste als Leutnant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, so hat er gewiß mit Unererschrockenheit standgehalten; als russischer Militär hat er, selbst zur Zeit der Revolution in Warschau nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Russen vergessen, steckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Fässern und kam erst, als das Lärmen vorüber war, hervor, um seinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich sehr vernünftig finde, und das eben kein nachtheiliges Licht auf seinen Mut wirft. Er wäre, glaub ich, nicht zum Militär zurückgekehrt, selbst wenn man ihn zum Obersten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienst mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barschen, soldatischen Ton im Sprechen und Benehmen, der seinen oft zarten, immer edlen Äußerungen einen ganz eigentümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegen-

seitig zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein paar Tage miteinander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland war auch fast der letzte derselben, den ich sah. Er hatte mich im Oktober 1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer.

## Der Schauspieler Christ

Nächst<sup>1)</sup> Seume machte der Schauspieler Christ<sup>2)</sup> trotz der großen Verschiedenheit unseres Alters mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns schon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborener Leipziger, doch höchstwahrscheinlich ein Sachse; denn ich besitze noch ein Briefchen von ihm, in welchem er mich versicherte, es sei ihm sehr gleichgültig, ob er einmal „die Verlendore des Paradieses“ zu sehen bekäme, aber er hoffe, von der „Küte Kottes“, daß sie ihm seine mutwilligen „Streeche verkeben“ werde. Merkwürdig war es, daß er nicht so fehlerhaft sprach als wie er schrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauspieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erst in seinem weit vorgeschrittenen Alter kennen lernte, neben Iffland und Fleck zu stellen. Er war Meister in seiner Kunst, sowohl in den geistigsten Theilen derselben, als in den niedrigsten. Sein Gedächtnis war schwach geworden; seine Stimme hatte den Klang verloren; seine Stirne durchzogen schon Runzeln, aber sein Geist war noch lebhaft und sein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch<sup>3)</sup> und Porsch stand, war es immer für Gebildete eine wirksame Lockung, wenn sie seinen Namen auf dem Komödientzettel fanden. Helden und erste Liebhaber konnte er schon damals längst nicht mehr spielen, aber in den verschiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle und mußte auch der geringsten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er

1) Darstellungen: II, Seite 52.

2) Joseph Anton Christ, geb. 1744 in Wien, also nicht wie Merkel annimmt, ein Sachse, einer der besten Charakterkomiker jener Zeit. Er war bei den Gesellschaften der „Prinzipale“ Planer, Döbbelin, 1778 bei Schröder in Hamburg, 1783 in Petersburg, 1784 bei Menner und Koch in Riga, eine Zeitlang am Mainzer Nationaltheater und schließlich bei der auch in Leipzig und Dresden wirkenden Secondaschen Gesellschaft. Daß er, wie Merkel erzählt, ein ausgezeichnete Meister der Maske war und seinen Dialekt nie ganz ablegte, wird auch von anderer Seite bestätigt. Seine Erinnerungen sind vor einigen Jahren in den braunen Büchern des Verlages Langewiesche unter dem Titel „Schauspielerleben im 18. Jahrhundert“ erschienen. Er starb 1824. Zwischen Christs Erinnerungen und Merckels Aufzeichnungen lassen sich mehrfach Parallelen feststellen. Merkel scheint Christ auch in Rhodes Theaterzeitung 1800 anonym besprochen zu haben. Bilder von Christ befinden sich außer in der Ausgabe seiner Erinnerungen noch im Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1779 und 1796.

3) Siegfried Gotthelf Eckardt, genannt Koch, geb. 25. Oktober 1754 in Berlin, studierte ursprünglich Kameralia, ging dann aber zur Bühne. In Mitau entdeckte ihn 1780 der Baron Vietinghoff, der ihn für sein Rigaer Theater engagierte; hier führt er zuerst Regie und übernimmt dann selbst die Direktion. 1788 geht er als artistischer Direktor an das Mainzer Nationaltheater, wo er unter Dalberg großen Anteil an der Blüte dieser Bühne hat. Gest. 1831.

einst in einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer schaudererregenden Würde, hernach den Mohren in Fiesko gewandt wie ein Jüngling und dann den alten berauschten Gärtner in Figaros Hochzeit zum lebendigsten Ergötzen spielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darstellung und der Ausrüstung der Rollen wahrer Künstler. Er malte z. B. auf seinem Gesichte den Charakter jeder derselben meisterhaft hin, so daß man immer ein anderes zu sehen glaubte. Er war schon mehrere Wochen in Riga, als der Geheimrat von Vietinghoff<sup>1)</sup> bei einem Gastmahle, das er den Schauspielern gab, ihm entgegenrief: „Es freut mich, nun einmal zu erfahren, wie Sie selbst aussehen.“

Christ hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunst als die allermeisten der seit vierzig Jahren hochgepriesenen und dann wieder bald vergessenen Schauspieler, nie einige Berühmtheit besessen. Die Hauptursache war: es gab zur Zeit seiner Blüte noch keine Tageschriftstellerei in Deutschland, die die Bühne und ihre Leistungen als eine National-Angelegenheit behandelte. Lessing und Engel haben ihn wahrscheinlich nie gesehen, und ihre Stimmen waren es vorzüglich gewesen, die Eckhofs und Schröders glänzendem, vielleicht unerreichbarem Talente Anerkennung verschafften. Er nahm das Leben leicht und froh, und sein reich, satirischer Witz eignete sich mehr dazu, ihm Feinde als Freunde zu machen. Besonders hatte er unwiderstehlichen Hang zu — um seinen Ausdruck beizubehalten — mutwilligen „Streechen“. Mir selbst spielte er einmal einen solchen, der uns auf immer hätte entzweien müssen, wenn ich geneigt gewesen wäre, ihn ernsthaft zu nehmen.

Meine Wirtin war eine kinderlose Witwe über 30 Jahre, die in ihrer Jugend schön gewesen war. Ihr Benehmen war immer ernst und anständig und flößte Achtung ein. Eines Tages, da ich aus einem Kolleg zurückkehrte, begegnete ich Christ, der aus meiner Haustür trat. Ich forderte ihn auf, in meine Wohnung zu kommen, aber er weigerte sich. „Ich habe“, setzte er hinzu, „lange auf Sie gewartet. Gehn Sie nur hinauf! Sie werdens kriegen!“ und so eilte er schadenfroh lachend fort. Ich sah ihm verwundert nach, aber meine Verwunderung stieg, als ich in den Saal trat. Hier stand meine Wirtin vor einem großen Schranke und kramte darin. Sobald sie mich sah, erklärte sie mir, sie habe mich bisher für einen verständigen und guten jungen Mann gehalten; es täte ihr leid, daß sie ihre Meinung ändern müsse. Nun folgte ein Strom von Vorwürfen über die üble Nachrede, die ich ihr mache. Worin diese bestände, sagte sie nicht, aber aus dem Zusammenhang ging hervor, ich hätte mich eines Glückes gerühmt, nach dem zu streben mir nie eingefallen war. Vergebens versicherte ich, es sei nicht wahr. Sie antwortete, Herr Christ habe es ihr gesagt, und der sei ein zu alter Freund von ihrem Hause,

<sup>1)</sup> Otto Hermann Febr. v. Vietinghoff, geb. 3. Dezember 1722 in Riga, russischer Militär, dann livländischer Verwaltungsbeamter, ein Mann von außerordentlichen künstlerischen Fähigkeiten und echtem Mäzenatensinn. Nachdem er schon vorher ein eigenes Hausorchester gehalten hatte, wurde er der Gründer des Rigaer deutschen Theaters, dem er in der Königstraße ein eigenes Haus erbaute das 1782 mit Emilia Galotti eröffnet wurde. Gest. 1792. Seine Tochter ist die als „Mutter der heiligen Allianz“ bekannte Frau von Krüdener.

als daß er sie täuschen würde. Sie mochte in der That eine frühere Lieb-  
schaft von ihm gewesen sein, sonst hätte er sich wohl eine so leichtfertige  
Neckerei nicht erlaubt.

Da ich sah, daß ihr Wortfluß nicht zu unterbrechen war, faltete ich  
die Hände, lehnte mich ans Fenster und hörte zu; aber als sie einmal  
eine Pause machte, rief ich: „Stellen Sie sich vor, Madame B., die Fran-  
zosen sind wieder total geschlagen!“ Sie zuckte die Achseln mit einer  
Miene, als wolle sie sagen: Ich kann nichts davor!, schämte sich aber  
den Augenblick darauf ihrer Überraschung, warf den Schrank zu und eilte  
fort. Ich ging still lachend in mein Zimmer. Späterhin hat sie zu Christ  
gefragt, mein kaltblütiges Hinwerfen der Neuigkeit hätte sie so erbittert,  
daß sie mich hätte schlagen mögen. Mich vermied Christ ein paar Tage,  
dann aber kam er wieder und wünschte mir Glück zu der Art, wie ich mich  
aus der Verlegenheit gezogen. Als ich ihm ernsthafte Vorwürfe machte,  
antwortete er, ich sei zu lange weggeblieben, und er habe Langeweile gehabt.  
Ich forderte, daß er seine Anklage bei der Witwe zurücknehmen sollte,  
doch es war schon geschehen. Er hatte ihr gestanden, er habe sie nur necken  
wollen. Ich bat ihn, mich ein andermal bei dergleichen Späßen aus dem  
Spiele zu lassen, und die Sache war abgetan. Madame B. war eine so  
aufmerksame und gefällige Wirtin, und ich machte mit Christ so angenehme  
Spaziergänge im Rosental wie vorher. Hier pflückte er zuweilen Pilze,  
die er roh aß; eines Abends aber, da wir spät herumgelaufen waren,  
sammelte er Johanniskwürmchen ein, um sie seinen Töchtern aufs Bett  
zu streuen. Vorzüglich dieser Einfall scheint mir an dem viel mehr als  
fünfzigjährigen Manne sehr charakteristisch.

Es ist so selten, Menschen, besonders ältliche Männer zu finden,  
die Spaß verstehen und ihn gefällig fortspinnen.

Ich saß in Berlin bei einer kranken Freundin auf dem Sofa, als  
plötzlich mit raschen Schlägen an der Thür geklopft, diese dann ebenso  
rasch geöffnet wurde und ein nicht großer Mann hereintrat, mit geistvollem  
Gesicht und ziemlich quecksilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die  
Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: „Wie gehts heute?“  
Ich erriet, daß es der Arzt sei und entfernte mich ins Vorzimmer. Als  
er wegging, redete er mich an. Es entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes  
Gespräch zwischen uns. Endlich fragte er: „Wer sind Sie?“, nickte dann  
freundlich, lief fort ohne Hut, den er gewöhnlich im Wagen liegen ließ,  
und sprang in sein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte  
sich der Auftritt und schloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete sie  
lächelnd, aber als sie nach einigen Tagen zum dritten Male getan wurde,  
verdross sie mich, und ich sagte so bescheiden als möglich: „Ich bin der  
Hofrat Heim<sup>1)</sup>.“ — Er prallte einen Schritt zurück, sah mich einen Augen-  
blick starr an und rief: „Sehn Sie'n mal! Bis jetzt hab ich geglaubt,  
ich sei der Hofrat Heim. Wer bin ich denn?“ „Soviel ich weiß,“ ant-  
wortete ich, „sind Sie der Doktor Merkel.“ „Gut, gut“, rief er. „Wie

<sup>1)</sup> Ernst Ludwig Heim, 1747—1834, der populärste Arzt des damaligen Berlin.  
Vor allem durch seine fabelhafte Diagnostik als Arzt bedeutend, die fast zur Legendens-  
bildung Anlaß gegeben hat.

man so vergeßlich sein kann. Also ich bin der Doktor Merkel.“ Und er nickte so freundlich und lief so eilend fort wie sonst.

Christ tat mir ein paarmal den Gefallen, als Zuschauer Darstellungen beizuwohnen, in denen er nicht zu tun hatte, was eigentlich sonst so wenig eine Liebhaberei der alten Schauspieler ist, als das Konfektessen der Konfekturiers. Am folgenden Tage, beim Herumstreifen im Rosental, gab er mir dann eine genaue Kritik der Charaktere und der geleisteten Darstellungen. Ich bekenne, dadurch mehr gelernt zu haben, als durch meine häufigen Unterhaltungen mit Engel über Schauspielkunst und selbst aus dessen klassischer Schrift über Mimik, die Christ übrigens sehr schätzte.

## „Die Letten“

Bei<sup>1)</sup> meinen Kollegien und freundschaftlichen Genüssen vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutschland geführt. Ich teilte ihn, schon wenige Stunden nach Anknüpfung unserer Bekanntschaft Seume mit und las ihm einige Stellen meiner Schrift vor. Am folgenden Tage brachte er mir das Gedicht, das am Ende der ersten Auflage meiner „Letten“ steht, und erlaubte mir, es als seinen Beitrag, seine Stimme, der Schrift beizufügen. Doch es galt vornehmlich, einen Verleger zu finden. Für jede erste Schrift hat das Schwierigkeit und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literarischen Geschäftsgang gar nicht kannte.

Christian August F i s c h e r<sup>2)</sup>, den ich in Riga einmal sprach, bot mir sogleich eine Empfehlung an einen Buchhändler an, für den Fall, daß ich etwas herausgeben wollte. Der Buchhändler<sup>3)</sup>, an den er mich adressiert hatte, war der Verleger seiner Schriften. Die Hauptartikel seines Verlages waren Dinge wie „Elisa, oder das Weib, wie es sein soll“, und unendlich viele Broschüren, ich glaube gar ein Journal über den — Akazienbau; aber er machte solchen Lärm über seine Verlagsartikel, daß sie wirklich großen Abgang fanden.

Ich beging die Übereilung, nicht vorher mit Seume oder Qu. über den Mann und meinen Plan zu sprechen, sondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fischersche Empfehlung, und trug, so wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich setzte ihm die Beschaffenheit und den Zweck derselben auseinander und gab ihm endlich einen Teil derselben zur Ansicht. Doch es war kein Roman und handelte auch nicht vom Akazienbau; er verstand nichts davon. Er bot mir —

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 62.

<sup>2)</sup> Chr. Aug. F i s c h e r, geb. 1771 in Leipzig, hatte in Riga kaufmännische Verbindungen und gab Unterricht in der Korrespondenz. Später herzogl. Sachsen-Koburg-Meiningscher Legationsrat und o. Professor der Kulturgeschichte und schönen Wissenschaften in Würzburg. Wegen einer Schrift gegen den bayrischen Finanzminister von Lerchenfeld zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt, starb 1829 in Mainz.

<sup>3)</sup> Es war der Buchhändler Heinrich Gräff. Ganz so schlecht, wie Merkel behauptet, scheint sein Verlag nicht gewesen zu sein, denn die bei ihm von Kosegarten herausgegebene Ausgabe der Klarissa erschien mit Kupfern von Chodowiecki. Nach 1806 hat er mit der Enthüllungsschrift „Vertraute Briefe“ und „Neue Feuerbrände“ großen Erfolg. Vgl. das Kapitel: Der Politikus.

einen Dukaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an, für die mit Enthusiasmus und sorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum August erscheinen und gut gedruckt werden solle. Die erste Bedingung erfüllte er, da ich ihm gesagt hatte, der Absatz würde sehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbstlandtage zu Riga erschiene; was aber die typographische Ausstattung betrifft, — es war auf schlechtem Druckpapier in irgendeiner thüringischen Stadt gedruckt und nachlässig behandelt. Die Wirkung übertraf meine gespannteste Erwartung. Zuerst ward ich ihrer in Leipzig gewahr, und zwar zu allererst in meiner eigenen Wohnung. Ich hatte einen jungen und dürrtigen Wundarzt, der bisher nur als Gehilfe eines preußischen Regiments-Chirurgus gelernt hatte, und sich jetzt wissenschaftlich ausbilden wollte, seit einigen Wochen als Gesellschafter aufgenommen. Der junge Mann war immer sehr bescheiden gewesen, aber seit er ein Buch mit meinem Namen auf meinem Tische gesehen und darin gelesen hatte, behandelte er mich mit einer Art scheuer Ehrfurcht, auf die ich keinen Anspruch hatte. Zunächst erhielt ich den Besuch zweier junger livländischer Edelleute, die in dem frohen Bewußtsein, daß die nachtheiligen Schilderungen in meiner Schrift nicht auf ihre Väter paßten, auf eine mich ehrende Weise meine Bekanntschaft suchten. Mit Stolz erinnere ich mich, daß einer derselben das tätigste Mitglied bei der Verfassung der Bauernverordnung war, durch deren kaiserliche Bestätigung 1819 die Leibeigenschaft in Kurz-, Liv- und Estland de jure aufgehoben wurde. Diesem ersten Besuche folgten schnell so viele belästigende Besuche, daß ich, um sie wenigstens abzukürzen, mit großen Buchstaben an meine Thür den virgilischen Vers schrieb:

At fugit interea, fugit irrepabile tempus!

Sobald nun ein Besuch zu lange währte, blickte ich wie von ungefähr ein paarmal auf jene Zeile, und er wurde, meistens mit einiger Verwirrung, geendigt.

Nachdem einige Zeitungen von der Schrift gesprochen hatten, liefen auch aus mehreren Gegenden Deutschlands, aus der Schweiz und Kopenhagen Briefe an mich und Nachrichten ein, die von dem vorteilhaften Aufsehen zeugten, welches mein Buch gemacht hatte. Mein Aufenthalt war indes damals so wechselnd und unbekannt, daß mich viele Briefe, die nicht an meinen Verleger adressiert wurden, verfehlten und ich erst später erfuhr, daß sie geschrieben wurden.

Den sprechendsten Beweis, daß mein Buch Sensation machte, gab mir der Verleger selbst. Als er von mir hörte, daß ich Leipzig verlassen wolle, bat er mich zu Gaste, und nach dem Ende der Mahlzeit zog er mich beiseite und fragte: wenn eine neue Auflage der Schrift nötig würde, ob er darauf rechnen könne, sie zu erhalten? Ich versprach es ihm. Es ist wirklich eine, etwas besser honoririerte und gedruckte Ausgabe erschienen, aber ich glaube, oder vielmehr ich hoffe, sie ist Makulatur geworden. In der ersten Ausgabe war die Schrift dem Inhalte und der Form nach gerade, was sie sein mußte, um Wirkung zu tun. Zur zweiten Ausgabe, die der Verleger erweitert wünschte, hatte ich mancherlei philosophisch-politisches Raisonement hinzugefügt, das nur dem Hauptzweck schaden

konnte. Die Universitätsluft hatte mich pedantisiert. Sollte jemals ein neuer Abdruck aus literarischer Absicht gemacht werden, so wünsche und verlange ich hiernit, daß es nach der ersten Ausgabe geschehe, die mit der Jahreszahl 1797 im Sommer 1796 zu Leipzig erschien.

\*

Es ist hier der Ort, einige Worte über Merckels Kampf für die Letten zu sagen. Freilich kann dieser Kampf, der seine Persönlichkeit in seiner Heimat zu einer vielumstrittenen gemacht hat, in diesem Buche nur gestreift werden; denn hier das Endgültige zu sagen, muß friedlicheren Zeiten und einem anderen vorbehalten werden, der der Berufene dazu ist. Im Rahmen dieses Buches interessiert er nur nebenbei.

Im Vorwort habe ich bereits die Entstehung der Schrift geschildert, die 1796 in Leipzig mit dem Titel „Die Letten; vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde von G. Merkel“, 378 Seiten stark, mit einem Gedicht von Seume als Anhang erschien. Das Aufsehen, das das Buch erregte, war außerordentlich. Die lettische Frage, die auch heute noch nicht erledigt ist, wurde damit vor einem breiten Forum zur Diskussion gestellt, und die Glut, mit der das Buch, das im Grunde nur ein Pamphlet ist, geschrieben ist, hat ihm Achtung unter den Schriftstellern gewonnen. Das spricht sich, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Besprechung aus, die Herder dem folgenden Buche Merckels „Humes und Rousseaus Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den Liefländischen Erbherrn gewidmet“ (1797) am 14. September 1797 in den Erfurter Nachrichten widmet. Herder schreibt darin: Der Verfasser dieser Uebersetzung ist durch seine patriotische Schrift „Die Letten . . .“ aufs rühmlichste bekannt. Er hat das Elend der livländischen Nation in der Leibeigenschaft so herzerreißend geschildert, daß — er nicht etwa nur in Deutschland Beifall und Lob erhalten (eine sehr unbefriedigende Belohnung), sondern daß seine Schrift da, wo sie Gutes wirken sollte, schon Gutes gewirkt hat. Mehrere der wahren Edeln, sagt man, sollen gemeinschaftlich Beschlüsse genommen haben, denen die durchgreifendsten Folgen zu wünschen sind, zur Ehre der Provinz und zur Ehre der Emporhebung der unterdrückten Menschheit.

Im Busen unseres Verfassers glüht ein Funke, der ihn sein Werk fortzusetzen anregt . . .

Finde diese Apologie eines jahrhundertlang gekränkten und erniedrigten Menschenstammes bei edeln Menschen ein günstiges Gehör und eine wohlwollende Beratung. Einen Kranz um seine Etien wird unser junger Trasybulus nicht erwarten; einst aber, wenn nach erfüllten Hoffnungen er in sein Vaterland zurückkehrt, mögen ihm beide Nationen Livlands auch für das, was er so stark gewünscht und in Bewegung gebracht hat, durch eine gewonnene neue Existenz danken.“

Herders letzte Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Noch heute bewirkt dieses Buch, daß man seinem Verfasser in seiner Heimat nicht gerecht wird. Er hat zuerst die wohl von vielen gefühlte Diskrepanz vor aller Welt ausgesprochen, die darin liegt, daß eine zahlenmäßig kleine Schicht über ein anderes Volk uneingeschränkt herrscht, mag es nun diesem Volke seine Kultur gebracht haben oder nicht, und sein Menschheitsgefühl empört sich über die Ausuferungen dieser Tatsache des Herrschens. Man hat den „Letten“ mit Recht Einseitigkeit, Ubertreibung und sonst noch manches vorgeworfen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Merkel, als er dieses Buch schrieb, zuerst den Finger auf eine schwärende Wunde legte. In Kreisen der nationalistischen Letten ist daher der Name Merckels stets ein verehrungswürdiger gewesen. Einer der ersten Führer

der lettischen Bewegung, E. Wolde mar, äußert sich darüber: „Uns ist es gleichgültig, was Merkel als Kritiker galt oder war. Seine wahre Bedeutung hat Merkel doch nur als Apostel der Freiheit der Letten und Esten.“ (Vaterländisches und Gemeinnütziges, Heft 1, Moskau 1871.) Die Letten haben ihm auch 1869 auf seinem Grabe auf dem Friedhofe zu Katlakaln ein Denkmal gesetzt und seinen Todestag bis zum Kriege jährlich mit einer Gedächtnisfeier begangen.

Andererseits ist der Widerstand, den Merkel auch heute noch in deutsch-baltischen Kreisen erfährt, nicht zum geringsten Teile auf diese seine Tätigkeit zurückzuführen. 1838 schrieb freilich R. Samson von Himmelstern in seinem Vorwort zum „Historischen Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostprovinzen“ (abgedruckt als Beilage der Zeitung Inland): „Die Zeit der Anklagen und Fehden ist vorbei, und niemand wird mehr verdächtigt wegen seiner politischen und patriotischen Ansicht über die Geltung des Herrn Dr. Merkel. Man hat, soviel ich weiß, keinen Tadel zu befürchten, wenn man unverhohlen bekennt, daß Herr Dr. Merkel ein großes Verdienst um die erfreuliche Umgestaltung der Dinge in betreff der Bauern habe. Er sprach mit Leidenschaft, aber mit Wahrheit, die Leidenschaft war Eifer für die gute Sache und ist daher nicht allein zu entschuldigenden, sondern auch vollkommenen zu rechtfertigen. — Hätte der Herr Dr. Merkel nicht mit der Leidenschaft gesprochen, welche seine Sprache eben so begeisterte, als sie sein Herz erwärmt hatte, so würde er gewiß mit seinen Vorgängern gleiches Schicksal gehabt haben. Man hätte ihn überhört und übersehen gleich ihnen. Seinem Freimut verdanken wir im Jahre 1796, als „Die Letten“ erschienen, manche Jünglinge edle, heilbringende Ansichten für die Zukunft.“

Auch von amtlicher Stelle wurde Merkels Verdienst anerkannt. 1826 ließ er einen Abriß der Bauernbefreiung unter dem Titel „Die freien Letten und Esten“ erscheinen, den er Kaiser Alexander I. mit folgendem Schreiben (nach Merkels eigener in meinem Besiz befindlicher Kopie) übersandte:

Ev. Kaiserl. Majestät

wage ich hierbei nicht eine Lobrede, sondern eine historische Charakteristik der menschenfreundlichsten Regentenschaft Allerhöchst Ihrer Regierung zu Füßen zu legen, der Befreiung der Letten und Esten.

Vor zwanzig Jahren, in der Ev. Kaiserl. Majestät dedizierten Dichtung „Wannem Omanta“, sagte ich jene Wundererscheinung vorher. Meine Zuversicht konnte nicht irren, da sie auf die weise Großmuth Ev. Majestät rechnete. Jetzt glaubte ich auch durch den Erfolg berechtigt, die Geschichte der erhabenen Begebenheit zu schreiben, die ich gewissagt hatte. Möchte mir der Versuch nicht ganz mißlungen sein, die Größe wie die Schwierigkeiten der unsterblichen Wohlthat anschaulich zu machen, welche Ev. Majestät der Menschheit erzeugte.

Mit der tiefsten Verehrung usw.

Ev. Kaiserl. Majestät  
alleruntertänigster  
Merkel

Alexander verlieh Merkel darauffhin eine lebenslängliche jährliche Pension von 300 Rubeln.

Ganz anders lautet jedoch, was ein Kurländer über Merkel urtheilt, der Mitauische Oberlehrer H. Diederichs in seiner Besprechung von Eckardt's „Merkel über Deutschland“ (Rigasche Zeitung 1887, Nr. 93). „Merkels wirkliche Bedeutung reduziert sich darauf, daß er ein rücksichtsloser, gewandter Pamphletist und ein handfester Journalist von beschränktem und engem Horizont gewesen

ist. Seine politische Einsicht war auch auf naheliegendem Gebiete vielfach oft unreif. Eckardt's Versuch, ihm eine höhere Bedeutung und eine bleibende Stellung in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens zu vindizieren, halten wir für aussichtslos. Merkel gehört völlig der Vergangenheit an, und alle Versuche, sein Gedächtnis wieder zu beleben, werden scheitern. Man sollte den Alten von Deykingshof<sup>1)</sup> nicht immer von neuem als Revenant der Gegenwart vorführen." Freilich, auch Diederichs, der ihm gewiß nicht wohlgeneigt ist, muß seine Bedeutung für die engere Heimat zugestehen, indem er schließt: „Was allein noch zu tun übrig bleibt, ist eine zusammenfassende Darstellung und Würdigung der gesamten literarischen und politischen Tätigkeit Merkels im Zusammenhang mit den Verhältnissen und Zuständen seiner Heimat; es würde das ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Landes sein.“

Hier spricht sich klar aus, daß der Deutschbalte, der nie vergessen hat, daß der Lette, der U n d e u t s c h e, auch einmal ein U n f r e i e r war, Merkel im Grunde seines Herzens für einen Verräter an der deutschen Sache hält. Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß ich Diederichs grämliche Ansicht über Merkel nicht teile, denn das, was der Mitausche Oberlehrer wünscht, geschieht hier nicht.

Wir bedauern nur, daß die Balten es nicht verstanden haben, der äußeren Befreiung der Letten die innere folgen zu lassen. Der Aufhebung der Leibeigenschaft stimmte der Adel nur innerlich widerstrebend zu. Die Gelegenheit, die damit gegeben war, die Letten jetzt auch einzudeutschen, wurde veräußert; die Großväter verfehlten damals, was heute — ich schreibe dies im März 1919 — die Enkel büßen müssen. Damals ist dem Deutschtum die älteste deutsche Kolonie verloren gegangen.

Baltische Fragen haben die deutsche Politik während des Krieges bestimmend beeinflusst. Das mag diese Abschwefelung rechtfertigen, die mit dem Hauptthema der Erinnerungen Merkels nur lose zusammenhängt. Heute ist diese deutsche Ostpolitik erledigt, und nicht wir haben die Bedeutung Merkels für seine engere Heimat hier zu untersuchen. Die Republik Lettland ist gegründet und wird sich, ob im Anschluß an Sowjet-Rußland oder als selbständiger Staat ist belanglos, erhalten. Mögen lettländische Historiker die Bedeutung Merkels als des Apostels der Lettenbefreiung endgültig und gerecht festlegen; uns geht hier die Rolle an, die er im deutschen Schrifttum spielte.

<sup>1)</sup> Merkels Gut.

Jena

## Jena

Als<sup>1)</sup> ich von Leipzig nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hotel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die schmalen, schmutzigen Gassen, mit der Gasse in der Mitte, die altväterischen Häuser, unsauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armseligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Gesellschaftston, der, wenn er sich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus geriet, der rohe Ton der Studenten und noch vieles andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen Vojanus<sup>2)</sup> äußerte (den nachmals rühmlich bekannten Naturforscher und Professor in Wilna), der in jener Zeit hier studierte und sich durch feinere Sitte lebenswürdig auszeichnete, gab er mir recht, aber erwiderte: „Dafür haben wir hier große Gelehrte und schöne Gegenden.“ Es ist wahr, Jena besaß damals Paulus<sup>3)</sup> und Griefsbach, Loder, Hufeland, den Arzt, und Hufeland, den Juristen, den Philologen oder vielmehr Polyhistor Schüs, der die Jenaische Literaturzeitung stiftete und redigierte, Fichte und mehrere damals Hochgepriesene. Auch Schiller lebte hier, als Professor besoldet, doch ohne Collegia zu lesen. Alle diese Gelehrten studierten und lehrten, schriftstellerten noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen sie fast nichts bei, und selbst ihre Gesellschaften — und Loder gab zuweilen recht splendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Als die Universität zu Berlin gestiftet wurde, debattierte man in Schriften darüber, ob solche Institute besser in kleinen oder in großen Städten angelegt würden. Ich erinnere mich nicht, wie der Standpunkt und der Charakter der Wissenschaft in den verschiedenen Zeitaltern dabei

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 79.

<sup>2)</sup> Ludw. Heinr. Vojanus, geb. 16. Juli 1776 in Buchweiler im Elsaß, studierte in Jena; 1797 Dr. med., Arzt in Darmstadt, machte wissenschaftliche Reisen nach Frankreich und England, wurde 1806 Professor an der Tierarzneischule in Wilna, 1816 auch Professor der vergleichenden Anatomie, 1822 Rektor der Universität. Später kränkelnd, ging er wieder nach Deutschland und starb am 2. April 1827 in Darmstadt. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Schriften seien genannt: über die Seuchen der Haustiere und Anatomie der Schildkröte.

<sup>3)</sup> Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, der „Nationalist“, geb. 1761 in Leonberg, gest. 1851 in Heidelberg. Wurde 1789 als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena berufen und wurde 1793 o. Professor der Theologie. Von Jena ging er nach Würzburg. Seine Tochter Caroline heiratete später A. W. Schlegel. Paulus war der erste, der auf Merkels „Letten“ aufmerksam machte, und zwar in den Theologischen Annalen.

in Anschlag gebracht wurde, und dieser, glaub ich, war doch das entscheidende Moment. Als Griechisch und Latein der Hauptteil der Gelehrsamkeit war und man aus der neuern Zeit nur läppische Studien, als Genealogie, Heraldik usw., selbst die Kunst des Bratenzerlegens, zu entlehnen wußte, da waren die Universitäten wirklich nichts, als Schulen und wurden am besten in kleinen Städten angelegt, und die ärmlich ausgestatteten Bibliotheken fast ohne Fonds zu ihrer Vergrößerung oder Fortsetzung. Die noch unbedeutenderen Anstalten zur Unterstützung der Studien, anatomische Theater und Sammlungen, Krankenhäuser usw. mochten damals als hinreichend betrachtet werden; doch seit die wahre Wissenschaft selbständig fortschreitet, seitdem werden auch die Universitäten armer Fürsten in kleinen Landstädtchen immer unzulänglicher. Ich glaube, daß die meisten in wenig Jahrzehnten eingehen, nur die in den großen Residenzen Wien, Berlin und München übrig bleiben, und dann nicht bloß Schulen, sondern in jeder Rücksicht Bildungsanstalten sein werden.

Jena besaß mancherlei Vorzüge. Derselbe offene, helle Sinn, mit dem Herzog Karl August Weimar durch die Versammlung großer Dichter glänzend machte, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen so viele ausgezeichnete Gelehrte nach Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, soweit seine Finanzen erlaubten, auch den öffentlichen Anstalten nach.

Am verlegendsten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des ästhetischen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrschte, sondern auch bei mehreren Professoren, die in ihren Kollegien sich der gemeinsten Ausdrücke bedienten, um populär zu sein, wohl gar Zoten rissen, um die Zuhörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hospitium bei dem Professor der Naturgeschichte L. und bei dem durch einige medizinische Schriften sogar berühmten Gr. hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verschrecken, obgleich der letztere mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, so lag eine Entschuldigung für sie darin, daß die meisten von ihnen im väterlichen Hause selbst keine geistige Bildung genossen hatten und sich ihnen in Jena keine andere Unterhaltung bot, als nur sich die wilden Streiche zu erlauben, die sie in der Schule nicht gewagt hatten. Die anständigsten waren im allgemeinen die Kur-, Liv- und Estländer, aber auch unter diesen gab es gar manchen, der etwa heute in einem der seltenen Gesellschaftszirkel bei Loder oder Schütz sich fein artig gezeigt oder in einem Abonnements-Konzert im Schwarzen Bären, dem einzigen, sehr einfachen Gasthause, feinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im schmutzigen Flausrocke „zu Dorfe stieg“, sich in Bier berauschte und mit Handwerksburschen und Bauern herumschlug. Man erzählte mir sogar von einem förmlichen Kriegszuge, den ein paar hundert Studenten nach einem Dorfe machten, und einer großen Prügel-schlacht, die dabei vorfiel. Kaufereien mit dem herzoglichen Militär, den L a u b f r ö s c h e n, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden, Duelle, Austrommeln eines Professors, Raßenmusiken und Einwerfen der Fenster waren ziemlich häufig.

\*

Einen Beleg für Merckels etwas grämliches Urtheil über den Ton in Jena bietet das folgende Gedicht „Der alte Bursch“, das ein anderer Balte in Jena ein paar Jahre früher, 1795, um eine Champagnerwette zu gewinnen, in ein paar Minuten improvisierte. Der Verfasser ist der spätere Dorpater Bibliothekar Karl P e t e r s e n , heute noch im Baltikum unter dem Spitznamen „Der Dicke“ bekannt, einer der originellsten Köpfe der Ostseeprovinzen und von einer fabelhaften Reimfertigkeit, die sich mit groteskem Humor paarte. Ich zitiere später noch einige Stachelverse, die sich gegen Merckel richteten.

### Der alte Bursch

Ein alter Bursch, der semper idem bleibt,  
Mit sel'ger Ruhe Glas und Pfeife füllt  
Und — selbst im Schiffbruch — seine Schwitten treibet,  
Bis sich des Schicksals Donner heiser brüllt . . .

Gleich groß als Präses im Gewühl der Freunde,  
Wo sein Gesang wie Orgelton ertönt,  
Und im Gefechte, wo er seinem Feinde  
Den Stahl mit Lächeln aus der Rechten dröhnt . . .

Wenn er als Papst, gehüllt in Dampf und Funken,  
Sain: O lector lectorum! brüllt und trinkt, —  
Und als poeta laureatus trunken —  
Doch mit dem Siegerblick — zu Boden sinkt . . .

Wenn scheu vor seinem Tritt die Schnurren fliehen  
Und nichts die Allmacht seines Armes hemmt, —  
Und wenn er sechsmal, ohne ausziehen,  
Sein atemloses Mädchen überschwemmt; — (Ovid, Ars am.)

Wenn er vor dem versammelten Senate  
Wie Catilina schändliche Reden führt,  
Und wenn ihn ein Beschluß vom hohen Räte  
Auf neunundneunzig Jahre relegiert; —

Bald lebt er bon, traktiert sein Geld wie Plunder,  
Geht hoch in Wicks, tut gegen Damen fein,  
Raucht Knaster, wäscht die Nille mit Burgunder  
Und reitet in des Lebens Lust hinein! —

Bald kommt er en chenille herangezogen; —  
Doch seht, der alte Bursche bleibt sich gleich,  
Lacht um die Welt mit beiden Ellenbogen  
Und ist bei Bier und „Blühe Sachsen“ reich.

Und wenn der Satan auch die Betten führet,  
Legt er auf ebner Erde sich zur Ruh  
Und deckt sich, wenns den würd'gen Alten frieret,  
Genügsam mit der Kammertüre zu.

## Loder

Der<sup>1)</sup> berühmte Anatom Justus Ch. Loder<sup>2)</sup> war in vielen Rücksichten der ausgezeichnetste und interessanteste unter den Professoren. Obgleich schon tief in den vierziger, verband er mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft noch eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war sein Benehmen das eines in feiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena.

Sein Lebensgang ist merkwürdig. Er wurde 1753 in Riga geboren. Sein Vater war Prediger und Rektor des Lyzeums. Von diesem weise geleitet, erwarb Loder, mit dem glücklichsten Gedächtnis begabt, frühe so viel Kenntnisse, daß er schon als Gymnasiast eine mit Beifall aufgenommene Schrift herausgab. Im 17. Jahre bezog er die Universität Göttingen, erhielt im 24. die medizinische Doktormürde, im 25. die Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst zu Jena, machte auf Kosten des Herzogs von Weimar eine Reise nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch sehr viel zur Verühmtheit der Universität Jena bei durch seine Schriften und Collegia, — ging dann als Professor nach Halle; als die Franzosen diese Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrat und kaiserl. Leibarzt nach Moskau, leistete im Jahre 1812 große Dienste, indem er die Einrichtung der Armeespitäler leitete, und wurde Direktor des großen Militärhospitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zur gerichtlichen Untersuchung gebracht. Er besorgte dort den Bau eines anatomischen Theaters, hielt nach dessen Vollendung unentgeltlich Vorlesungen in demselben und starb als Geheimrat und mit vielen Orden geschmückt, über achtzig Jahre alt.

In Jena lebte er bloß seiner Wissenschaft, seinen Vorlesungen und der kleinen chirurgischen Heilanstalt, deren Anlegung sowie den Bau eines anatomischen Theaters er bei dem Herzoge ausgewirkt hatte. Er bildete zugleich eine anatomische Präparaten-Sammlung, der man hohen Wert beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung tätig war, gab selbst zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menschen von seltner Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mullatten“, einen Monatsgehalt gegen die kontraktmäßige Bedingung, daß das Skelett desselben dereinst in seine Sammlung käme. Der junge Mensch, der seitdem wegen seiner doppelt gekrümmten Beine

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 90.

<sup>2)</sup> Geb. 12. 3. (28. 2.) 1753 in Riga, 1778 o. Professor der Medizin, Chirurgie und Anatomie in Jena, als Gelehrter und Organisator eine der Leuchten der Universität Jena, dessen Vorlesungen Goethe oft bewohnte. 1803 ging er nach Halle, nach Aufhebung der Universität nach Königsberg. 1809 quittierte er den Dienst, erhielt den preussischen Adel und ging nach Petersburg. Während des Krieges zeichnete er sich als Leiter des Lazarettwesens aus. Starb am 16. April 1832 in Moskau. Eine der bedeutendsten, durch seine Vielseitigkeit hervorragende Erscheinung der medizinischen Welt seiner Zeit. Sein Hauptwerk: Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntnis des menschlichen Körpers, 1794—1803.

bei den Studenten nur „Loders Kaffeetisch“ hieß, versichert, er hoffe, seinen mehr als doppelt so alten Patron zu überleben; aber die Hoffnung täuschte. Der „Kaffeetisch“ hatte, trotz der Mißgestalt seiner Beine, einmal die Reckheit, einen störrischen Mietsgaul zu besteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob sein Skelett indes seine Bestimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphysikus Starke, der auch über Anatomie las, einen feindlich gesinnten Rival, der Anspruch auf die Leichen aller durch einen Unfall oder Selbstmord Umgekommenen machte, und das war um so ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur selten Kadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loders half indes zuweilen aus. So war einst die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht, der sie in seinem Vorhause niederlegen ließ und selbst die Haustür verschloß. Zu seinem großen Erstaunen war die Leiche gleichwohl am andern Morgen verschwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in sein Auditorium ebenso großes Erstaunen, als er sie auf seinem Tisch liegen sah. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Nun, meine Herren, werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeschlagenen Kopf unter dem Arm gegangen ist! Konnte doch dieser tote Schusterjunge da durch verschlossene Türen spazieren, um sich auf unseren Tisch zu legen. Er soll uns willkommen sein!“ Und das Zerlegen fing an.

Von folgendem Vorgange war ich selbst Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittleren Jahren war in die Saale geraten und ertrunken. Loder hatte sogleich auf die Leiche spekulirt und sie von dem wahrscheinlich dürftigen Ehemanne zur Öffnung im anatomischen Theater erhalten gegen das Versprechen, sie sodann anständig auf eigene Kosten beerdigen zu lassen.

Zu dieser Zeit wurde unter den Studenten der Medizin eine Subskription eröffnet, die schnell das Nötige zusammenbrachte; denn auf allen Gassen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „g a n z h i m m e l i s c h e n K a d a v e r g e s c h o s s e n“. Daß ich in der Stunde der Öffnung nicht im anatomischen Theater fehlte, versteht sich. Unter den anwesenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erschien Loder mit einer hohen, seine Kleidung vorne vom Halse ab bedeckenden schneeweißen Schürze und Wachstuchärmeln und legte einen eleganten Sezierapparat in Ordnung. Jetzt ergriff er den Laken, mit dem die Leiche bedeckt war, aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten „Ha!“ den Laken wieder über und setzte sich nieder, noch immer nach oben sehend. Alle folgten seinem Blicke, und siehe da! die obersten Reihen der amphitheatralischen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publikum gefüllt, das gar nicht burschikos aussah. Man staunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen, und während des allgemeinen Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!“ zogen die Elegants beschämt davon. Wirklich hatten sich sämtliche Schneidergesellen Jenas in den Sonntagspuß geworfen und versammelt, die wohlbekannte Frau Meisterin in Parade liegen zu sehen. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dageessen und mit seiner goldenen Tabatiere gespielt. Jetzt stand er auf, legte die Tabatiere neben sich, zog die Decke ab, und

ein Murren: „Göttlich! göttlich!“ lief durch die Reihen. In der That war die Frau Meisterin ein wohl konditioniertes, sehr fleischiges Exemplar, woran sich besonders die Myologie und Syndesmologie sehr gut hätte demonstrieren lassen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Sektion eine so seltene Mißgestalt, daß sie sein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte sie uns vor und erklärte ihre *köstliche* Merkwürdigkeit ausführlich. Als am anderen Tage sich einige Wißbegierige früh einfanden und den Profektor ersuchten, ihnen die *köstlichkeit* zur näheren Prüfung noch einmal zu zeigen, war sie verschwunden. Wohin, ließ sich leicht erraten, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht so die Schneidergesellen. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der — *Magen* der Frau Meisterin sei geraubt, und sie erklärten, die Beerdigung nicht zulassen zu wollen, wenn die Frau nicht vollständig wäre. Es war ein Skandal zu fürchten; doch Loder wußte Rat, dem vorzubeugen und doch im Besitz der „*köstlichkeit*“ zu bleiben. Zur plötzlich und am Abend festgesetzten Stunde der Beerdigung fanden sich sämtliche Studenten der Medizin und viele andere, manche mit Jackeln, bei dem anatomischen Theater ein und bildeten, als Prozession geordnet, eine so zahlreiche Grabbegleitung, daß sich kein Schneidergeselle zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — *Magen*, sank die Frau Meisterin defekt in die Grube.

## Goethe

**J**<sup>n</sup><sup>1)</sup> Loders Hause war es auch, daß ich zum ersten und einzigen Male mit Goethe zusammentraf, aber leider auf eine Weise, die unsere persönliche Antipathie auf immer entschied. Noch in seinen Gesprächen mit Herrn Eckermann habe ich Spuren derselben gefunden<sup>2)</sup>.

Ich las eines Abends gerade im Schillerschen Taschenbuche auf 1797 die Xenien und las sie mit steigendem Unwillen. — Schon durch meine Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer berufen, war ich es am wenigsten für die deutsche schöne Literatur, die mir noch immer fremder geblieben, als die englische und französische. — Ihre Lagesgeschichte, aus welcher die Veranlassung jener Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So sah ich in diesen nichts, als die insolente Anmaßung der Verfasser, einer großen Anzahl ausgezeichneten Männer Beleidigungen zu sagen; daß diese witzig waren, machte die Sache noch schlimmer. Ubrigens herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht, daß, wenn Schiller auch Anteil an den Xenien habe, er doch nur von Goethe zu dem Mutwillen hingerissen sein konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billett von Loder, mich ja so bald als möglich zur Abendgesellschaft bei ihm einzufinden; auch *Goethe* würde da sein.

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 98.

<sup>2)</sup> Gemeint ist hier wohl Eckermanns Aufzeichnung über den 16. Mai 1828, wo Goethe sich an den Erinnerungen seiner Streitigkeiten mit Kozzebue und Konforten amüsiert und Stachelverse rezitiert. Vgl. das Kapitel Der Kritikus.

Ich fand schon eine sehr zahlreiche Versammlung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster, stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich soeben die Xenien gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an. Ich glaubte, den Triumph strafloser Insolenz feiern zu sehen. Loder stellte mich Goethen vor als den Verfasser der Letten. Er blickte herablassend und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.

Er sprach gerade in einem dozierenden Tone über Raphaels Gemälde im Vatikan. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt und sagte: „Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten.“ Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiderte Goethe: „Sie sind ja auf die Mauer gemalt.“ — „Doch nur auf Stuck“, antwortete ich und zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück und habe mich Goethen nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeschwebt, es müsse ein Mittel geben, die Stucklagen abzulösen ohne Verletzung der Gemälde, die sie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel sein könne, ahnte ich freilich nicht; doch wenige Monate später erzählten die Zeitungen, daß die Franzosen Wandgemälde abgesehen hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten sie ihr Verfahren bis zum glücklichsten ausgebildet, wenn sich ihnen nicht bald die Aussicht eröffnet hätte, Rom selbst samt seinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verstimmung gegen Goethe mit, als ich einige Monate später nach Weimar zog, und sie wurde durch das, was ich von seinem Verfahren in literarischen und nichtliterarischen Rücksichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Teil von drei Jahren dort, ohne einen Versuch, ihm näher zu kommen. Er schien damals schon meine Abneigung zu erwidern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Iffland<sup>1)</sup> nach Weimar kam, wurde Morgenstern<sup>2)</sup>, der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Goethe Iffland gab, und an dem fast ganz Weimar teilnahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröstete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich sollte noch eine Art Satisfaktion erhalten.

1) Es handelt sich wohl um Ifflands Gastspiel im April—Mai 1798. Interessant ist in diesem Zusammenhang Schillers Brief an W. von Humboldt vom 21. 3. 1796: „Ich habe Goethen versprochen, während Ifflands Anwesenheit . . . ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Sozietät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anstalten Ifflands wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Sozietät zu haben. Nun geht ein Teil des Sozietäts-Arrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns.“ Damals wollte man Iffland für Weimar gewinnen.

2) Karl Morgenstern, der berühmte Dorpater Universitätslehrer, war 1794—98 als Dozent in Halle und hat von hier aus wohl Merzel in Weimar besucht.

Raum war Morgenstern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauspieler Graff<sup>1)</sup> zu mir eintrat, ein ernster Mann von achtungswertem Charakter. „Wie!“ rief ich ihm entgegen, „Ihre ganze Gesellschaft ist bei Goethe versammelt, und Sie sind nicht da?“ — „Nein!“ antwortete er. „Da der Herr Geheime Rat sonst außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, so mag ich die Ehre, die man mir um Jfflands willen zu erzeigen geruht, auch nicht.“ — „Sie sind ein braver Mann, und Ihr Selbstgefühl ist gerecht“, sagte ich, indem ich ihm die Hand schüttelte.

In kleinen Städten wird alles bekannt. Goethe erfuhr Graffs Besuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Äußerung, und beschuldigte mich nachher einmal, ich mache ihm die Schauspieler auffässig. Die Anschulldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonniert, aber außer Graff mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch diesen sah ich selten.

Da ich späterhin als Kritiker auftrat und mit freier Unbefangenheit auch über seine Schriften urteilte, zürnte er heftig, und sein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Rogebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimütigen verband. Solange ich in Deutschland war, tat mir das keinen Schaden, wohl aber sehr großen, seit ich es 1806 verlassen hatte, besonders seit die Bewunderung für ihn eine Art Uberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden sich gegen mich, um meinen Namen beim Publikum verhaßt zu machen, und hatten immer dabei Goethe selbst oder das Verufen auf ihn zum Rückenhalt. Zwanzigmal hab ich den Vorwurf gehört: „Selbst Goethe hat er getadelt oder angegriffen.“ Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zu der Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber sprach ich sehr offen.

\*

Über Merckels Stellung zu Goethe müssen hier diese kurzen Notizen genügen. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden erfolgten in der Hauptsache während seines Aufenthaltes in Berlin. Immerhin ist das halb naive Eingeständnis Merckels wertvoll, daß eine von ihm als persönliche Kränkung empfundene Zurechtweisung den ersten Grund zu seiner Abneigung legte. Der von ihm eben so sehr betonte Unmut über die Fenien erscheint daneben sehr künstlich aufgebauscht.

## Schiller

Meine<sup>2)</sup> persönliche Bekanntschaft mit Schiller beschränkt sich auf Jena. Es lag nicht in meiner Individualität, die Celebritäten aufzusuchen und ihnen den Hof zu machen. Das Nil admirari war mir nicht sowohl Grundsatz als natürlich. So hatte ich denn schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller gesehen zu haben, als mir Graß, der sich

<sup>1)</sup> Johann Jacob Graff, Heldenspieler des Weimarer Theaters, der erste Darsteller des Wallenstein, Attinghausen, geb. 1768 oder 69, studierte in Stralsburg Theologie, flüchtete vor der Revolution und wurde Schauspieler. Aus der Bossaschen Truppe engagierte ihn Goethe 1793. Dem Weimarer Theater gehörte er bis 1841 an. Starb 1848.

<sup>2)</sup> Darstellungen II, Seite 103.

mit Schillers Freundschaft schmeichelte, einen Brief an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich tat es eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sofa. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete und sich dabei durch Wein begeisterte. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen. Man weiß ja aus seinen Biographien, daß sein glänzendes Dichtergenie mancherlei Schwächen zu übersehen zwang.

Den Brief meines lieben Graf las Schiller nicht in meiner Gegenwart; ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder aus Gleichgültigkeit gegen Graf. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserm ersten Gespräche nichts in mir, als einen Studenten der Medizin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indes nicht bewundernd und warm genug in meinen Äußerungen; ich erinnere mich in der That nicht eines Komplimentes, das ich ihm gesagt hätte. Der Gegenstand unseres Gespräches war größtenteils nur Graf, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde fast mit Bedauern, daß ich Graf' Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühlinge Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartentüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen in lebhafterem Gespräch im Gärtchen umher. Seitdem sah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo. Aber damals war er schon wegen meiner Kritiken feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.

Hier scheint es mir am Ort, eine schiefe Darstellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indes bisher über sie sprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Goethes Darstellungsweise und schöner Vortrag nicht zu verkennen war<sup>1)</sup>, berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schillers Wallenstein zum ersten Male zu geben<sup>2)</sup>, über die Art, wie es geschah, und den Enthusiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel“, heißt es darin, „ging

<sup>1)</sup> Dieser Artikel stammt, wie Diederichs in der Rigaschen Zeitung (1887) mittheilt, nicht von Goethe. Er erschien 1822.

<sup>2)</sup> Wahrscheinlich handelt es sich um die Uraufführung von Wallensteins Tod, die am 20. April 1799 in Weimar stattfand. Das Lager wurde am 12. August 1798, die Piccolomini am 30. Januar 1799 zum ersten Male aufgeführt. Wallensteins Tod wurde damals nur „Wallenstein“ genannt.

---

am Ende des dritten Aktes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und sogar poetischer, nach Hause zu gehen und einen Sardellensalat zu essen." Jene erste Darstellung geschah im Herbst 1799. Der fragliche Aufsatz wurde aber spät in den Zwanzigern des jetzigen Jahrhunderts gedruckt. Ich fühlte mich dem Verfasser sehr verbunden für das Schmeichelhafte, das darin lag, daß er sich nach so langer Zeit noch meiner unbedachten Äußerung erinnerte, und halte es für eine entsprechende Erwiderung, daß ich seine wichtige Nachricht erst zu Ende der Dreißiger ins rechte Licht setze. Das Faktum ist übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen Mantel umnahm und dann erst bemerkte, daß Goethe drei Schritte von mir stand. Sie waren indes nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und dessen Darstellung zu sehen, ich meine Abreise nach Berlin um mehrere Tage aufgeschoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens darüber, daß Goethe als Direktor der Bühne mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit auf andere jenen Genuß dem einheimischen Publikum dadurch verbittert hatte, daß er eine ganz unbestimmte Menge von Billetts an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erstickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellensalat nicht vernünftiger und poetischer als Schillers Wallenstein, sondern als das längere Ausharren in einem unerträglichen Gedränge und einer Hitze, die den Atem versetzte, und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen solle. Und es hat so lange gewährt. Ich hatte längst meinen zum voraus bestellten Sardellensalat zu mir genommen, mich in die Kalesche geworfen und vielleicht schon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach wie schön!“

In jenem Aufsatze wurden aber meine Worte für einen Beweis der Feindseligkeit gegen Schiller erklärt, und es wurde versichert, erst später hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geschrieben und ihn über Goethe gesetzt, um die beiden Freunde zu veruneinigen. Das ist ein Proböchen von den hoshaft niedrigen Deutungen, durch die man mich so lange beim Publikum verunglimpfte. Wie unglücklich, daß ich sie, weit von Deutschland entfernt, immer so spät erfuhr, daß sie, nachdem sie ihre Wirkung getan, schon veraltet waren! Warum hätte ich Feindseligkeiten gegen Schiller haben sollen? Den Dichter bewunderte ich; der Mensch war mir gleichgültig. Und welchen Vorteil hätt' es mir bringen können, Schiller und Goethe uneins zu machen? —

Die Wahrheit ist, daß ich immer Schiller bei gleichem Genie für einen viel größeren Künstler gehalten habe, als Goethe war. Unter Schillers gedruckten Dichtungen kenne ich keine, zu der sich Goethe nicht hätte mit Ehren bekennen können, aber unter den seinigen sehr viele, die Schiller, wenn es ihm widerfahren wäre, sie zu schreiben, sicher nicht hätte bekannt werden lassen, z. B. Stella, der Großkophta, der westöstliche Divan und besonders die ungeschlachte Fortsetzung des herrlichen Faust. Hätte aber wohl im Gegensatz Goethe vermocht, einen Charakter wie den Marquis Posa zu schaffen? Ich wage ein unbedingtes „Nein!“, denn er war keines Enthusiasmus fähig.

Schillers Dichtungen hab ich immer mit wahrer Bewunderung genossen, doch ohne ihre Fehler zu übersehen, — und wenn ich sie beurteilen mußte, auch nachzuweisen. Den Wallenstein selbst z. B. hab ich in meinen Briefen an ein Frauenzimmer mit großer Wärme gepriesen, aber die — wunderbar ergreifende — Episode der Liebe zwischen Max und Thekla getadelt, weil sie nicht, was Episoden sein sollen, in die Handlung eingreift, sie motivieren hilft. Ich nannte sie deshalb „ein wunderschönes — drittes Wein. Striche man die Rollen der beiden Liebenden weg, so verlöre das Stück den größten Teil seines Interesses, aber von seinem Zusammenhange nichts.“

Ein zweiter, noch größerer Fehlgriff, den ich aber eben deshalb nicht rügen mochte, hat mir immer die Weise geschienen, wie Max endet. Hätte er, nachdem er seinen idealischen Glauben an Wallenstein und seine Liebeshoffnung getäuscht sah, von seinem Kammerdiener gefordert, er solle sich zur Gesellschaft mit ihm erschließen, so würde man das ohne weiteres als eine tyrannische Lollhüslerei verabscheut oder belacht haben. Und er opfert seinem Unmüde tausend tapfre Männer, die ihm innig ergeben und von seinem Monarchen ihm anvertraut sind! Vorfänglich! Man erinnere sich nur der Worte, mit denen er scheidet, und der Äußerung des schwedischen Offiziers: „Man sagt, er wollte sterben!“ Freilich! Sonst hätte er nicht eine ganze Armee mit einem Regimente angefallen. Es ist wohl einer der glänzendsten Beweise von der Zaubergewalt des Schillerschen Genies, daß das Stück trotz solchen Fehlgriffen so allgemeine — und übrigens gerechte — Bewunderung erwerben und behalten konnte.

\*

Daß Schiller in Hinsicht Merkels durchaus zu Goethe stand, unterliegt keinem Zweifel. Auch hier muß ich auf das spätere Kapitel „Der Kritikus“ verweisen.

Eine ausführliche Darlegung seiner Ansichten über Schillers Kunst hat Merkel in seinen Skizzen veröffentlicht. Sie ist so breit angelegt und im einzelnen so ansehnlich, daß sie hier füglich ausgelassen werden kann.

## Sichte

Geit<sup>1)</sup> ein großer Dichter, ich weiß nicht, ob Schiller oder Goethe, ausrief: „Vergänglich ist des Mimen Kunst!“ ist und wird das Sprüchelchen unzähligemal wiederholt. Die Kunstleistungen der Schauspieler (jedoch) scheinen mir lange nicht so vergänglich, als die der Schulphilosophen. Der Ruhm eines Roscius, Lecain, Talma, Garrik, Eckhof, Schröder dauert, und selbst die Überlieferung davon, wie sie diesen oder jenen großen Charakter, ja einzelne Momente gaben, erhält sich lange mit Bewunderung auf der Bühne; die Schulphilosophen überleben gewöhnlich die Geltung ihres Systems, und mit ihm sinkt auch die ihrige, schlimmer als in Vergessenheit, in Nichtachtung.

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 114.

Das Auffallendste dabei ist Unbefangenen, daß jeder von ihnen mit der Behauptung auftritt, er habe das Höchste der Wahrheit gefunden; weiter lasse sich nicht dringen. Nie hat wohl einer das bestimmter und fecker verkündigt als Fichte. Nach seiner Äußerung, vielleicht auch wohl Überzeugung, gelangte seine Wissenschaftslehre an die höchste Grenze des Vermögens menschlichen Denkens. Das kam mir so drollig vor, daß ich dem Medailleur Abramson<sup>1)</sup>, der mir zuweilen die Ehre bezeugte, mich um Ideen zu Arbeiten zu bitten, vorschlug, eine Medaille auf jene Lehre zu verfertigen: ein Sackgäßchen und Fichte, der hineinlaufend mit der Stirn an die Schlußmauer stößt und ruft: „Hier ist das Ende der Welt!“ Abramson meinte, das ließe sich wirklich ausführen, tat es aber weislich nicht.

Besonders gab Fichtes oberster Satz: „Ich setze mich schlechthin“, im Grunde nur eine Verunstaltung des alten „Cogito, ergo sum!“, viel Anlaß zu Spott. Wagge sen<sup>2)</sup> persiflierte es in einem witzigen Trinkliede, das zu Jena selbst in einem frohen Zirkel von Professoren gesungen wurde. Es hieß, Fichte selber solle mitgesungen haben. Die Art, wie er einen anderen leichten Scherz aufnahm, macht das wahrscheinlich. Er glitt in Weimar auf dem gerade nassen Pflaster aus und fiel in einer sitzenden Stellung zu Boden. „Fichte setzt sich schlecht hin!“ rief ein Student, der hinter ihm ging. Die Begleitenden lachten hell auf, und Fichte lächelte wenigstens mit.

Er besaß unstreitig sehr viel Scharfsinn und Energie des Charakters. Er dachte hell und kräftig und besaß, sein Haupttalent, viel und feurige Beredsamkeit. Sein System war freilich dunkel und blieb es, wie man versicherte, selbst den Geweihtesten unter seinen Anhängern, aber es war ihm auch nur das mühsam erarbeitete Rüstzeug zum akademischen Lehrer. Kant war ein froher, feiner, witziger Lebemann und seit vielen Jahren ein gepriesener Lehrer, ehe er seine „Kritik der reinen Vernunft“ niederschrieb. Er tat dieses nur, wie bekannt ist, weil sein Magen ihm verbot, die Abendgesellschaften in der reichen und wohllebenden Handelsstadt, in denen er bisher selten fehlte, länger mitzumachen. Fichte dagegen, wahrscheinlich Kants bester Schüler, übrigens in sehr bedrängten Vermögensumständen, mußte als junger Mann die Philosophie, fast sein einziges Studium, zum Broterwerb machen. Kantianer zu sein, zeichnete nicht mehr aus und genügte seinem Ehrgeiz nicht. Er versuchte und es gelang ihm, ein neues System aufzustellen und davon lange zu subsistieren. „Kant“, sagte jemand, „philosophierte, weil er nicht mehr essen konnte; Fichte, weil er essen wollte.“ Wenigstens konnte der Zorn, der ihn er-

<sup>1)</sup> Abr. Abramson, geb. 1754, gest. 1811 als preuß. Münzmeister, verfertigte eine große Anzahl von Medaillen auf Zeitereignisse. Er hatte auch, wie die von ihm geprägte Denkmünze auf die Akademia Petrina in Mitau beweist, Beziehungen zum Baltikum.

<sup>2)</sup> Jens Wagge sen, geb. 15. Februar 1764, gest. 3. Oktober 1826, unter den dänischen Dichtern derjenige, der vor allem die Bedeutung Schillers verkündigte, bei dem ihn Reinhold 1790 eingeführt hatte. Die Unterstützung Schillers durch den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und den Grafen Schimmelmann ist ihm in erster Linie zuzuschreiben. Das von Merkel erwähnte Lied folgt am Schlusse des Kapitels.

füllte und zu gemeinen Schimpfworten hinriß, wenn sein System angegriffen wurde, wohl zu der Vermutung bewegen, daß er mehr für den Herd stritt, als für den Altar der Wahrheit. Immer war seine Art des Streitens und die Arroganz, mit der er aufzutreten pflegte, ein Beweis jener Roheit der Sitten, die zu jener Zeit nur zu häufig an den akademischen Lehrern, die selbst nur in den kleinen Universitätsstädten gebildet waren, sich zeigte<sup>1)</sup>. Fichte scheint sie indes in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Berlin abgelegt und sich so ganz den Grad hoher Achtung erworben zu haben, den er in so mancher Rücksicht verdiente.

Sein Charakter erschien mir in einem Punkte völlig der Gegensatz von Seumes Charakter. Wie dieser mehr Stärke als Kraft, besaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume fast nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerschütterlich festhielt und keinem fremden Einflusse offenstand, unternahm Fichte mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerstand fand, leicht auf, ging nicht selten zum Entgegengesetzten über und gestattete untergeordneten Geistern, ihn zu lenken. Als er Professor zu Jena wurde, was seine erste Anstellung war, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studentenorden vernichten, sprach heftig gegen sie und bemühte sich, offizielle Maßregeln gegen sie zu veranlassen. Studenten warfen ihm die Fenster ein, versuchten ins Haus zu brechen und drohten, in der nächsten Nacht wiederzukommen und alles zu zerstören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Pistolen durchwachen, rief indes doch die Hilfe des Senats auf, der strenge Sicherheitsanstalten traf. Seitdem gab er seinen Plan auf und selbst so ganz seinen Wunsch, den Gesetzgeber der Studenten zu spielen, daß er bald auf einem freundlich-gemüthlichen Fuße mit ihnen stand, auch mit den besten Senatoren ihrer Orden. — In seiner Wissenschaftslehre und in seinen Vorträgen kam vieles vor, was gegen die Lehrlätze der Religion oder doch der Kirche zu streiten schien. Der Superintendent und das Konsistorium zu — Dresden klagten darüber bei der Oberbehörde, und diese konnte doch, geschah es auch nur anstandshalber, nicht umhin, ein ernstes Abmahnungsschreiben, obgleich in schonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu lassen, er möge sich solcher Äußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu stolzes Selbstgefühl und eine zu hohe Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit an der Universität, um den Schritt der Nutritoren nicht als eine Beleidigung anzusehen. Statt durch eine ruhige Erklärung antwortete er trotzig: wolle man ihm Verweise erteilen und die Lehrfreiheit beschränken, so sähe er sich genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, und mehrere Professoren würden ihm folgen, zum großen Nachtheile der Universität.

Jetzt fand die Oberbehörde, sie sei es ihrer Ehre schuldig, ihm wirklich die Entlassung zu erteilen, mit deren Forderung er gedroht hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, sah sich plötzlich aus dem Wirkungskreise verstoßen, den er so lange gesucht und in dem er sich so

<sup>1)</sup> Der Helmstedter Professor Weireis pflegte von seinen ihm unsympathischen Kollegen in den Vorlesungen nur als von „Hundeschwänzen“ zu sprechen.

wichtig, ja, unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungsorgen bloßgestellt. Was das schlimmste war, der Anlaß dazu schien wenigstens derart, daß seine Anstellung auf einer anderen Universität dadurch erschwert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun getan, damit jene Entlassung zurückgenommen werde, und da diese vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzutun suchte, der Sinn der Wissenschaftslehre stimme völlig überein mit der christlichen Religion, ja sogar Gedichte schrieb im Stile der altfränkischen Lieckischen Manier<sup>1)</sup>, die fromm ausfahen. In Berlin fand er glücklicherweise viele, selbst unter den höchsten Beamten, die, wenn sie ihn auch nicht für religiös hielten, doch seinen Scharfsinn und seine Talente zum akademischen Lehrer gebührend schätzten. Sie interessierten sich für die Vorlesungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach einigen Jahren eine neue Professur in Erlangen und später in Berlin selbst<sup>2)</sup>.

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren sehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hospitieren, stieg abends um 7 Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beisammen fand. Mir schien sein Vortrag noch dunkler als seine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er seine Entlassung erhalten hatte, besuchte er mich in Berlin und schien mich zur öffentlichen Teilnahme für seine Angelegenheit anwerben zu wollen. Das setzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er sehr unrecht getan, der Oberbehörde trotzig zu antworten, und noch mehr, indem er später durch Sophismen in sein System hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Über das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der soeben ausgegeben wurde, gescherzt. Ich hatte nämlich von einer Philosophie gesprochen, die damit geprunzt, „sine Dis animosus infans“ zu sein, aber sobald die Theologie gescholten, befehrt die Hände gefaltet habe. Ich mochte Fichtes Besuch nicht erwidern, und er mußte später meinen Scherz erfahren und sehr übel genommen haben, denn er schimpfte in mehreren Schriften, als Bundesgenosse der Schlegelschen Schule, auf mich<sup>3)</sup>.

Schon früher hatte mich seine Angelegenheit in Anspruch genommen, glücklicherweise aber nur kurz und mit gutem Ausgange<sup>4)</sup>.

Die Herdern ließ mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, sobald ich kam, in ihr Kabinett und teilte mir eine Besorgnis mit, die ihr Tränen in die Augen brachte. Aus Freundschaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, daß man

<sup>1)</sup> Nach Bruchstücken solcher Gedichte, die Merkel hier zitiert, habe ich anonyme Übersetzungen lateinischer Hymnen in Barnhagens und Chamisso's Musenalmanach als von Fichte herrührend nachweisen können.

<sup>2)</sup> Merckels sehr einseitige Darstellung des Fichteschen Konflikts hier im einzelnen zu berichtigen, erscheint unnötig.

<sup>3)</sup> Diese Darstellung Merckels von seinen Beziehungen zu Fichte in Berlin ist durchaus unvollständig, ja irreführend. Vgl. später das Kapitel „Der Kritikus“.

<sup>4)</sup> Die im folgenden erzählten Begebenheiten spielen während Merckels Aufenthalt in Weimar, wo er Herder sehr nahestand.

den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza“ eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäußert hatte. Welch ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vizepräsident des Oberkonsistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus verteidigen mußte!

„Helfen Sie!“ sagte die Herdern; „helfen Sie, wenn Sie können!“

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am andern Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und sehr gedrungenem Körperbau mit einem nicht unangenehmen, starkknochigem Gesicht, dessen Auge mit großer Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie es mir damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschaftskomplimenten brachte ich das Gespräch auf Fichte. Ich bedeutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens; er hatte auf dieselben geraten. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so etwas nicht einzulassen. Nun fragt' ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhaßte Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; daß es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichstn Verdrießlichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das größte Gewicht, Fichten einigen Vorteil zu bringen. Ich stellte die Sache so, daß sie als das erschiene, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, daß er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich ins Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte.

Wie es zugeht, ist mir niemals recht klar geworden, aber Fichtes Vorher sagung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meisten berühmten Männer, welche den Glanz der Universität zu Jena gebildet hatten, verließen es in den nächsten Jahren, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Niethammer, sogar Schüz und mit ihm die Allgemeine Literatur-Zeitung. — Freundschaft für Fichte kann sie nicht dazu bewogen haben, ob sie gleich alle ihn schätzten. Genuß — Jena sank.

---

Das von Merkel erwähnte Gedicht Bagaesens, in dem er Fichte verulkt, sei hier als Beispiel damaligen gelehrten Witzes wiedergegeben. Es ist im Wossischen Musenalmanach von 1797 enthalten.

Die gesammelte Trinklehre  
Rundgesang  
(Nach der Volksmelodie des Heuliedes)

Seit Vater Noah in Becher goß  
Der Traube trinkbares Blut,  
Trinkt jeder ehrliche Tischgenoß,  
Doch keiner weiß, was er tut.  
Man trinkt, wie man eristiert,  
Als wenns sich von selbst so verstünde, was Trinken und Dasein heißt;  
Des Trinkers Geist  
Hat niemand noch deduziert.

Chor:

Als wenns sich von selbst so verstünde usw.

Die Dichter sagen zwar weit und breit:

„Ich klinge, du klingst, er klingt!“  
Und ahneten etwas von Göttlichkeit  
Im „Trinkt, ihr Brüderchen, trinkt!“  
Sie gaben dem Denker den Wink:  
Doch keiner benutz ihn, ums eine, was not ist, zu finden drin,  
Den großen Sinn  
Im „Trink, mein Brüderchen, trink!“

Chor:

Nein! keiner benutz ihn, ums eine usw.

Ich hab ihn errungen, den hohen Geist,  
Gefast den göttlichen Sinn;  
Ich weiß, ihr Trinker, was Trinken heißt  
Und alles, was not ist, darin.  
Merkt auf! und trinket hernach;  
Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei  
Philosophie,  
Hört meine Lehre gemacht!

Chor:

Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei  
Philosophie,  
Hört seine Lehre gemacht!

Ich setze mich hier an den Tisch voll Wein,  
Ihr andern setzt euch herum!  
Geseßt muß jeder Selbsttrinker sein,  
Sonst purzelt' am End er doch um.  
So sind wir denn alle geseßt!  
Nun setz ich mir richtig Geseßten entgegen das volle Glas;  
Lut ihr auch das!  
Jetzt kömmt das beste zuletzt.

Chor:

Wir setzen uns richtig Geseßtem entgegen das volle Glas;  
Getan ist das!  
Nun kömmt das beste zuletzt.

Das bloße Sehen ist Theorie,  
Man durstet immer dabei:  
Die Praxis ist eben die wahre Sophie  
In unserer Philosophie.  
Und nun, wie machen wir das?  
Ich schlürft aus dem Glase den drin mir entgegengesetzten Wein  
In mich hinein:  
Ein jeder leere sein Glas!

Chor:

Er schlürft aus dem Glase usw.

Ihr merkt, ihr Freunde, beim ersten Trunk,  
Die Lehre führe zu was;  
Ich philosophiere nicht bloß zum Prunk,  
Doziere nicht bloß zum Spaß!  
Zwar trunken sind wir noch nicht;  
Doch füllt uns allmählich das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,  
Wenn jeder keck  
Erfüllt die zechende Pflicht.

Chor:

Doch führt uns allmählich das Füllen und Leeren usw.

Drum mach ein jeder so oft als ich  
Den Wein im Glase kapott!  
Am Ende findet er sich wie mich  
Den wahren, zechenden Gott!  
Dann ist verschlungen der Wein!  
Und gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang, sieht man trunken da:  
Halleluja!  
Drum heißa juchheißa, schenkt ein!

Chor:

Ja, gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang, sieht man trunken da:  
Halleluja!  
Das wahre Nicht-Ich ist Wein!

## Schück und die Allgemeine Literatur-Zeitung

Zu<sup>1)</sup> den berühmtesten Gelehrten Jenas gehörte, und ohne Widerrede der Vielseitigste und Einflußreichste unter ihnen war, Schück<sup>2)</sup>. Von seiner philologischen Gelehrsamkeit sprachen selbst Wolf und der alte Voss, Übersetzer Homers, Virgils usw. mit großer Achtung; aber er war auch zugleich wie Wolf ein wigiger Kopf, ein philosophischer Denker und, was jener nicht war, ein gewandter literarischer Geschäftsmann, in den Lebensverhältnissen entschlossen und fest.

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 132.

<sup>2)</sup> Christian Gottfr. Schück, geb. 19. Mai 1747, 1777 Professor am theol. Seminar in Halle, 1779 Professor der Poesie und Beredsamkeit in Jena. 1785 erscheint unter seiner Leitung die Jenaische Literatur-Zeitung. In seinem Hause verkehrten Goethe, Schiller, W. v. Humboldt, Fichte, Paulus, Reinhold, Karl August u. a. 1804 geht er als Professor der Beredsamkeit nach Halle, leidet sehr unter der Aufhebung der Universität, bleibt aber in Halle. 1824 verkauft er die Literatur-Zeitung an den Buchhändler Schwetschke und bleibt nur dem Namen nach Hauptredakteur, gab Xenophon, Aeschylus und Cicero heraus. Starb 7. Mai 1832.

Ich spannte meine Erwartung auf seine persönliche Erscheinung, die ich mir sehr stattlich und imponierend dachte. Ich fand mich sehr getäuscht, als mich, ich weiß nicht mehr welcher Anlaß zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartet hatte, sah ich eine abgewelkte, mühselige Gestalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen schalkhafter Strahl in diesem und einige Raschheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geist seiner Reden entsprachen einigermassen der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der sich, nach einem sehr entsprechenden Ausdrucke, den ich einmal hörte, am Pult veressen hat. Selbst sein Gang zeugte von gelehrter Vernachlässigung; er trat immer zuerst mit den Hacken auf. Sein Gespräch war lebhaft und voll witziger Gedanken und bewies seine große Gelehrsamkeit nicht nur, sondern, was sehr viel mehr wert ist, seinen durchdringenden Verstand.

Er nahm mich sehr freundlich auf, ladete mich ein paarmal zu Gaste, wo es, ein Verdienst seiner geschmackvollen Gattin, fast so elegant zuging wie bei Loder, und auch als ich Weimar verlassen hatte, gab er mir mehr als einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung. Späterhin ließ er mich durch Böttiger auffordern, an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ teilzunehmen, und sandte mir dazu Seumes Gedichte. Ich schrieb wirklich eine Beurteilung, schickte sie aber, wie ich auch Böttiger sagte, in der Überzeugung ab, daß sie nicht werde gebraucht werden, wie auch geschah. Später, als ich in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer“ in „Ernst und Scherz“ und im „Freimütigen“ auftrat, und unter meiner eigenen Fahne focht, war ich mehr an meinem Platze.

Der Universität leistete Schüz damals als Professor sehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er sehr spät ein einziges Kollegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaub ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorlesung erklärte er, seiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe Aufopferung, wenn alle, die subskribiert, auch bezahlt hatten. Es waren über hundertundfünfzig Zuhörer, und das bescheidene Honorar betrug doch drei Laubtaler. Das Abbrechen wurde allgemein bedauert, und ich tat es gleichfalls. Schüz las so geistvoll und die Aufmerksamkeit fesselnd, wie Matner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen besseren Dozenten gehört. Nur Wolf mochte ihn übertreffen.

Schüz litt wirklich an hartnäckigen Beschwerden, wohl auch Folgen seines Sitzens beim Studieren und Schreiben; aber das Haupthindernis seiner Vorlesungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaktion ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieses viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens zu rechter Zeit. Wer diesen zuerst gehabt, ob Vertuch oder Schüz, weiß ich nicht, aber die Verbindung gerade dieser beiden Männer zu seiner Ausführung sicherte zum voraus das Gelingen.

Am meisten wirkte zu ihrem Vorteil der damalige Zustand der Kritik in Deutschland. Es gab fast nur zwei kritische Zeitschriften von Ruf, welche die neuere Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Universität und zuerst vom großen Haller unterstützt oder vielmehr geleitet, hatten sich in würdigem Ansehn erhalten und gaben noch immer sehr wertvolle Beurteilungen in anständigem Tone; aber ihre wöchentlich erscheinenden Bogen in Kleinoktav waren viel zu eng, um ihre Leistungen weiter als auf die wichtigsten Erscheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die Allgemeine Deutsche Bibliothek, von Friedrich Nicolai zu Berlin gestiftet, redigiert und verlegt, umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rücksicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändlerischen Spekulation. Ihr Außeres, enge deutsche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war zu gering, um zu tätiger Teilnahme anzulocken und dafür zu entschädigen.

Ihr größtes Gebrechen aber war der einseitige, enge Sinn, in dem sie redigiert wurden. Nicolai, ein wohlunterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philosophischer Kopf, hielt sich gleichwohl für beides, weil einst Lessing und Mendelssohn seine Freunde gewesen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil sich, aus Mangel eines bessern Mittelpunktes, gute Köpfe ihm und seiner Bibliothek angeschlossen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieser mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung in der Literatur sinken.

Außer diesen beiden kritischen Schriften waren noch in Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städtchen, wo etwa ein geistvoller, mitunter auch ein geistloser Schriftsteller und ein Buchhändler einen Unternehmungsgeist besaßen, sogenannte gelehrte Zeitungen entstanden und vegetierten eine kürzere oder längere Zeit. Selbst manche politische Zeitung lieferte Rezensionen. Alles dieses deutete nur das Bedürfnis eines gut organisierten kritischen Institutes an, ohne es zu befriedigen, und war verdunkelt, sowie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändlerischen, sondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte er die gesamte Literatur aller gebildeten Nationen und übernahm so, die Fortschritte aller Wissenschaften zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und schnell Nachricht gab; denn täglich sollte ein halber Bogen in Quart erscheinen. An die Spitze jedes Faches stellte er einen berühmten Gelehrten desselben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Äußerung ihrer Ansichten geschehen solle; es sollten nötigenfalls mehrere Beurteilungen desselben Gegenstandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Taler im Golde, für den Bogen und selbst das für seine Neuheit imponierende Außere des Blattes trugen dazu bei, ihm schnell eine Autorität zu schaffen, vor der sich alles beugte. Der größte Philosoph des Zeitalters, Kant, eröffnete es durch die Beurteilung des am meisten bewunderten Werkes der Zeit, der „Ideen“ Herders, leider, indem er sie herabsetzte. — Zum Sitz der Hauptredaktion wurde ein

---

eignes großes Haus außerhalb Jenas erbaut, in dem Schütz wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern nur kurzweg „die Literatur“ hieß.

Die bei der Allgemeinen Literatur-Zeitung zum Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutschland jener Zeit großartig und einsichtsvoll, und ebenso sehr die erste Ausführung derselben, bei der überall die Unterstützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wissenschaften ehrenden Fürsten und seines weisen Ministers, des Geheimen Rat Voigt, durchblickte. Dieser war eigentlich die Seele der Verwaltung des kleinen Staates und berechnete mit ebenso hellem als edlem Sinne die Vorteile desselben. Goethe war in dieser Rücksicht fast nur, wie ich ihn in Weimar selbst einmal nennen hörte, Paradenminister.

Die Wirkungen, welche die Allgemeine Literatur-Zeitung anfangs tat, waren entscheidend, groß und wohlthätig. Durch sie erst gewann die deutsche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptstädte und Residenzen Deutschlands zu geben vermochte, einen bestimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei andern Nationen, und diese Wirkungen waren dauernd und wuchsen fort, als das Blatt schon im Sinken war. Als ich nach Deutschland kam, war dieses Sinken sehr bemerklich und die Ursache in der Stille anerkannt.

Schütz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange imstande, der ungeheuren Arbeit der Redaktion neben den Geschäften seiner Professur zu genügen, mußte Gehilfen suchen nicht bloß für den geschäftlichen Teil, sondern auch für den geistigen, für das Denken; — hier aber mußte jedem Spielraum gelassen werden, sich und seine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachteilig werden und ward es. Einer der frühesten Gehilfen war Reinhold<sup>1)</sup>, ein ehemaliger Mönch, der in Wielands Hause Aufnahme fand und sein Schwiegersohn wurde. Dazu mußte er sich ein Fach der Gelehrsamkeit wählen und sich schnell darin so sehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verschaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritische Philosophie, studierte sie mit großem, aber, nach dem Urteile von anderen Kantianern und von Fichte, nicht dem glücklichsten Eifer, ließ ein paar Schriften und Rezensionen in ihrem Geiste drucken und fand nun als Professor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heiraten erlaubte. Diese hatte in ihrer ersten Nummer selbst die Fahne der Kantischen Philosophie aufgesteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold sie nun überall einflocht, sie als das Höchste behandelte, schien jetzt nur Konsequenz, und Kantische Prinzipien wurden, da andere Rezensenten den Charakter des Blattes darin

<sup>1)</sup> Karl Leonhard Reinhold, geb. 26. Oktober 1758 in Wien, 1772 Novize in einem Jesuitenkollegium, später Barnabit, ließ sich 1783 von Prof. Vekold nach Leipzig entführen, wo er bei Platner hörte. 1784 in Weimar bei Wieland, arbeitet am Teutschen Merkur mit und wird Wielands Schwiegersohn, 1787 Professor der Philosophie in Jena, wo er mit großem Erfolg lehrte. In seiner Philosophie stellt er den Übergang von Kant zu Fichte dar, dessen Anhänger er später ganz wird. 1794 Professor in Kiel. Sein Hauptwerk: Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Starb 10. April 1825.

zu sehen glaubten, gleichsam die Livree der Kritiker. Man hat mich ganz ernsthaft versichert, daß sogar Kochbücher und Sperntexte nach jenen Prinzipien beurteilt worden, — was indes auf sich beruhen mag. Reinhold wurde durch eine einträgliche Professur nach Kiel entfernt, aber der schwerfällige Charakter des Blattes war stehend geworden. Als ich nach Jena kam, führten ein paar junge Männer das Wort darin, deren Dünkel und verletzende, nichts schonende Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte<sup>1)</sup> und Schüz, den selber sie beiseite zu schieben anfingen, endlich zwangen, sie von aller ferneren Mitarbeit geradezu auszuschließen. Sie wurden jetzt Feinde. Das tat der Zeitung keinen Schaden; wohl aber, daß sie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die sich nicht mit ihr messen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es nachtheilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literarischen Geist in Deutschland zu lebendiger Thätigkeit aufgeregt, und diese war nun unermülich darin, neue Formen zu schaffen, durch welche i h r e Form allmählich antiquiert wurde. Endlich ging sie in zwei, ein Livonism, der eigentlich und besonders hier richtiger ist, als das gebräuchliche Wort „entzwei“. Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schüz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe seiner Allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; sein bisheriger Hauptgehilfe Eichstädt<sup>2)</sup>, unterstützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortsetzung derselben erscheinen, die den bisherigen Titel: J e n a i s c h e allgemeine Literatur-Zeitung führte, und der Goethe und Schiller ihre Teilnahme zusicherten. Dem Publikum blieb es überlassen, welche es für die echte Fortsetzung ansehen wolle. Ich glaube, es ist auch jetzt noch nicht darüber auf dem reinen.

\*

Die Goethaische gelehrte Zeitung vom 4. September 1803 brachte folgende Notiz:

„J e n a. Obgleich Herr Professor E c h ü z und E s c h nach Halle gehen, geht die Jenaische Literatur-Zeitung doch auch nicht ein. Mit dem 1. Januar 1804 erscheint das erste neue Blatt. Es ist zu der neuen Zeitung ein großer Fonds da, und Goethe und Schiller haben sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt. Eichstädt wird Redakteur, und die vornehmsten Gelehrten Deutschlands sind Mitarbeiter.“

Interessant ist hierzu und zu der Fichteschen Prophezeiung von Jenas Sinken auch der folgende Brief von Vulpinus an Nikolaus Meyer vom 4. September 1803: „Der freimütige Schuft (Merkel gab mit Kogebue den ‚Freimütigen‘ heraus) hat Jenas Untergang prophezeit. Die Clique schlägt sich aber selbst, und Jena wird wohl stehen bleiben. Loder hat aus Dankbarkeit für die vielen Gnaden vom Herzog seinen Abgang nach Halle unvergesslich machen wollen; er hat deshalb so lange durch Kogebue und die andern großen Männer negoziert,

<sup>1)</sup> Gemeint sind die S c h l e g e l s, vor allem August Wilhelm.

<sup>2)</sup> Heinr. Karl Abr. E i c h s t ä d t, geb. 8. Aug. 1772, 1795 a. o. Professor in Leipzig, 1797 o. Hon.-Professor in Jena, von Schüz sehr gefördert, nach dessen Fortgang Professor der Eloquenz und Poesie, 1817 Direktor des philologischen Seminars, zur Leitung der Literatur-Zeitung sehr geeignet, sonst aber als gelehrter Schriftsteller wenig produktiv. Gall als erster Latinist seiner Zeit. Starb 4. März 1848.

bis die Literatur-Zeitung nach Halle kam. Nun gut! Kogebue stieß sogleich in die Luba, und siehe da, alles ist voll Furcht und Schrecken.

Aber sie hatten nicht alles wohl überlegt, und die J e n a i s c h e Literatur-Zeitung b l e i b t. Goethe und Schiller sind an die Spitze getreten, und Eichstädt wird Redakteur. Es ist ein Fonds von 5000 Talern dazu da."

Man sieht aus diesen Mitteilungen, welche Aufregung der Plan der Verlegung in den Weimariſchen Kreis brachte. Der Plan wurde übrigens bekannt durch eine Indiskretion Kogebues in seiner Zeitschrift „Der Freimütige“, die später Merkel redigierte. Die Übersiedlung nach Halle erfolgte, wenn nicht auf Veranlassung, so doch mindestens mit Unterstützung der preußischen Regierung, die Schütz und dem Verleger Bertuch ein Kapital von 10 000 Talern zur Verfügung stellte. Der Goethesche Plan der neuen Literatur-Zeitung in Jena rief sofort geharnischte Proteste der Unternehmer des alten Blattes an Friedrich Wilhelm III. hervor und Beschwerden über unlauteren Wettbewerb durch die Fassung des Titels, die dann zu preußischen Sperrmaßnahmen bei der Postbeförderung des neuen Blattes führten. Der ganze Briefwechsel, der einer gewissen Komik nicht entbehrt, befindet sich im Berliner Staatsarchiv. Der Goethesche Plan konnte nur ausgeführt werden, weil damals die Verlobung des weimariſchen Erbprinzen mit der russischen Großfürstin stattfand, denn dadurch wurde den Jenaischen Unternehmungen, wie Schiller es in einem ebenfalls im Berliner Archiv befindlichen Briefe drastisch ausdrückt, der nervus rerum gerendarum gesichert.

## Die Schlegels

Wenn<sup>1)</sup> die fabrikenmäßige Uniform des literarischen Geschäftsganges hier und dort einen Mann von wahren Gehalt auf einen Irrweg leitete, der seiner unwürdig war, so hob sie dagegen eine Anzahl Leute von beschränktem oder gar zweifelhaftem Wert auf einige Zeit zu großer Bedeutung empor. Man könnte sagen: wie ein Bach mit unreinem Wette warf sie Blasen, die eine Weile breit und schimmernd fortschwammen, bis sie etwa an einen — Strohhalm stießen.

Ich war in dem sogenannten Paradiese (einem Spaziergange) bei Jena öfter einem jungen Manne begegnet, der eine sehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung nach ihm, sagte man mir nicht: Er heißt, sondern „Das ist August Schlegel!“ Ist? Dies Wort setzte schon einen anerkannten Ruf voraus; natürlich fragte ich begierig, worauf dieser sich gründe? „Er arbeite an der Literatur-Zeitung.“ Nun, das ist ein Geschäft, das von hundert gut und schlecht getrieben wird; das aber allein noch nicht seinen Mann macht. Wenn jene große Wasserbeschauungsanstalt nicht existierte, wenn ihr Ansehen seinen Urteilen nicht Geltung gäbe, was wäre er dann, d u r c h s i c h? Man wies mir eine Anzahl Gedichte und kritische Abhandlungen nach. Ich fand in den ersten sehr viel Regelmäßigkeit des Versbaues bei Gedanken, die zwanzig Dichter schon gesagt hatten; in den letzten viele gesammelte Kenntnisse in einem reinen Vortrage. Mit diesen untergeordneten Vorzügen würden sie indes wenig Aufmerksamkeit erregt haben, wenn Bürger und Schiller sie nicht in ihre Zeitschriften aufgenommen hätten. Endlich las ich Über-

<sup>1)</sup> Skizzen, Seite 147.

setzungen von ihm. Sie waren mit Fleiß und Gewandtheit gemacht und gaben das Original mit großer Treue wieder: aber die poetisch-schönen, witzigen und erhabenen Gedanken, die er hier vortrug, und die man bewunderte, gehörten ja nicht ihm, sondern dem Original. Also zum dritten Male h ö h e r e Geltung durch f r e m d e n Wert, als der eigene fordern konnte! Der gute Übersetzer eines großen Dichters verhält sich zu diesem wie ein Schreiber, der eine schöne Handschrift malt, zu einem einsichtsvollen Minister, dessen weise Verordnungen er ausfertigt; und doch war ich überzeugt, daß Herr Schlegels Minister, Dante und Shakespeare, nie mit so viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten sind, als er verriet. Ich fand mich ein paar Male in Gesellschaften mit ihm zusammen, und sein Gespräch lehrte mich bestimmt, ich sei — auf eine Blase getroffen. Das Zerfließen wird nicht ausbleiben, dacht' ich; und in der That trat es bald ein.

Schlegel scheint förmlich den Plan gehabt zu haben, sich, wie vormals Gottsched und dann Klop, zu einer alles entscheidenden Autorität wenigstens in der sogenannten schönen Literatur zu erheben. Was er selbst zu schaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und Werkzeug bot ihm die Senaische Zeitung bereitet an. Ihrem Herausgeber mußte ein so rüstiger, kenntnisreicher und wirklich damals auch geschmackvoller Mitarbeiter sehr willkommen sein. In kurzem bemächtigte er sich fast des ganzen belletristischen Faches und nahm, als oberster Richter über Leben und Tod, in seinen Beurteilungen einen sehr vornehm wegwerfenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn, sagt man, mit großem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung sprach, die besonders nach der Erscheinung der Xenien so etwas zur Erhaltung ihres Ansehens zu bedürfen schien, und die Menge wurde dadurch wirklich in Ehrfurcht geschreckt. Indes gab es eine ganze Reihe von Celebritäten, die vor Schlegel schon da gewesen waren und ihn verdunkelten. Er griff diejenigen, mit denen es tunlich schien, nacheinander und zwar mit steigender Heftigkeit an und stellte dagegen andere auf. Er erklärte eine Reihe von Köpfen von sehr mittelmäßigen Talenten für Genies: so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigener Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigener Bruder, Tieck, Novalis und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte und zu diesem Zirkel taugte.

Es ist möglich, daß diesem ganzen Gange, den Schlegel nahm, anfangs nicht ein überlegter Plan zugrunde lag; aber die Konsequenz mußte wohl hineinkommen, da die Eigenliebe seinen Blick unverrückt auf das Ziel heftete, das sie ihm gesteckt hatte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigentümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht bloß eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Dieses konnte nur aus der Kasse jener Herren fließen. Das, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Rezensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus und erhob so in einem Jahre achthundert Taler Honorar. Bei der Größe dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, daß er allein den dritten Teil des Jahrganges geschrieben und für alle andere Zweige der Literatur und alle andere

Mitarbeiter zusammen nur zwei Drittel übrig gelassen hatte, von denen noch dazu ein beträchtlicher Teil von seinen Freunden gleichfalls für Belletristik verwandt worden<sup>1)</sup>. Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder statt einer Rezension eine Abhandlung (über Herders Terpsichore) brachte, strich Schütz als Redakteur die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen das Erbieten an, und sein Herrscherplan war gescheitert, wenn er ihn nicht durch eigene Kraft fortsetzen konnte.

In der Lat versuchten er und die von ihm geschaffenen und mit ihm gefallenen Genies das auf eine Weise, die mich immer an das Muckrennen<sup>2)</sup> der Javanesen erinnert hat. Wenn diesen ein großes Unglück begegnet, verschlucken sie eine Quantität Opium, laufen mit bloßem Schwert durch die Gassen und stoßen nieder, wer ihnen begegnet. So griffen sie in einer Reihe von Zeitschriften, die aber gewöhnlich nach ein paar Heften aufhörten, eine Menge berühmter Schriftsteller aufs bitterste an; ja, sie erklärten endlich geradeheraus, die Deutschen befäßen noch gar keine Literatur. Auf diesem Wege ging es aber nicht. Sie erhielten wenigstens ebensoviel und so derbe Schläge zurück, als sie austeilten; der Geschmack des Publikums war noch zu wenig verderbt, um ihnen Beifall zu geben, vor allen Dingen, da sie ihm statt dessen, was sie ihm verleiden wollten, nichts darzubieten hatten. Dafür mußte gesorgt werden. Die alten Dichtersheroen auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen, hätte einen langen Kampf gekostet, dessen Ausgang ihnen doch wohl selbst ungewiß scheinen mochte. Leichter war es, die man nicht zu besiegen hoffte, aus der Mode zu bringen. Es wurden also mancherlei Abwege eingeschlagen und Spielereien in Umlauf gesetzt: der altdeutsche Ton, läppische Mährchen, die Gedichtsf o r m e n der Italiener und Spanier, die Assonanzen, endlich gar die Frömmelei und Mystik. Das gebildete ältere Publikum belachte diese Dinge, aber sie hatten dafür eine Seite, die ihnen schnell eine Menge Anhänger unter den jungen Leuten verschaffte: die Leichtigkeit nämlich, mit der sie sich nachahmen ließen. Wer es versuchte, dem gelang es, und die Eitelkeit sorgte denn dafür, daß man darin nicht einen Beweis für die Unbedeutendheit der Aufgabe, sondern für die eignen Dichtertalente fand. Aber Dichter zu sein, ist wenig: man muß ein großer sein. Wie aber dafür gelten, solange so viele andre da waren, die seit einer Reihe von Jahren so genannt wurden und nie Spielwerk jener Art getrieben hatten? Daher die allgemeine Verschwörung, die um jene Zeit unter den Jünglingen, also auch unter den jungen schöngeistlichen Weibern gegen alles zu bestehen schien, was einen älteren Schriftsteller- oder Dichterruhm besaß.

Um ihrem Siege eine gewisse Festigkeit, einen großen Schauplatz zu geben, auf dem sich auch reelle Früchte desselben hoffen ließen, versammelten sich die Häupter der neuen Schule in Berlin. — Hier geriet ich mit ihnen in offene Fehde.

<sup>1)</sup> A. W. Schlegel schrieb in den Jahren 1796—99 nahezu 300 Rezensionen für die Literatur-Zeitung. Die erste Rezension (des poetischen Teils von Schillers Horen) schrieb er auf Schillers Veranlassung.

<sup>2)</sup> Amoklaufen.

Nie hab ich des älteren Schlegel frühere Schriften lesen können, ohne zu bedauern, daß ihn das Schicksal, die lose Gestaltung der deutschen Literatur und überspannte Eigenliebe den Weg führten, den er gegangen ist. Zu dem, wofür er gelten wollte, waren seine Talente nicht hinreichend, und es fehlte ihm Originalität: aber er besitz hellen Verstand, in vielen Fächern solide Gelehrsamkeit; ja, in seinen Rezensionen in der Literatur-Zeitung (und wieder in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur) zeigte er so viel Bildung des Geschmacks, daß ich mich des Glaubens nicht erwehren konnte, er halte die Schellen, die er der deutschen Poesie aufzuhelfen suchte, selbst für Schellen. Diese Ansicht war es vorzüglich, was mich gegen ihn erbitterte: denn Welch ein unermeßlicher Dünkel gehört dazu, seine Nation zum besten haben zu wollen! Wie dem auch sein mag: zu einer eigentlichen philosophischen Ansicht der Kunst, die über die Weisen und Regeln der einzelnen Schulen hinweg auf den Grundzweck der Kunst blickt und von ihm Liberalität des Urteils erlernt, hab ich ihn sich nie erheben sehen.

Das vorzüglichste, was er geleistet hat, ist ohne Zweifel seine Übersetzung des Shakespeare, ob er gleich dabei nach einem nicht ganz richtigen Grundsatz verfuhr und sich die Übertragung der oft so faden Witzeleien und der kleinen Zufälligkeiten des Ausdrucks, ja selbst des Klanges hätte ersparen können.

Die bedeutendste unter seinen Dichtungen sind Ariadne, die Elegie „Rom“ und das Schauspiel „Jon“. Sie haben alle die Vorzüge, welche berechnender Verstand und eiserner Fleiß ohne eigentliches Talent einem Kunstwerke geben können. Das meiste Leben unter seinen kleinen Gedichten hat ein etwas schlüpfriges. Irr ich nicht, so heißt es: Die verfehlte Stunde.

Dem jüngern Schlegel, Friedrich, den ich nicht persönlich kenne, traute seine Bekannten mehr Phantasie und Talent zu als seinem Bruder. Vielleicht ist die erste Hälfte dieses Urteils gegründet, wär es auch nur, weil es ihm mit seinen Verirungen mehr Ernst war. Auch er trat zuerst mit ein paar Schriften auf, die von wissenschaftlichem Fleiß und hellem Verstande zeigten, ob sie gleich auch manche Schiefheit enthielten. Mit seinem Bruder wurde er Mitarbeiter der Literatur-Zeitung; mit ihm verließ er sie und warf sich in die Genialität. Sein erstes Probestück darin war der Anfang eines mehr als schlüpfrigen Romans, Lucinde, und eine Zeitschrift, Europa, voll wunderlicher Behauptungen neben einigen glücklichen Gedanken. Die erste entzündete alle Berlinerinnen von einem gewissen Alter und Temperament zu seinen heimlichen Verehrerinnen; die zweite wurde der Heerruf seiner Freunde und die Zielscheibe seiner Gegner. Als die Pläne seiner Partei mißglückt, ging er nach Paris, und seinem Fleiß in der Kaiserlichen Bibliothek verdanken die Wissenschaften ein Werk, das für das allgemeine Sprachstudium wichtig erscheint. In den letzten Jahren soll er sich bekanntlich in Wien, als Staatsdiener, bei einem wichtigen Anlaß des in ihn gesetzten ehrenvollen Zutrauens sehr würdig gezeigt haben<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Er war 1809 dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl zugeteilt und verfaßte die gegen Frankreich gerichteten Proklamationen. Später wurde er Leiter der Urnee-Zeitung und des Österreichischen Beobachters. Beim Wiener Kongreß reichte er einen Entwurf für die Verfassung Deutschlands ein, der zu den Akten wanderte.

Weimar

## Weimar<sup>1)</sup>

Ich<sup>2)</sup> hatte einen langweiligen und mühseligen Winter in Jena verbracht teils mit Kollegien und Studien über Medizin, teils mit Ausarbeitung der Schrift „Hume und Rousseau über den Urvertrag nebst einer Abhandlung über Leibeigenheit“. Ich fühlte das Bedürfnis, eine andere Umgebung zu suchen, als die pedantische, halb rohe Spießbürgerlichkeit Jenas. Nach Weimar war ich oft an Sonnabenden hinübergefahren, hatte dort das Theater besucht, in einem Gasthose zu Abend gegessen und war dann in der Nacht wieder zurückgefahren. Das zu tun, war ein gewöhnliches Vergnügen der Studenten, wozu drei oder vier eine bedeckte Kalesche mieteten. Die Stadt oder einen ihrer berühmten oder unberühmten Bewohner hatte ich dabei nicht kennen gelernt, aber was ich von der ersteren gesehen, stach so vorteilhaft von Jena ab, daß ich fast schon entschlossen war, hinüberzuziehen, als ein Zufall es entschied.

Raum<sup>3)</sup> halb so groß und bevölkert wie Erfurt, beträchtlich kleiner und weniger bevölkert als Gotha, konnte Weimar zu dieser Zeit für eine Hauptstadt Thüringens gelten oder war es vielmehr. Der Geist hochgebildeter Humanität, der schon seit mehr als einem Menschenalter die Regierung besetzte, die berühmten Schriftsteller, die sie versammelte, selbst das Theater, das einzige stehende zu jener Zeit, machten es dazu, besonders seit der nur noch die ernstesten Wissenschaften als Kenner liebende Herzog von Gotha gealtert war. Jede veranstaltete Feier oder öffentliche Belustigung, besonders jedes neue Schauspiel führte aus den Städten der benachbarten Ländchen und selbst von den Gütern viele Teilnehmer nach Weimar. Es zogen selbst manche adelige Familien für den Winter dorthin, wie nach einer glänzenden Residenz, und selbst manche Engländer und Franzosen ließen sich dort förmlich nieder und hatten als Ausländer bei Hofe den Zutritt zu allen Festen; sie mochten von Adel sein oder nicht. Alles dieses wurde durch den literarischen Ruhm der Stadt so verherrlicht, daß man überall, in Deutschland nicht nur, sondern auch in anderen Ländern, Weimar als einen wichtigen Glanzpunkt betrachtete, zu dem man weither wallfahrte. Freilich schwand die hohe Vorstellung sehr bei längerem Verweilen daselbst. Es ließ sich nicht lange verkennen, daß der Fürst eines Ländchens, das ungefähr 150 000 Einwohner hatte und nicht viel mehr als eine Million Gulden eintrug, auch bei dem libe-

<sup>1)</sup> Das Kapitel Weimar ist aus Erinnerungen Merckels zusammengestellt, die verschiedenen Zeiten entstammen. Daraus erklären sich gewisse Wiederholungen und Widersprüche im Kapitel selbst und in späteren Ausführungen. Der Stoff erschien mir aber so wichtig, daß ich diese Nachteile gern in Kauf nahm.

<sup>2)</sup> Darstellungen II, Seite 147.

<sup>3)</sup> Eckardt, Seite 86.

ralsten und gebildetsten Geiste nicht viel mehr und nicht mit Ausdauer für Kunst und Wissenschaft tun konnte. Alle Herrlichkeiten Weimars, obgleich mit Geist und Geschmack geleitet, waren nur einzelne Blitze in dichter Dämmerung, die schnell verloschen und immer die alte Dunkelheit zurückließen: aber freilich hallte jedem ein langes Donnern in den Zeitschriften nach. Es konnte nicht anders sein, da Stadt und Land zu klein für größere Leistungen waren. Ich gestehe, daß mir bei jeder Rückkehr aus einer der bedeutenderen Städte, die ich nacheinander besuchte, die Kleinstädtereie, die dort herrschte, und die arge Spießbürgerlichkeit selbst in den Verhältnissen der hochberühmten Männer, die dort lebten, einleuchtender und zuletzt unerträglich wurde.

Meine Lebensweise in Weimar war angenehm, Böttigers<sup>1)</sup> Sorgfalt verdankte ich eine bequeme Wohnung. Ich arbeitete besonders am Tage viel, aß zu Mittag im Gasthause, und am Abend bot der Besuch bei einer befreundeten Familie oder eine gebetene Gesellschaft oder das Theater erheiternde Genüsse. Das letzte war, dank der Liberalität des Herzogs ein wohlfeiles Vergnügen<sup>2)</sup>. Die wenigen Greise, die sich noch mit mir der damaligen Darstellungen auf der Weimarischen Bühne erinnern, fanden wahrscheinlich so wenig als ich nachmals in mehreren bedeutenden Rollen das überboten, was Demoiselle Jagemann<sup>3)</sup> in klassischem Gesang und edlem Spiel, Madame Becker<sup>4)</sup>, Goethes Euphrosyne, in reizender Anmut, Graff<sup>5)</sup> und Becker<sup>6)</sup> im ernstesten Schauspiele leisteten. Es versteht sich, daß nie ein leeres Haus den Genuß schmälerte, wohl aber tat bei Darstellung bedeutender neuer Stücke Überfüllung dasselbe, die besonders an Sonnabenden von Jena her, nach geendigten Kollegien, zusammenfloß.

Selbst das war ein Genuß, die vielen von Vergnügen verklärten Gesichter um sich her zu sehen. Es gab Abende, besonders bei zweiten oder dritten Vorstellungen, wo mich das Beobachten dieses Schauspiels mehr beschäftigte und ergözte, als was auf der Bühne vorging. Besonders unvergeßlich ist mir ein Antlitz, an dem eines Abends fast bis zur Unbescheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greises, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orchester saß, so daß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht schön, und die feinen geistvollen Züge desselben

<sup>1)</sup> Über Böttiger siehe später im besonderen Kapitel.

<sup>2)</sup> Das Abonnement kostete 1800 monatlich einen Rautaler.

<sup>3)</sup> Henriette Karoline Jagemann, geb. 1777 in Weimar, gest. 1848 in Dresden, debütierte 1797 in Weimar und war als Sängerin und Schauspielerin eine der besten Kräfte der Weimarer Bühne. Herzog Karl August, dessen Geliebte sie wurde, machte sie zur Frau von Heygendorf. Auf ihren Starrsinn ist Goethes Rücktritt von der Leitung des Weimarer Theaters (*Der Hund des Aubry!*) 1817 zurückzuführen.

<sup>4)</sup> Christiane Amalie Luise Becker, geb. Neumann. Geboren 1778, Schauspielerkind, Schülerin Corona Schröters, eine der besten Künstlerinnen Weimars. Sie starb schon 1797. Goethe, dem sie viel verdankt, erhielt die Nachricht von ihrem Tode in der Schweiz und widmete ihr die Elegie Euphrosyne; der Titel rührt von der Rolle der Euphrosyne in dem Märchenspiel „Das Petermännchen“ her, in dem Goethe die Becker zuletzt gesehen hatte.

<sup>5)</sup> Über Graff siehe oben Kapitel „Goethe“.

<sup>6)</sup> Heinrich Becker, eigentlich von Blumental, Gatte der „Euphrosyne“, Schauspieler und Regisseur. 1791—1809 in Weimar, wohin er 1818 zurückkehrte. Starb 1822.

zeigten eine gemüthliche Abspannung, sobald er mit seinen Nachbarn gleichgültige Worte wechselte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, sowie die Intrige anfang, zur Teilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwicklung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche. Ja, ich sah sein Auge zuweilen vor Zorn funkeln, dann wieder sich vom weichen Gefühle trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er mißbilligend leise den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen und sprach leise. In den Zwischenakten unterhielt er sich ruhig und sah gleichgültig auf die Versammlung hin, doch als die Schlußszene eine glückliche Auflösung gab, schien er tief aufzuathmen; wenigstens blickte er mit froher Zuversicht um sich her. Ich fragte seinen Nachbar, ob er wirklich während des Spieles für sich gesprochen? „Ja! In einzelnen Ejakulationen. Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hat er gesagt: ‚Du solltest mein Sohn sein!‘ Der alten Ränkemacherin hat er leise zugerufen: ‚Vetula pravissima!‘ Dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte: ‚Kindchen, traue ihm nicht.‘“ Ich war so glücklich, am Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig, hatte es schon halb vergessen. Und dennoch — ja! denn der Beruf des Dichters ist Gefühl, das wie ein wohlgestimmtes Holzspiel der leichteste West durchatmet und beseelt, es hört auf, und was es tönte, ist auf immer geschwunden — wenn die Kunst es nicht der Nachbildung wert findet. Jener Greis aber war *Wieland*, der, nach meinem Urtheil, größte Dichter der deutschen Nation. Seine üppig reiche Phantasie und sein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft der Klopstockschen, nicht die hochgenialische Reicheit der Goetheschen, nicht die erschütternde Emphase der Schillerschen, aber mit höherer Kunst, als jene drei Heroen besaßen, schuf er Schöneres, Liebenderes. Ein so wunderliches Wunderwerk, wie der Messias ist, hätte er sich von vornherein gar nicht zu schaffen entschließen können. Den ersten Teil des *Faust* hätte er nicht schreiben, aber auch nicht den sonderbaren Fehlgriff begehen können, einen zweiten Teil geben zu wollen, auch nicht solche Fehler mit solcher Herrlichkeit verschleiern können, wie Schiller den Gedankengang z. B. der Braut von Messina. Mit reifer vollendeter Kunst verwandte er den Reichtum seines Genies zu der tadellosen, reizendsten Schöpfung in unserer Sprache: zum *Oberon*. —

Mit Eintritt des Sommers wurde Weimar in der Regel wieder eine gewöhnliche, nicht große Landstadt. Die Schauspieler gingen nach Lauchstädt, die Familien vom Land kehrten auf ihre Güter zurück, und nur einige Ausländer blieben zurück: der ehemalige Nationalversammlungsdeputierte Mounier<sup>1)</sup>, Graf Dumanois, einige andere Emigranten und

<sup>1)</sup> Jean Joseph Mounier, 1758—1806, der Veranlasser des Schwurs im Ballhaus, zeitweilig Vorsitzender der französischen Nationalversammlung, ging in die Schweiz, wo er die „Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres“ schrieb. Von 1793—1801 in Weimar, wo er pädagogische Experimente machte, schloß er später seinen Frieden mit Frankreich und wurde Präsekt und Staatsrat.

ein paar Engländer; einige der wohlhabendsten unter den Einwohnern reisten in ein Bad oder bezogen einen Garten. Auch der Herzog machte häufig Reisen; die Herzogin-Mutter zog nach Lieffurt; nur die regierende Herzogin mit ihren Kindern blieb in der Stadt, von den Einwohnern fast nur, wen ein fortlaufendes Geschäft festhielt. Was mich betrifft, ich hatte meine Villegiatur in Lieffurt. Im Sommer 1798 hatte ich ein sehr einfaches Stübchen von einer Bauernfrau gemietet; im folgenden Sommer eine fast elegante Wohnung von drei Zimmern im Hause eines Hofgärtners. In dieser erhielt ich zuweilen ausgezeichnete Besuche. Herder und seine Familie und ein paar Freunde kamen einmal, ich glaube zum Kaffe zu mir. Wieland aß eines Abends mit Falk und dessen junger Frau in meiner Junggesellenwirtschaft zu Abend. Die Schwester Kogebues, die Senatorin Gildemeister aus Bremen, in deren Hause ich den Winter vorher sehr gütig aufgenommen war, nahm mit einer sehr reizenden Tochter eine Kollation bei mir ein. Böttiger und andere spazierten oft zu mir heraus. Man sieht, ich hätte eine Art Haus machen können, wenn es nicht zu kostbar für mich gewesen wäre. Meine hochfürstliche Nachbarin und ihr kleiner Hof taten mir durchaus keinen Zwang an. Ich lustwandelte des Morgens in ihrem kleinen Park, der aber eigentlich nur aus zwei oder drei schattigen Baumreihen zwischen der Elm und einem Vergarande bestand. Ich arbeitete in einer kleinen Grottenhöhle, die auf dem Rande dieser letzteren stand und eine weite Aussicht gewährte. Zu Mittag machte ich einen weiten Spaziergang durch eine üppige Wiese und im Schatten des Dickichts eines schönen Gehölzes nach Weimar, um an der Wirtstafel im Gasthof zum Erbprinzen zu essen, wo häufig Freunde an der Mahlzeit teilnahmen. Von Zeit zu Zeit machte ich kleine Reisen nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Kahla; einmal auch auf ein paar Wochen nach Dresden und ins Erzgebirge, später nach Hamburg, Lübeck, Bremen und Berlin. Wer meine durchaus zwanglose Lebensweise sah, pries mich glücklich. Fühlte ich mich so? Nein! ich hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen, hatte eine Reihe großer Städte in kräftig strebender Tätigkeit gesehen, sehnte mich danach, dabei selbst praktisch einzugreifen durch literarische Arbeiten, nicht bloß für diese da zu sein.

\*

Weimar<sup>1)</sup> besaß für das Leben alle Inkonvenienzen einer kleinen Stadt ohne die Annehmlichkeiten einer solchen; es machte Ansprüche des großstädtischen Tones, ohne die Hilfsmittel einer großen Stadt darzubieten; endlich legte es den Zwang einer Residenz, und zwar einer kleinen, auf, daß man sich immer unter den Augen des Hofes fühlte, ohne durch die Herrlichkeiten und die Aussichten eines solchen entschädigt zu werden. Um alles zu sagen: ich teilte das Gefühl jener deutschen Patrioten, die das literarische Gewicht und die Bedeutung der kleinen Landstadt nur mit geheimem Schmerz und Ärger betrachteten, als die Usurpation der Rechte einer allgemeinen Hauptstadt Deutschlands, die freilich nirgend vorhanden war, und als ein Krankheits-symptom seiner Zerstückelung und nationalen Schwäche. Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte

<sup>1)</sup> Darstellungen und Charakteristiken, Bd. 2, Seite 152 ff.

für das gegoten, was es bald nachher zu werden anfing und jetzt ist, ich hätte Weimar acht Tage besehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrschten noch — dunkle Gewalten, die sogar die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geistig warm, und ich beschloß, dort zu bleiben, aber nur mir und der Arbeit, zu der ich mich vorbereitete, nämlich der „Vorzeit Livlands“.

Das Haus, das ich bewohnte, war damals das letzte in der Vorstadt und gewährte mir die Bequemlichkeit, das Weibich und Liefurt, den Park und das Schloß Belvedere zu erreichen, ohne daß ich mehr als die äußersten Gassen der Stadt berührte. Für meinen Tisch usw. sorgte mein Hauswirt. Ich konnte, glaubte ich, also die Annehmlichkeiten der Gegend genießen und zugleich unbemerkt und in abgeschlossener Einsamkeit studieren.

Unbemerkt? — Schon nach zwei Tagen wußte und anekdotelte ganz Weimar von mir, beobachtete und beurteilte mich, zum Glück nicht unfreundlich. Ich setzte mein Einsiedlerleben in der Vorstadt von Weimar wirklich zwei Wochen fort, ohne mich um die Celebritäten der Stadt zu bekümmern. Es fing indes an, mir allmählich drückend und langweilig zu werden, besonders seit auch meine Entdeckungsreisen in der Umgegend mir keine Ausbeute mehr gaben. Die Anlagen, durch Kunst und Aufwand abgerechnet, fand ich sie arm an anziehenden Punkten, und den eigentlich nur kleinen Park durchwanderte ich nach wenigen Morgenpromenaden schon ohne weitere Beachtung. Vorstellungen im Theater gab es nicht, oder ich besuchte sie doch nicht. Ich stand auf dem Punkte, das interessante Weimar so unbemerkt zu verlassen, als ich hier zu leben glaubte. Vojanus lachte mich aus mit meiner erkünstelten Robinsonade, die er hypochondrisch nannte, erzählte mir, daß man in Weimar allgemein darüber scherze, und brachte mir zugleich eine Einladung, den Legationsrat und Kabinettssekretär des Herzogs, W e y l a n d<sup>1)</sup>, seinen Gönner und Landsmann, zu besuchen. Er selbst begleitete mich zu ihm, und — ich machte eine der anziehendsten Bekanntschaften, deren ich mich erinnere, an dem geistvollen Manne und seiner liebenswürdigen Familie.

Hiermit war meine Eremitenrolle geendigt. Weyland selbst lebte zwar still und war mit Geschäften überhäuft, auch mit literarischen Arbeiten, damals noch anonym, glaub ich; aber er führte mich schon wenige Tage nachher als Gast in den Klub, der wöchentlich<sup>2)</sup>, soviel ich mich erinnere, zusammenkam. Die Versammlung war diesen Abend sehr zahlreich, das heißt, fast ganz Weimar war da, ausgenommen der Hof und die drei literarischen Helden Herder, Wieland und Goethe. Übrigens lernte ich die ganze obere, ästhetische Beamtenwelt mit ihren gleichfalls ästhetischen Familien kennen und den feineren Gesellschaftston Weimars, den sonderbarsten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetische Prosa nennt; der hiesige Ton hätte sehr gut prosaische Poesie genannt werden können. Er war zusammengesetzt aus Kleinstädtereie, höfischen Rücksichten und literarischer Wichtigtuerei. Die Er-

<sup>1)</sup> Der Kabinettssekretär blieb noch lange mit Merkel in Verbindung. In Merfels Briefen an R. W. Böttiger ist er immer wieder erwähnt.

<sup>2)</sup> Die Klubabende fanden Mittwochs statt. Neben diesem Klub gab es noch einen literarischen, der ebenfalls wöchentlich einmal tagte. Merkel selbst teilt das in Rhodens Theaterzeitung 1800 mit.

eignisse in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten besprochen und diese als literarische Konsequenzen. Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrat Wieland, Geheimen Rat Goethe, Vizepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. Ich flüsterte Weyland zu, diese Titel gemahnten mich bei diesen Männern wie die Deckel, die man um Bücher schlägt, damit sie selbst nicht vernutzt würden. Er lächelte zwar, aber es schien ihn zu verlesen. Eigentlich war jener Gebrauch eine Artigkeit des Sprechenden gegen sich selbst. In der ganzen Gesellschaft war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals schon an in Deutschland allgemein zu werden, daß jeder Schriftsteller mit einem Titel begabt wurde oder sich begaben ließ für Geld und gute Worte. Ich betrachtete es daher als Lebensregel, besonders bei Schriftstellern; Quilibet praesumitur — Rat, donec probetur contrarium. Ich täuschte mich fast nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr wert war als das Buch.

Doch zurück zu meinem Klubabende. Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Überraschendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und frisierten Manne mit lebhaften Augen und etwas höflich freundlicher Miene vorstellte und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Konsistorialrat — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Ausßern, den ich für einen Krämer ansah, bis Weyland mir sagte, es sei der Legationsrat Vertuch; dann einem Manne von schlichtem Aussehen, aber geistvollem Blick, dem Kammerherrn der verwitweten Herzogin, von Einsiedel, schon damals als Schriftsteller geschätzt; dann einer ganzen Reihe von Räten, sogar einem Paar Kommerzienräten, bei denen er mir aber meistens leis zuflüstern mußte, was sie geschrieben hätten.

Nach den Räten kamen, wie wir so durch die Gesellschaft hingingen, die Rätinnen an die Reihe. Auch bei diesen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und manche, bei denen dies nicht geschehen konnte, hatten doch eine andere literarische Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legationsrätin von sehr verständigem und entschiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernst Karten spielte, die Mutter des Dichters Kosebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch wohlaussehende, durch ihre Lebhaftigkeit interessante Kammerrätin, sogar die Schwester von Werthers Lotte<sup>1)</sup>. Bei jener fiel mir oft ein, daß sie, hätte sie in Frankfurt a. M. gelebt, gewiß mit der „Frau Rat Goethe“, wie ein bekanntes „Kind“<sup>2)</sup> sie nennt, in so arge Fehde geraten wäre, als die Söhne beider. Die zweite fand ich bei näherer Bekanntschaft als Gattin, als Mutter und in der Gesellschaft sehr achtungs- und lebenswürdig.

<sup>1)</sup> Lottes Schwester Amalie hatte 1791 den Kammerrat Riedel in Weimar geheiratet. Lotte besuchte diese Schwester 1816 und sah bei dieser Gelegenheit Goethe wieder.

<sup>2)</sup> Anspielung auf Bettina von Arnim.

Nach einer Berechnung von W. Menzel gibt es jetzt in Deutschland etwa fünfzigtausend Individuen, die ein Buch schrieben. Bei einer hochgebildeten Nation von — Österreichs deutsche Provinzen mitgerechnet — dreißig und einigen Millionen ist diese Zahl nicht eben hoch. Bei einer solchen könnte jeder, der nicht imstande ist, seine Gedanken durch die Sprache der Schrift auszudrücken, fast als ein Halbstummer betrachtet werden, und es in einer geordneten, für den Druck geeigneten Weise zu tun, ist eben nicht viel schwieriger, als sich deutlich auszudrücken. Die Kunst der Schriftstellerei ist freilich davon so verschieden, wie die Bildhauerei vom Toppdrehen; aber Töpfe sind notwendiger als Bildsäulen, im Volksleben wie im häuslichen. — Nach den Erscheinungen auf einzelnen Punkten zu urteilen, sollte man übrigens fast nicht glauben, daß Herr Menzels Angabe auf eine große Vermehrung der Schriftstellerei in Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert hindeute. Folgende Anekdote, treu aus meinem alten Chronikon nacherzählt, beweist es.

Bei einer frohen Abendtafel 1799 im Gasthof zum „Hofjäger“, der allen, die jemals in Weimar gewesen, wohl bekannt ist, gehalten, entschlüpfte einem der Anwesenden, der, was nicht zu übersehen ist, auch Schriftsteller war, aber die Unart hatte, in frohen Gesellschaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herzusagen, der Einfall: „Weimar scheine ihm in literarischer Hinsicht ein großes Raupennest, über dem nur einige schöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majestätische Riesen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Goethe, der E-Vogel Vöttiger, der große Fuchs Vertuch. — Jena liefere die kritischen Schröter dazu. Voran summe der große Hirschkäfer Schüz.“ — Lachen und Unwillen unterbrachen ihn, denn zwei Drittel der Tafelnden bestanden aus Schriftstellern, von denen die meisten fühlen mochten, daß sie nicht flatterten. Ein fünfzigjähriger Hofadvokat mit breitem, weinrotem Angesicht, aber einem feinen, verständigen Kopfe, der als täglicher Gast präsiidierte, vermittelte alles, indem er die Gesundheit der literarischen Raupen trank, die ja alle Veruh und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf: wieviel Schriftsteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menschen 59 zusammen. „Schade,“ rief jemand, „daß nicht noch einer da ist, um das Schod voll zu machen!“ — „Den kann ich liefern!“ sagte der Hofadvokat. „Feiertag!“ rief er, und dienstwillig eilte der aufwartende Lohndiener, der heute den alten stattlichen „Schachschaber“ unterstützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofrat hielt den seinigen, auf dem ein delizioses Stück Rehriicken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?“ fragte der Hofadvokat. Mit seligverschämtem Lächeln sagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus, und das Raupennest war gerechtfertigt — und vergessen; das fragliche Buch aber — die Beschreibung einer Hoffete auf dem Ettersberge, aus dem Standpunkte eines bewundernden Lafais.

Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich aufführe, daß der Herzog sich zwar an seiner Poeten-Voliere und ihrem Ruhme ergöhte, sich aber nie von ihr in der prosaisch-weisen, trefflichen Verwaltung seines Ländchens irre machen ließ.

## Herder

Gine<sup>1)</sup> der ersten Fragen, die Böttiger an mich richtete, war, ob ich schon bei Herder gewesen sei. Ich verneinte es auf eine Weise, die verraten mochte, daß ich auch nicht gesonnen sei, hinzugehen; aber er rief: „Sie müssen ihn durchaus besuchen! Er liebt noch sehr die Erinnerung an Riga. Er wünscht Sie zu sprechen, und es wäre eine Beleidigung für den großen Mann, wenn Sie in Weimar wären, ohne ihn zu begrüßen.“ Am anderen Tage wiederholte er mir dasselbe noch dringender. Um nicht wieder andern Sinnes zu werden, ging ich auf der Stelle zu Herder.

Zwei Treppen hoch in einem sehr einfach möblierten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blicke und überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich gütig auf wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählich bracht' er das Gespräch auf meine früheren Verhältnisse. Er hörte mich aufmerksam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weiß ich, wer Sie sind!“

Er stellte mich seiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anstande der häuslichen Matrone durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponierte. Sie war in jeder Rücksicht des großen Mannes wert, dem sie angehörte.

Herders Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimat betrachten ließ. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studierstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel der Familie verlebten Abende sein, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herders Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vizepräsident des Konsistoriums mag nach dem Maßstabe der kleinen deutschen Fürstentümer nicht unbedeutend gewesen sein, aber er hatte eine starke Familie, und seine Kinder, vorzüglich die Söhne, standen in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er notwendig, schon seines Amtes wegen, auf anständigem Fuße leben und auch die Fremden, die sein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirten mußte. Die Lücken, die alles dieses in seiner Kasse machen mußte, durch literarische Arbeiten auszufüllen, wie sich fast alle Beamten Weimars halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und sooft er ihn einschlug, erhielt Deutschland etwas Bleibendes; aber sein Konsistorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präsident des

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 167 ff.

Konfistoriums, ein adliger Weimarscher Landstand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, dessen großer Geist nur für die Welt hätte denken und schaffen sollen, mußte den größten Teil seines Tages damit hinbringen, Ehescheidungsakten und dergleichen zu lesen und darüber zu votieren. Nur in wenigen Freistunden konnte er sich dem Nachdenken, den Gegenständen überlassen, die seinem Geistescharakter angemessen waren, und die Produkte seiner letzten Jahrzehnte tragen die Spuren davon. Sie sind, auch wo sie ein größeres Ganze bilden, nur aneinander geknüpft Fragmente. Auf diese Lage und ihre Resultate vorzüglich mag sich der bittere, erschütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor seinem Tode tat: „O mein verlorenes Leben!“

Man möchte glauben, daß Goethe dahin gewirkt haben würde, ihm, seinem alten Jugendfreunde, den er wohl ganz mußte würdigen können, eine bessere Lage zu verschaffen; aber Goethe sah längst in ihm mehr einen Rival im Gebiete des Ruhms, als einen Freund. Man findet in Goethes Selbstbiographie mehrere Erinnerungen daran, daß er sich früher oft durch jovialische Sarkasmen Herders, die er nicht erwidern konnte, verletzt gefühlt; jetzt erwachten Nachempfindungen daran, und Herder litt durch ihn manche Kränkungen, die selbst an Gemeinheiten streiften. Der Herzog aber, der seinen General-Superintendenten nach dem Landesetat gut versorgt wußte, hätte nur auf eine besondere Anregung mehr für ihn getan, und diese hätte in Weimar nur von Goethe kommen können. Sie wäre nicht unwirksam geblieben. Als ich im Jahre 1803 oder 1804 in ein berlinisches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herders Lage beklagte und besonders darauf hinwies, daß er als Vizepräsident unter Arbeiten gealtert sei und ermatte, die seines hohen, philosophischen Geistes unwürdig wären, indes ein Untätiger die höheren Vorteile der Prääsidentenstelle genösse, erhielt Herder diese so bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Leider kam die Verbesserung zu spät. Herder war schon erschöpft und kränklich. Wenigstens hatte er jetzt Muße, eine Erholungsreise nach Dresden und, glaub ich, Bayern zu machen, wo einer von seinen Söhnen mit damals sehr glücklichem Erfolge eine Landwirtschaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholische Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den protestantischen General-Superintendenten, um dessen Verdienste willen, mit seiner Familie in den Adelsstand erhob<sup>1)</sup>. Diese Reise mag der letzte Genuß gewesen sein, der Herdern gewährt wurde. Er starb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rücksicht so vortreffliche Gattin gehabt hätte. Diese Frau, hochgebildet und fähig, den Geistesflug ihres Gemahls zu verstehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muster verständig sorgsamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirtinnen. Als ich sie kennen lernte, bewunderte ich ihren hellen Verstand; als ich bemerkte, was sie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie teilte nicht die persönlichen, ökonomischen

<sup>1)</sup> Diese Adellung verstimmt den Herzog Karl August außerordentlich, da sie ohne sein Vorwissen stattgefunden hatte. Es dauerte einige Zeit, bis der Adel in Weimar anerkannt wurde, und die Adellung Schillers geschah zum Teil als eine Art Protest gegen Herders Schritt.

und Familienorgen ihres Gatten; sie nahm sie ihm größtenteils ab und trug sie so viel als möglich allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erst, wenn sie seine notwendige Zustimmung zu der getroffenen Abhilfe einholte oder ihm ihre Freude über das Gelingen derselben mitteilte. Das mag z. B. mit der früher erzählten Verhandlung mit Schelling der Fall gewesen sein. Ebenso sorgfältig, wie über die Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die sich ihm ersparen ließen, wachte sie über seine Bequemlichkeit. Ich hab es gesehn, daß sie den Vorrat in seiner Tabakschachtel, an Tonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmste war, schweigend untersuchte und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollständigen.

Auch die Erziehung der Kinder leitete sie, und zwar so vortrefflich, daß sie noch erlebte, ihre vier Söhne als achtungswerte junge Männer auf Bahnen zu sehn, die sie zu großer Auszeichnung durch Verdienste zu führen versprochen.

Köstliche Stunden, die so verflossen! Wie reich an geistreichen, witzigen, großen Gedanken! Die interessanteste Erscheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trüberrstem Gesichte auftrat, sich allmählich erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der lebendigste, witzigste von allen wurde, und jeder seiner Einfälle, so leicht er hingeworfen schien, hatte zum Kern eine tiefgeschöpfte psychologische Beobachtung oder einen kühnen, oft einen erhabnen Gedanken. Herders Geist war eben ein Baum der edelsten Gattung, der keine andre, als eben solche Früchte tragen konnte.

Einige<sup>1)</sup> Monate, nachdem ich ihn kennen gelernt, ließ er mich eines Tages zu sich bitten. Mit lebhafter Freude teilt' er mir einen Brief mit, in welchem er den Auftrag erhalten hatte, mich im Namen des dänischen Finanzministers Graf Schimmelmann nach Kopenhagen einzuladen.

Wir gingen zu seiner Frau hinunter. Sie sagte mir Glückwünsche, sprach von der glänzenden Karriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „D e r eine Karriere machen! D e r! Sieh ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegenteil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene n i c h t! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehn; das ist alles.“

Die Herderin hoffte gutes von mir und gab mir, obgleich mit großer Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu. „Laß ihn gehen!“ sagte er endlich unzufrieden. „Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Äußerung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis von Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in seine Autorität um Rat fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch“, sagte Herder zu ihm, „hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit

<sup>1)</sup> Die folgenden Abschnitte sind den Skizzen, Seite 77 ff. entnommen.

aus der Stelle. Wer immer fremden Rat sucht, bemüht sich, den Schritt eines anderen einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das tun; aber ich rate Ihnen nicht dazu.“ — Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer<sup>1)</sup> zu Berlin Teller in einem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Wert der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, daß er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir: Ich möchte Friedländer für das überfandte Exemplar des Sendschreibens danken und, wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andere Antwort als den Zuruf Voltaires: Puisque vous êtes juif, soyez — le donc!

Noch eine kleine Sache, die etwa ein Jahr später vorfiel, als die oben erzählte.

An einem schönen Sommernachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Leegeräte ausgepackt, wir selbst lasen schnell trocknes Holz zusammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Grase, indes der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen an, und wir saßen auf Steinen oder im Grase um die Serviette herum.

Herder genoß der schönen Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daß sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Teil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorf etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daß der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere

<sup>1)</sup> David Friedländer, geb. 1750 in Königsberg, gest. 1834 in Berlin, Schüler Moses Mendelssohns, wirkte nach dessen Tode als Führer der aufgeklärten deutschen Judenheit. Er war ihr Vorkämpfer in dem Kampf um ihre bürgerliche Gleichstellung, die 1812 schließlich erreicht wurde. Eine eigenartige Phase in diesem Kampfe bedeutet das von ihm verfaßte Sendschreiben einiger jüdischer Hausväter an den Probst Teller. Der Adressat des Schreibens war der Berliner Probst Wilhelm Abraham Teller, einer der Führer der Aufklärung, von dessen nüchternem Rationalismus Friedländer Verständnis für die Lage der Juden erwarten zu können glaubte. Friedländer führt in dem Sendschreiben aus, daß die Juden nach Aufgabe des Zeremonialgesetzes vermöge des tiefen Ethos ihrer Religion den Christen ebenbürtig seien und fragt an, ob es nach Tellers Anschauung bei solcher Überzeugung für die deutschen Juden einen Weg gebe, vollberechtigte Söhne des Vaterlandes zu werden; sollte eine Form möglich sein, die ihnen das gestatte, ohne von ihnen zu verlangen, „den unglaublichen Lehrsätzen des Christentums, die die Seele erniedrigen, zuzustimmen“, so seien sie bereit, wenn es nötig sei, sogar die Taufe anzunehmen.

Teller schrieb darauf die „Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller“, in der er die Taufe zwar nicht für notwendig erklärt, sie aber doch als Zeichen der Verpflichtung der Reinigkeit des Herzens und des Lebens empfiehlt. Auch das Glauben könne er den Juden nicht ganz erlassen; er fordere aber kein Glaubensbekenntnis. Diese Antwort befreidigte Friedländer nicht.

und philosophischere Charakteristik des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhundert, als wohl jemals eine geschrieben wurde. Wüthlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausruf: „Ach, da waren wir Geistlichen in Deutschland auch noch etwas, als man uns in Ehren P f a f nannte (Pastores Fideles Animarum Fidelium). Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigen Volk, und unser Wort wurde lebendige Lat, war selbst eine Lat. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüten einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel weggenagt hat.“ Er stand auf und ging langsam in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Kommentar zu einer oft erzählten und gemißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte und das Glockengeläute hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herders Gedankengang bei unserer Bergfahrt ist gewissermaßen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Verhältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe oft nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besaß jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentos setzt, einen hochgenialischen Verstand, der nur in seiner Äußerung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte, er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Grenzen desselben: es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald ebenso große Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er ebenso bald weiterging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimat; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgendeinem Bezirk desselben niederzulassen.

Was<sup>1)</sup> war Herder eigentlich? — Mit mehr Phantasie, Gefühl und Kunsttalent, als beide besaßen, der dritte Mann zu Baco und Leibniz. Man finde der Klasse einen Namen! —

Noch genußreicher als diese Spazierfahrt war mir besonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, seiner Gattin und seiner Tochter zu Abend gegessen. Nach Tische kam sein ältester Sohn, der schon seit einigen Jahren ausübender Arzt und seit kurzem verheiratet war, aber noch oben im väterlichen Hause wohnte, herunter und lud uns ein, an einer Bowle Punsch teilzunehmen, die er für ein paar Freunde, die auch die Eltern kannten, zurecht gemacht hatte.

Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gast des Sohnes zu sein. Wir gingen hinauf, und in einem sehr einfachen Lokale wurden ein paar Stunden in einer halbphilosophischen Begeisterung verbracht. Herder selbst trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber teilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels sehr lebhaft, besonders als seine Schwiegertochter sich ans Klavier setzte. Sie war nicht Virtuosa, aber sie trug

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 179 ff.

---

leichte Melodien mit Gefühl und Geschmack vor, und Herder selbst stimmte mit schönem Ausdruck des Vergnügens in manchen Gesang. Ich glaubte Sokrates zu sehn, der sich in der Mitte seiner jungen Freunde mit Rosen bekränzte.

\*

„Wo<sup>1)</sup>, fragt ich einst Herder, „ist denn der Lebenspunkt der deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die talentvollen Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwerben, und ihres Ruhmes zu genießen? Wohin strahlen die glücklichen Gedanken der einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende Tat zurückgegeben zu werden? Ich sehe nichts als Schulen, Fabriken und Messen.“

„Aber“, antwortete er mit einem Seufzer, „wo ist denn die politische Hauptstadt von Deutschland? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinigenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie; statt der fünfzig Landstädte mit Hofhaltungen hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinsame Hauptstadt gewählt oder mit gemeinsamer Anstrengung erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre. Jetzt kann unsre reiche Literatur nichts sein, als was unsre fruchtbare Nationalmacht, unser unermessliches Nationalvermögen ist: — disjecta membra! Höchstens ein bunt zusammengelickter Bettlermantel.“

So sprach der große Herder im Jahr 1797.

\*

Unter<sup>2)</sup> allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte, ist keiner, der so vorleuchtend wie Herder Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Er sah die Menschenwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspektive an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte, und eine weite Strecke des Wegs, auf dem sie weiter schweben mußte.

Was ihn in seinem Gedankengange so gewaltig machte, sie wie mit Adlerschwingen hob, war sein echtes Dichtertalent, dem er aber nicht diente, sondern das ihm nur Werkzeug war. Er war zu hohen Geistes, um seine Kraft auf Fiktion oder auf die Künstlerfeile dessen zu verwenden, was in ungesuchter poetischer Gestaltung aus seiner Seele hervorbrach. Fast keines seiner reizenden lyrischen Gedichte ist von fehlerfreier Form, aber manche seiner Predigten enthält mehr wahre Gedankenpoesie, als ein halbes Dugend der freundlichen Goetheschen Lieder und Romanzen. Sein Lebensberuf und die Natur seines tiefdenkenden Geistes wiesen ihn darauf hin, seine Dichtertalente vorzugsweise als Redner zu verwenden. Dieser Dichternatur sind die Schwächen seiner Schriftstellerei und seines Geistesganges zuzurechnen. Er dachte immer mit hoher Klarheit, aber indem er seine Gedanken niederschrieb, riß ihn die Lebhaftigkeit seiner Phantasie zuweilen hin, es in so poetischem Schwunge zu tun, daß seine

---

1) Eckardt, Seite 103.

2) Skizzen, Seite 42 ff.

Darstellung dunkel wurde. Ebenso hatte er jene hohe Reizbarkeit, die ein notwendiger Bestandteil der Dichternatur ist, und er beherrschte sie nicht immer, verkannte seine aufrichtigsten Freunde und schalt auf sie in ihrer Abwesenheit, wenn sie ihn durch irgendeine Unterlassung verlegt hatten. Er tabelte mit bitterer Heftigkeit — doch nur mündlich — die Mängel an Werken (z. B. an Schillerschen), die höchstens ruhige Rügen verdienten, und ließ sich bereden, in jenen Kampf gegen Kant zu treten, der ihm so nachteilig wurde, nicht dadurch, daß er unrecht hatte, sondern weil alles in der Literatur voll von Kantianern war, die es bleiben mußten, wenn sie irgend etwas sein wollten. Kant hatte ihn aber auch ungereizt auf eine Weise gekränkt, die er nicht verwinden konnte<sup>1)</sup>, und Böttiger, Falk und Jean Paul Friedrich Richter, von denen keiner Kants Lehrsystem verstand, die aber den lächerlichen Unfug der Kantianer sahen, hörten nicht auf, ihn zu reizen, ihm mit dem glänzendsten Erfolg zu schmeicheln. Er mußte glauben, er dürfe auf eine gewichtige Teilnahme rechnen. So gab er dem Zorn und dem Ehrgeiz nach und stieg in die Arena hinab. Sein Gegner stellte sich nicht, wohl aber sah er (Herder) sich bald von einem neckenden, schmähenden Haufen literarischer Unerlings umgeben, gegen die zu streiten sein Selbstgefühl ihm verbot. Er sah sich nach den Anhängern, den Kampfgenossen um, und keiner war da. Sie hatten ihn nur für sich wollen streiten lassen. Er erlag seinem Unmut darüber.

Wenige<sup>2)</sup> Stunden vor seinem Tode faßte er ängstlich den Arm seines ältesten Sohnes und flehte ihn an, ihm eine, nur eine große und neue Idee zu sagen! Es war das Gebet eines Erstickenden um noch einen Atemzug. Große Ideen waren das Lebenselement seines Geistes. Sie erhielten ihn noch aufrecht unter dem Druck oft sehr beklemmender Lebensverhältnisse, und gelang es einem Feinde, ihn zur Leidenschaft zu reizen, so stellten sie bald wieder die erhabne Reinheit seines Charakters her.

## Wieland

Die<sup>3)</sup> freundlichsten Erinnerungen aus meinem Aufenthalte in Deutschland, beinaß aus meinem ganzen Leben, bieten mir die Sommer 1798 und 99 an. Die vorhergehenden Winter hatte ich in großen Städten zugebracht, und satt ihres Geräusches, war ich mit dem Frühlinge nach Weimar zurückgekehrt. Auch dort schien es mir noch zu städtisch; ich mietete mir eine Sommerwohnung in dem Dörfchen Lieffurt, wo die verwitwete Herzogin ihren Landsitz hatte. Der kleine einfache, aber höchst reizende Park desselben war mein Lesekabinett. Hier studierte ich die deutsche Literatur, gleichsam unter dem Schutze der humanen Fürstin, die so manches zu ihrem Aufblühen beigetragen hat, und deren schönes Bild Wieland in seiner Olympia der Nachwelt erhalten wird. Hier schrieb ich den größten Teil meiner „Vorzeit Livlands“, hier meine Briefe über Hamburg und Lübeck, hier auch den kleinen Roman „Eine Reisegeschichte“.

<sup>1)</sup> Vgl. dazu oben das Kapitel „Schüz“.

<sup>2)</sup> Skizzen, Seite 84.

<sup>3)</sup> Skizzen, Seite 113.

---

Fühlt' ich indes das Bedürfnis des Umganges, stieg ich aus meinem Zaubertale zu dem Rande des Hügels hinauf, der es jenseit der Alm begrenzt: rechts läuft längs dem Flusse ein lieblicher Fußpfad durch Wiesen und Gebüsch nach Weimar, wo ich bei Herder und Böttiger ein immer freundlich empfangener Besuch war; links führt die Fahrstraße nach Schmiedstadt, wo damals der ehrwürdige Dichtergreis wohnte, der mir immer einer der liebenswertesten Sterblichen erschienen hat, wie er einer der merkwürdigsten ist.

Auf seine Bekanntschaft war ich gespannter gewesen, als auf die irgendeines anderen Berühmten, nicht aus jener gewöhnlichen Neugier, die zu sehen wünscht, wie ein Mann, der etwas Merkwürdiges schrieb oder tat, in Gesellschaft blicke oder schreite, oder zu hören, wie er spricht; sondern weil mir seine Schriften ein sonderbares psychologisches Rätsel dargeboten hatten. Ich besaß schon Erfahrung genug, um zu wissen, daß der Mensch in dem Schriftsteller und Künstler eigentlich nur das Erdreich ist, aus welchem das Talent seinen Blumenstengel hervortreibt, und daß es gerade den Genuß der Hyazinthenglocke nicht erhöht, wenn man die Nase auf das Wasserglas herabsenkt, aus dem sie die Nahrung zum Aufblühen zog. Diese Ansicht war mir so lebendig, daß ich fähig gewesen wäre, die persönliche Bekanntschaft eines Dichters über dem Lesen seines neuesten Werkes zu vernachlässigen und wirklich zuweilen gleichgültig an der Wohnung eines großen Künstlers vorbeieilte, um eine seiner Arbeiten zu bewundern. Aber Wieland —

Ich hatte fast alles gelesen, was er geschrieben, und die sonderbare, sich oft geradezu widersprechende Mannigfaltigkeit in dem Charakter seiner Schriften verwirrte meine Ansicht des Mannes. Hier erscheint er als ein Schwärmer, an dessen Heilung man verzweifeln möchte: dort als der hellste philosophische Kopf, vor dessen durchdringendem Blick jedes Vorurteil zerfließt; hier ist er von zärtlicher Empfindsamkeit bis zur Ohnmacht übermannt: dort zerlegt er kalt und licht als tief erfahrener Psycholog die Leidenschaft in ihren feinsten Regungen und belächelt sie; hier kämpft er so unbehilflich mit den Schwierigkeiten der Sprache und der Kunstform, daß man ihm alle Möglichkeiten des jemaligen Gelingens glaubt absprechen zu müssen: dort schaltet er über beide mit der Allgewalt des Genies; hier scheint er bloß in der Welt der Phantasie atmen zu können: dort überrascht er durch gründliche Gelehrsamkeit und so tiefe Kenntnis des Weltlaufs, daß man einen Wahrsagergeist aus ihm zu hören glaubt, und wiederum, wenn der Moralphilosoph in ihm alles andere unterworfen zu haben scheint, steht er plötzlich als großer Dichter da.

Daher, so sehr ich Wieland kennen zu lernen wünschte, besuchte ich ihn doch nicht. Der Zufall sollte mich den dichterischen Weisen kennen lehren.

Als<sup>1)</sup> ich eines Nachmittags bei Herder einen alten Mann mit einem unschönen, aber ausdrucksvollen Gesicht und feiner Bürgerlichkeit im ganzen Außeren am Fenster sitzen fand, und Herders Gattin ihn, indem sie mich ihm vorstellte, Herrn Hofrat Wieland nannte, fühlte ich eine

---

1) Eckardt, Seite 107.

freudige Erschütterung; aber ich gab ihr keine Worte, machte nur eine tiefe Verbeugung. Ich war selbst sehr unzufrieden mit mir darüber und prüfte mich über die Ursache meines stumpfen Benehmens. Ich fand sie theils in meiner Biddigkeit bei der Überraschung, theils aber auch in dem „Hofrat“. Hätte die Herderin gesagt: „Das ist Wieland“, ich glaube, ich hätte aufgejauchzt. Aber sie hätte damit einen Verstoß gegen die Etikette der kleinen Residenz gemacht. In dem Hofzirkel wurde trotz der vorurteilsfreien Denkungsart der Herzogin-Mutter und der fast burschikosen Genialität des Herzogs die Etikette so pünktlich beobachtet, daß ich nie gehört habe, daß Herder und Wieland als Bürgerliche zu den Hoffesten und Assembles eingeladen wurden. Daß es mit ihren Gattinnen nicht geschah, weiß ich gewiß, und ob es mit Goethe, ehe er geadelt worden, anders war, weiß ich nicht; wohl aber, daß er, als es geschah, sich gleichwohl darin nicht zurechtzufinden wußte. Die regierende Herzogin beschwerte sich einmal, daß er dabei steif und stumm sei, was bei der anerkannten Überlegenheit seines Geistes unangenehm und lästig sei.

Ich kehre zu Wieland zurück. Mit Beschämung gestehe ich, daß der ehrwürdige berühmte Greis mir viel mehr Beweise seiner Güte gab, als ich ihm Ausdrücke meiner wirklich tiefen Hochachtung darbrachte. In mehreren seiner Briefe an Böttiger forderte er ihn auf, mich zum Besuche bei ihm in Dörmannstädt mitzunehmen. Böttiger hat mich nie dazu eingeladen<sup>1)</sup>. Überhaupt schien es mir, als wenn er und Falk meine Annäherung an Wieland mit einer Art Eifersucht betrachteten. Das hinderte mich nicht, nach Dörmannstädt zu wallfahrten, und Wieland nicht, mir manchen Beweis seiner Freundschaft zu geben.

Ich rechne dahin auch folgenden Vorgang: Falk und seine junge, recht hübsche Frau äußerten den Wunsch, einmal einen schönen Sommerabend im Freien zu verbringen. Ich lud sie ein, bei mir in Lieffurt zu Abend zu essen. Ich konnte es mit Zuversicht, denn meine Sommerwohnung beim Hofgärtner bestand aus drei, ziemlich elegant möblierten Zimmern, eleganter und bequemer als Falks Wohnung in der Stadt, und meine freundlich zutätige Wirtin war eine gute Köchin, wie ich an solchen Tagen öfter erprobt hatte, an denen Regenwetter und Hitze mich abhielten, zum Mittagessen in die Stadt zu gehen. Es war verabredet, daß Frau Falk eine Freundin mitbringen sollte, und ich hatte ein anderes Ehepaar, einen Kaufmann, dessen Frau eine Rigaerin war, eingeladen. Als Falks aber kamen, war ich sehr erstaunt, anstatt des weiblichen Gastes einen Mann zu sehen. Ich eilte ihnen, es war im Park, entgegen und prallte vor Überraschung einen Schritt zurück, als ich sie erreicht hatte. Der zweite Mann war Wieland. Er war am Nachmittage zur Stadt gekommen, hatte durch Falk von meiner Abendgesellschaft gehört und sich entschlossen, sie mitzumachen. Ich wußte die Ehre, die mir dadurch widerfuhr, nach Gebühr zu würdigen, und die Freude darüber riß mich zu einer Unbesonnenheit hin. Wielands Gegenwart mochte ich nicht in der Stube genießen. An den Park stieß eine ziemlich große Rosenlaube, die eben

<sup>1)</sup> Im Gegensatz dazu erzählt Merkel in den Skizzen, daß Böttiger ihn wiederholt aufgefordert habe, mit nach Dörmannstädt zu kommen, um Wieland kennen zu lernen.

in Blüte stand. Ich fragte den Hofgärtner, und in der Voraussetzung, daß die Herzogin Amalie so spät nicht im Garten spazieren würde, willigte er ein, den Tisch in der Laube decken zu lassen, ob sie gleich zu dem eigentlichen Garten der Herzogin gehörte. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, so brachte der Diener die Nachricht, die Herzogin komme mit ihren Hofdamen gerade den Gang zur Laube her; sie war ihr Lieblingsfig. In großer Verlegenheit sprang ich auf und wollte der Fürstin entgegengehen, um ihre Verzeihung zu erbitten; sie war der Gesellschaft aber bereits gewahr geworden, bog eben lächelnd in einen anderen Gang ein und kehrte zurück in ihr Schloßchen. Dies so schonend nachsichtsvolle Benehmen der edlen Fürstin war ganz in dem so geistvoll humanen Charakter, den ihr ganzes Benehmen bezeugte: ein kleiner, aber vielsagender Zug.

Bei einem einsamen Spaziergange fragte ich Wieland einmal, ob es wahr sei, daß Goethe bei einer Lustpartie auf dem Ettersberg eine Eiche erstiegen, Jacobi's Woldemar<sup>1)</sup> an den Baume genagelt und vom Baume herab eine burleske Rede über die Schlechtigkeit des Buches gehalten? „Ja, ja!“ antwortete Wieland, „er fand damals oft Vergnügen daran, den Staramuz zu spielen. Wenn er nur nicht im höheren Alter so etwas vom Pantalone wird.“ Mir fiel diese Aeußerung beim Westfälischen Divan oft bei und am lebhaftesten, als ich las, Goethe sei im achtzigsten Jahre oder in dessen Nähe mit Mühe davon abgehalten worden, eine junge polnische Gräfin zu heiraten, die er in Karlsbad kennen gelernt hatte, und die ihm wirklich nach Weimar folgte<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Diese Unbesonnenheit Goethes, die 1779 stattfand, hat viel böses Blut gemacht. Fr. Jacobi selbst schreibt darüber am 10. November 1779 an Joh. Schlosser: „So weißt Du also, was Goethe Woldemar und seinem Verfasser für eine schöne Standrede gehalten. Mit welchen Ausdrücken — beide hätten das Henken verdient — er das Buch verurteilt und zur wohlverdienten Strafe und anderen zum erschreckenden Exempel an beiden Ecken der Decke an eine Eiche genagelt zu werden, wo es so lange flattern sollte, als ein Blatt daran wäre. Wie er selbst das Urteil an einem Exemplar (vermutlich daselbige, welches ich ihm geschenkt und das er in dieser Absicht zu sich gesteckt hatte) vollzogen und einen großen Jubel über den herrlichen Effekt angestimmt hat. Daß das Buch an der Eiche befestigt gelassen und die Spaziergänger sich mit desselben Anblick zu belustigen ermuntert worden sind.“ Jacobi hatte deswegen am 15. September auch an Goethe selbst geschrieben, der ihm aber nicht antwortete. Statt seiner schreibt Joh. Schlosser: „Er (Goethe) erzählte offenerzig den ganzen Verlauf; daß er manche mutwilligen Parodien nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwaßt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man d e n G e r u c h dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden . . . Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launigtes Getreibe, in ihm, für eine abge sonderte Sache sei usw. Er schwur darauf, daß er wünschte, Du wärst mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, mutwillig im Abstrakten einmal zu verharren . . . Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich die Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden.“ Das Zerwürfniß zwischen Jacobi und Goethe hat sich später wieder ausgeglichen.

<sup>2)</sup> Merkel meint hier Goethes letzte Liebe, Ulrike von L e v e s o w, die aber keine Polin, sondern Norddeutsche war. Er lernte sie in Marienbad kennen und folgte ihr nach Karlsbad. Der Schmerz der Trennung fand seinen Ausdruck in der Marienbader Elegie.

Was Wieland bei vielen der neuesten Kritiker in Schatten stellte, ist die Meinung, er selbst habe sich Goethe tief untergeordnet. Das war nicht der Fall. Er erkannte Goethes Genie an mit voller Gerechtigkeit, aber über mehrere von dessen Schriften und Handlungen schüttelte er ernsthaft den Kopf, sagte wohl auch einmal halblaut wie vor sich hin: „Solch Zeug sollte ich wagen, es würde mir schlecht bekommen. Seiner anmaßenden Reckheit geht alles hin.“ Einen öffentlichen oder auch nur lauten gesellschaftlichen Tadel auszusprechen, war er zu rücksichtsvoller Hofmann und scheute ihn wohl auch als Gegner. Im ganzen aber dachte Goethe viel höher von Wieland als dieser von ihm. Man höre!

In einem Gespräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wielands Seele jetzt wohl vornehmen möge<sup>1)</sup>. Goethe antwortete: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es ist etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so zarter Gefinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf.“ Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der Seele die Rede war, sagte er sogar: „Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu erfassen, das wäre wohl für die Monade unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen.“

Diese Anerkennung von Wielands hohem Werte ist schön und wahr. Sie stimmt mit den Ermahnungen überein, die Goethe seinen alles andere anklaffenden Anbetern oft zurief, wenn sie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!“ Ich will sie damit erwidern, daß ich keines der sehr bitteren Urtheile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es sei dem Leser überlassen, zu unterscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe hier aussprach, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre.

Von Wielands Familienleben weiß ich wenig zu berichten. Seine Gattin war, als ich sie kennen lernte, ein schon veraltetes, kleines Hausmütterchen, das, ohne geistige Ansprüche, für Haus und Gatten sinnig und angelegentlich sorgte und von letzterem aufrichtig geliebt zu werden schien. Ihre Töchter schien sie zu guten Wittinnen zu erziehen, und ihre Söhne sollten auf dem gewöhnlichen Wege werden, was das Schicksal wollte. Der älteste war ein geistreicher Kopf und ist als Schriftsteller bemerkenswert aufgetreten, aber er schien zu Jena in die Schlegelsche

<sup>1)</sup> Die folgende Stelle ist fast wörtlich dem Falkschen Buche: „Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“ entnommen. Vgl. die Neuauflage von R. G. Wendriner, Seite 51 und 61.

Genossenschaft geraten zu sein, wenigstens trug er in Urteil und Benehmen das Gepräge derselben<sup>1)</sup>.

Ein jüngerer Sohn hatte sich, glaube ich, zum Landwirte bestimmt. Wieland selbst schien sich nicht in ihren Bildungsgang zu mischen und tat vielleicht recht daran.

Wielands Persönlichkeit hatte, wenn er ruhig war, wenig Auszeichnendes. Sein Gesicht war, wenigstens im vierundsechzigsten Jahre, da ich ihn kennen lernte, trotz einer hohen, aber nicht gewölbten Stirn, ein so gewöhnliches, daß man häufig Menschen traf, die ihm sehr ähnlich sahen. In Weimar selbst traf ich, kurz nachdem ich ihn zum ersten Male gesprochen, einen Mann, den ich geradezu mit ihm verwechselte. Ich trat auf ihn zu und redete ihn mit seinem Titel an. Gemüthlich lächelnd sagte der Alte: „Ich errate wohl, für wen Sie mich ansehen. Ich wollte, ich wärs, aber ich bins nicht. Ich bin usw.“ Es war ein Oberamtmann aus Ilmenau, glaube ich. Selbst der bekannte Fessler<sup>2)</sup> prahlte damit, Wieland sehr ähnlich zu sehen, und dem war so; doch nur, wenn beide in schlaffer Ruhe waren. Wurde Wieland lebhaft angeregt, und das geschah leicht, so funkelte sein Auge noch im hohen Alter und sprach gutmüthige, frohe oder trauernde Theilnahme aus. Sein Sekretär Lüdke Müller, bekannt durch eine Uebersetzung des Ariost, versicherte, wenn er zu Wieland bei einer dichterischen Arbeit eingetreten, habe in dessen Gesicht eine Art von Verklärung geglänzt, und [er] habe nachher von der dabei gehörten Mittheilung nichts gewußt. Ich glaube es wohl, dieser wahre Dichter konnte noch im hohen Alter leicht und sehr lebhaft aufgeregt werden. Wenn Fessler lebhaft wurde, glänzte sein Auge auch, aber höhnisch und listig. —

Wielands Äußeres und gesellschaftliches Benehmen war bürgerlich, mit einer leichten Beimischung vom Höfischen, in manchen Augenblicken auch vom Romantischen. Denn den größten Theil seines Lebens verbrachte er an dem kleinen Hofe der Herzogin Amalie, und von der Romantik seines Dichtungskreises ging, ihm wahrscheinlich unbewußt, mancher Zug in sein Benehmen über. So war die Verbeugung, mit der er vornehme Damen begrüßte, immer eine Art Adoration mit einem gebogenen Knie, eine gelegentliche Reuerenz.

Sein moralischer Charakter war rechtlich und bis zum Edelmuten nachsichtsvoll und liberal. Als ich nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen die deutsche Literatur studierte, also auch alles, was ich von Wielands

<sup>1)</sup> Ludwig Wieland (1777—1819), 1809—1811 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy, während des Wiener Kongresses dort in preussischem Sinne publizistisch tätig, später Redakteur eines Oppositionsblattes in Jena, im Zusammenhang mit Ludens Organ Nemesis, das in der Burschenschaftsbewegung eine Rolle spielte.

<sup>2)</sup> Ignaz Aurelius Fessler, ehemaliger katholischer Geistlicher, hatte unter Joseph II. an der Klosterreform mitgewirkt. Nach dessen Tode wurde er Vorleser beim Fürsten Carolath und kam nach dessen finanziellem Zusammenbruch 1796 nach Berlin, wo er im selben Jahre mit Bartholdy die Mittwochsgesellschaft gründete, der als besonders tätige Mitglieder Marcus Herz, Schadow, Rambach, die Buchhändler Spener und Sander angehörten und die für das geistige Leben Berlins von größter Bedeutung war. Auch in der Freimaurerloge Royal Dork war er eine führende Persönlichkeit.

Schriften erhalten konnte, wenigstens durchsah, setzte es mich in Erstaunen, daß ihm von den vier Vorzügen, die nach meiner Ansicht den großen Mann bilden, drei, nämlich Höheit, Kraft und Stärke des Geistes, nicht nachgerühmt werden konnten. Ich sah bald, — aber auch das konnte ich nicht begreifen — wie sich die bewunderungswürdige Klarheit seiner Ansichten<sup>1)</sup>, die in vielen seiner Schriften und selbst in seinen Gesprächen oft blickartig zum Ausdruck kam, mit den sonderbaren Nebeln, die auf einigen seiner Werke, besonders den früheren ruhen, vereinbaren ließen: die moralische Strenge bis zu Frömmelei, die bis zur Ohnmacht zerfließende Empfindsamkeit, die schriftstellerische Schwerfälligkeit gerade seiner früheren kräftigen Jahre mit schlüpferigem Mutwillen und vorurteilsfrei-religiösen Ansichten der scharfblickenden, psychologisch spöttelnden Zerlegung der feinsten Regungen, endlich mit der reizend tändelnden Grazie seiner späteren Jahre. Er erschien mir in vieler Rücksicht in der Jugend altersschwach, im Alter jugendlich.

Eines<sup>2)</sup> Morgens fand ich ihn einsam in seinem Gartenhause. Wir wanderten eine Stunde lang allein in der anstoßenden Allee auf und ab, und diese Unterredung — in meinem Leben hab ich nicht aufmerksamer beobachtet — löste mir das Problem, das mich so lange beschäftigte.

Man wird mir hoffentlich nicht die Plumpheit zutrauen, daß ich ihn sich selbst als Rätsel vorlegte, dessen deutendes Wort ich von ihm erwartete. Es gibt gewisse psychologische Erläuterungen, die, wie die geheimen Namen der Städte im Altertum, von denen, die sie angehn, nie ausgesprochen werden dürfen, und von anderen ausgesprochen, Unheil stiften. Diejenigen, die ich suchte, schienen mir dahin zu gehören. Ich mußte sie von Wieland erhalten, ohne daß er es wußte oder wollte, oder ich erhielt sie nie — wie ich glaube. Ich begnügte mich also, das Gespräch oder vielmehr seinen Vortrag, denn er sprach fast allein, auf die verschiedenartigsten Gegenstände zu leiten. Ich bemerkte, daß seine Urteile sehr hell, bis zum schneidenden treffend waren, sobald von einem wichtigen Gegenstande die Rede war, der eine Anstrengung des Geistes verdiente; daß er sich aber gleich darauf bei Kleinigkeiten den sonderbarsten Täuschungen der Phantasie hingab, deren Naivität zuweilen zum unwillkürlichen Lächeln zwang. So fand ich denn bald nicht ein Geheimnis, wohl aber, daß ich hier vor einem jener wunderfeltenen und beneidenswerten Sterblichen stand, denen die Natur neben dem Übermaß der Phantasie und des leicht erregten Gefühls, ohne welches der große Dichter nicht scheint entstehen zu können, so hellen kräftigen Verstand und so festen Charakter verlieh, daß sie jene, ohne sie zu lähmen, beherrschen, sobald es ihnen gefällt. Um als Dichter zu sehn und zu empfinden, darf Wieland sich nur gehen lassen; um als Weiser zu denken und zu urteilen, braucht er sich nur besinnen zu wollen.

Folgende<sup>3)</sup> Familienszene, welche mir Falk 1799 nach Berlin schrieb, und die ich mit seinen Worten erzählen will, amüsiert und charakterisiert:

<sup>1)</sup> „Man erzählte mir, daß Wieland, als er mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen und an die Ausführung hatte gehen wollen, sich von seinem Arzte eine zehntägige Frühlingstour habe verordnen lassen.“ Anmerkung Merckels.

<sup>2)</sup> Skizzen, Seite 120.

<sup>3)</sup> Eckardt, Seite 114.

„Der alte Vater hat neulich einen argen Schrecken gehabt. Denken Sie! Da ist ein kleiner Großsohn (Lieblingskind), ein Junge wie ein Lатар, der barfuß und im Eise oft schon frühmorgens die ganze Gegend durchstreift; dieser findet die geladene Flinte des Jägers im Hause, zieht den Hahn auf und schießt unten im Hause die Gängtüre durch und durch. Wieland, der gerade über seinem Agathodämon am Schreibepult brütet, springt erschrocken auf. Keiner wagt hinunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat sich unterdessen aus dem Staube gemacht. Endlich fassen die Weiber ein Herz. Sie finden das Loch in der Lüre, die Flinte; der Junge fehlt. Wielands rege Phantasie setzte sich sogleich das Fürchterlichste zusammen: endlich wird das Kind aus seinem Winkel herbeigezogen. Wieland ist außer sich: der Junge sei kein Christenkind, er sei ein Lатар ein Waschkire, ein Mameluck. Er, Wieland, werde es noch erleben, daß er ihn eines Tages wie einen tollen Hund an seinem Pulte vor den Kopf schieße. — Sie kennen die liebenswürdigen Launen des Alten, der selbst in der heftigsten Aufregung noch humoristisch bleibt, ich darf Ihnen die Szene also nicht weiter ausmalen.“

Eine Erscheinung bedauere ich im Wielandschen Hause versäumt zu haben. Im fünfundsechzigsten Jahre erhielt er einen mehrtägigen Besuch von seiner noch älteren ersten Geliebten, der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche<sup>1)</sup>, einer ziemlich hohen Gestalt mit breiten Schultern und Hüften und anspruchsvollem affektirten Wesen. Ich möchte sie wohl neben der verständigen Frau gesehen haben, die ihres ehemaligen Liebhabers Leben glücklich machte, und Wielands Verlegenheit zwischen beiden. Sie mag sich oft sehr naiv geäußert haben. So sagte man, in der Dämmerung auf dem Sofa neben Wieland sitzend, ergriff die veraltete Geliebte seine Hand und rief mit empfindsamem Tone: „Ist mir doch ganz, als wie wir in — — nebeneinander saßen. Ihnen nicht auch?“ „Ja,“ antwortete er trübselig, „ehe die Lichter gebracht werden.“ So erzählte man, und ich traue es der Naivität zu, die ihn besonders bei mißmutigen Stimmungen überraschte, und Mißmut mußte doch wohl einen Greis erfüllen, dem eine Greisin mit dem Anspruche auf Jugendgefühle naht, die sie vorlängst nicht mehr einflößen, er nicht empfinden konnte.

Ich sah die Dame erst in Weimar, eine Stunde, ehe sie ihre Rückreise antrat. Falk kam zu mir, um mir zu sagen, daß sie soeben bei dem Rat Krause ein Dejeuner einnehme, und drang so sehr in mich, mit ihm dorthin zu gehen, daß ich der Neugier nachgab: aber wirklich sah ich sie nur. Mir fiel nicht die geringste Artigkeit ein, der Frau zu sagen, die mir durch die parfümierte Moralität und die empfindelnde Gelehrsamkeit ihrer

<sup>1)</sup> Sophie von La Roche machte diesen Besuch 1799 zusammen mit ihrer Enkelin Sophie Brentano. Freude scheint dieser „mehr drückende als willkommene Besuch“ (Erich Schmidt) dort niemandem gemacht zu haben. Auch Goethe, der ihr in jungen Jahren gewogen war, äußert sich sehr abfällig über sie. Sophie hat ihre Reise unter dem Titel „Schattenrisse abgeschiedener Stunden“ beschrieben. Danach traf sie mit Merkel bei einem Essen beim Legationsrat Gerning zusammen. Sie erwähnt Merkel als den „schätzbaren Freund der armen Letten“. Außer Krause und Falk waren Herder, Wieland, Bertuch und Böttiger anwesend. Übrigens fand das Zusammentreffen nicht unmittelbar vor Sophies Abreise statt.

Bildungsschriften für junge Frauenzimmer schon in Livland unausgestrichlich gewesen war. Glücklicherweise hatten wir uns gefreut, einander kennen zu lernen, als der geschäftige Wirt eine dringende Frage an sie tat.

\*

Wieland dachte von Merckels Talent sehr gut. Als Beleg dafür gebe ich einen Brief Wielands an Böttiger (vom 4. August 1798) wieder, in dem er Merckels „Rückkehr ins Vaterland“ bespricht: „Sie müssen, mein lieber Freund und Bruder in Aristophanes, Merckels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt), nur in einer zerstreuten Viertelstunde durchblättern haben, um mir schreiben zu können: es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen. O, ihr Philologen und Polyhistoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, euch nicht ein wenig rauh anzulassen! Dieses sogenannte Zwittergeschöpf hat nur einen einzigen Flecken, und der ist das schändliche, lästerliche nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten sagen, die alle, was den innern wahren Wert betrifft, von diesem dünnleibigen kleinen Zwittergeschöpf bis an den Wagebalken hinaufgezogen werden. Merkel hat noch nichts gemacht, das in jeder Betrachtung diesem deliziosen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. Wie kann man doch aus falscher Scham vor den hochgelahrten Herren ein so albernes, ein so übel passendes, in die lieblichste Harmonie von Verstand, Einbildungskraft und Herz so widerlich mißtönend hineingebrächtes Motto auf ein solches Werkchen setzen? Ich sage Ihnen und Herrn Merkel (der den heiligen Geist an diesem Produkt, wozu er, wie es scheint, nur die Finger hergeliehen hat, so greulich lästerte), daß diese Rückkehr ins Vaterland, ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu sein, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist ist, und daß es in jedem Betracht neben dem Exquisitesten, was unsere Sprache aufzuweisen hat, stehen kann. Aber freilich, solche Werkchen, die mit freier, ruhiger, in sich selbst und in der Natur wohnenden Seele genossen sein wollen, kann man nur auf dem Lande lesen.“ — Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde später ein Schauspiel gemacht, das in Berlin zum Geburtstag der Königin aufgeführt wurde. Der Verfasser hat sich nicht genannt.

## Böttiger<sup>1)</sup>

Böttiger<sup>2)</sup> war fast mein erster Bekannter in Weimar, und seine Gefälligkeit für mich ermüdete nie: gleichwohl mußte ich mich immer erst darauf besinnen und einen Vorsatz darüber fassen, wenn ich freundschaftlich offen mit ihm sprechen wollte. Als ich dagegen aus Weimar entfernt war, legte ich bald jene Zurückhaltung gegen ihn ab, wir wurden Freunde im engeren Sinne des Wortes, blieben es acht Jahre hindurch und waren bei mehr als einem literarischen Vorgange, wenn ich so sagen darf, Waffengefährten, denen es gegenseitig gar nicht einfiel, einen Zweifel über die unerschütterliche Zuverlässigkeit des anderen zu haben. Seit

<sup>1)</sup> Karl August Böttiger, geb. 1761 in Reichenbach, gest. 1835 in Dresden, kam 1791 durch Herder als Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrat nach Weimar. Über seine literarische Tätigkeit wird noch bei der Besprechung von Merckels kritischer Tätigkeit zu reden sein. Er ging 1804 nach Dresden.

<sup>2)</sup> Skizzen, Seite 138.

ich Berlin und Deutschland verließ, spielt er eine Rolle gegen mich, die mich zuweilen geschmerzt hat. (Man hat niedrige Verleumdungen gegen mich drucken lassen, die kein Mann von Ehre selbst widerlegen kann. B. ist von ihrer Unwahrheit überzeugt, denn er kennt mich, — und er schweigt wie die Menge, die einst —) — Es ist den Menschen so wenig gegeben, ihrer Festigkeit etwas zuzusetzen als ihrer Länge. Das Urteil, das die Leser hier über ihn finden werden, wird in keinem wesentlichen Punkte von dem verschieden sein, das ich niedergeschrieben hätte, wenn noch das alte Verhältnis zwischen uns bestände<sup>1)</sup>).

Böttiger ist ein achtungswerter, sehr rechtlicher Mann und unstreitig einer der größten Gelehrten, die Deutschland besitzt. Er weiß unendlich viel Gelehrtes, Geschmackvolles und Witziges, hat sich eine große Gewandtheit erworben, es zu benutzen, und besitzt einen unermüdlichen Fleiß. Mit diesen Vorzügen hatte er den Ruf eines gründlichen Philologen und eines vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Baugen, wo er Rektor war, nach Weimar als Direktor des dortigen Gymnasiums berufen wurde. Hier bekamen sein Geist und seine Tätigkeit eine durchaus veränderte Richtung.

Die Nähe der großen Dichter, die hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, sich auch als geistvoller Schriftsteller auszuzeichnen; jene des hier residierenden Hofes, sich als feinen Weltmann zu zeigen und als interessanten Gesellschafter geltend zu machen. Alles dieses mißlang ihm wenigstens nicht, ob man sich gleich oft mit Lächeln — und der Scholarch Herder mit ernstem Kopfschütteln — erinnerte, daß man ihn nicht um dieser Eigenschaften willen zum Vorsteher der Schule berufen hätte. Jetzt trug Vertuch ihm die Redaktion des Journals des Luxus und der Moden, bald auch Wieland die des Deutschen Merkurs auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar besuchten, die alle auch Böttiger, und zwar als den zuvorkommendsten, gefälligsten Mann kennen lernten, der ihnen überall Zutritt zu verschaffen suchte und wußte und keinen Dank verlangte als Nachrichten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europas umfaßte und über den Postenlauf hinausreichte. Bald floß ihm ein Übermaß von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte: er fing ein drittes an, „London und Paris“, trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“, späterhin auch dem Freimütigen und anderen Zeitschriften bei. Bedenkt man, daß er zugleich einem Amte vorstand, das allein seinen Mann forderte, daß er jährlich sechshundert Briefe nicht nur erhielt, sondern auch beantwortete, nebenher noch gelehrte Werke, wie seine Erklärung von Vasen-Gemälden, und die Sabina ausarbeitete und jeden gesellschaftlichen Genuß mitnahm, so wird man es fast nicht für eine Hyperbel halten, wenn ein etwas langsamerer Mann einst sagte, bei dem bloßen Überdenken von dem, was Böttiger täte, bliebe ihm der Atem aus.

<sup>1)</sup> Das Urteil Merckels über Böttiger ist später viel herber geworden. In seinen Aufzeichnungen tritt das sehr deutlich hervor. Vor allem hat er es ihm übel genommen, daß er Wielands Wohlwollen ihm unterschlug. Vgl. auch das Kapitel „Wieland“.

Diese Tätigkeit war nicht ohne Nutzen für Weimar und nicht ohne Verdienst um die allgemeine wissenschaftliche Bildung in Deutschland. Böttiger war es vorzüglich, der Weimar eine gewisse Wichtigkeit für den literarischen Geschäftsgang gab. Er war der Vermittler einer Anzahl literarischer Verbindungen und Unternehmungen, die ohne ihn nicht zustande gekommen wären; er endlich hat durch seine unzählbaren Journal-Artikel, die nie ohne Gelehrsamkeit und Geist geschrieben waren, eine größere Masse von Kenntnissen und Gedanken in Umlauf gebracht als vielleicht irgendein anderer deutscher Schriftsteller. Von einer entgegengesetzten Seite hat er dafür vielleicht der deutschen Literatur mehr Schaden getan, mehr zu ihrer Herabwürdigung beigetragen, ohn' es zu wollen, als seine Tätigkeit ihr Nutzen schaffte.

Der merkantilische Gewinn von dieser Tätigkeit scheint die Klippe, an der er scheiterte. Die Herausgeber der Zeitschriften zahlten ihm hohe Honorare: um diese verdienen zu können, durfte er nicht ekel in Rücksicht der Materialien und der Korrespondenten sein, mußte er der Eitelkeit der Letzten, wo sich Gelegenheit darbot, öffentlich schmeicheln, ihre literarischen Pläne befördern, wohl gar ihre Ansichten als die feinigsten aufstellen. Die Buchhändler sandeten ihm, um seine vielstimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gedruckte und gebundene Exemplare, und bei dem Anblick der kostbaren Bibliothek, die sich dadurch bildete, mag wohl jede andere Rücksicht für ihn allmählich verschwunden sein. Er mußte das Übersandte loben, wenigstens die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinlenken, mocht' es auch noch so mittelmäßig sein, und so sank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe herab, zu dessen Befuh er gleichsam den öffentlichen Ausrufer machte. Wenn das große Publikum, das immer nur nach gehörten Urteilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten so oft irre wurde, so ist es wiederum größtenteils Böttigers Schuld, der das Mittelmäßige wie das Vortreffliche behandelte, beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung stand, in einer Reihe von Zeitschriften preisend nannte.

Seine<sup>1)</sup> persönliche Geltung war in Weimar groß, von der ehrwürdigen Herzogin Amalie an, bei allen literarischen Damen, und von Herder und Wieland an, bei allen Gelehrten und Schriftstellern, mit Ausnahme von Goethe und — Wulpius<sup>2)</sup>, dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini und einer Anzahl ähnlicher Greuel. Goethe schien gewissermaßen eifersüchtig auf seinen weithin über Deutschland verbreiteten Ruf und Einfluß und zürnte darüber, daß er sich bei seinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Goethes leiten ließ, sondern mit dessen Feinden und Verehrern auf gleich freundschaftlichem Fuß stand; Wulpius aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam“ genannt, „in dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts“ grollte, daß Böttiger von ihm und seinem romantischen Pöbel-Konfekte niemals, nicht einmal lachend

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 164.

<sup>2)</sup> Chr. Aug. W u l p i u s, der Bruder von Goethes Christiane (1760—1827), seit 1797 Bibliothekssekretär in Weimar, von Goethe als Bearbeiter der Operntexte für das Weimarer Theater benutzt. Sozusagen berühmt machte ihn sein 1798 erschienener Räuberroman Rinaldo Rinaldini.

Notiz nahm. Goethes Abneigung ging, seit Böttiger für den „Freimütigen“ gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, dessen Gewinn durch literarische Verbindungen seinen Gehalt in Weimar vielfach überstieg, entschloß sich endlich, seine Stelle zu verlassen und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Sein literarischer Einfluß scheint indeß durch diese Veränderung gelitten zu haben. Zwar dauerten seine Verbindungen fort, bis das Tyrannenjoch der Franzosen alles in Deutschland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er sie angeknüpft hatte, verloren sie an Interesse. Mehr, viel mehr aber büßte Weimar ein durch Böttigers Entfernung. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literarischen Lebens zu sein, wozu es eigentlich nur Böttigers Verbindungen gemacht hatten, und die Heroldsstimme, mit der er in zehn Schriften, durch ganz Deutschland rufend, die Aufmerksamkeit auf Weimar immer von neuem erregte. Goethe freilich gewann. Als Herder und Schiller gestorben waren, und Wieland sich der anspruchslosen Ruhe des Alters widmete, stand er als der einzige Erbe des alten literarischen Glanzes von Weimar da. Man weiß, wie er den gewonnenen Ruhm benutzte, um sein Pfauenrad zu schlagen (se pavaner), und wie sich bei der nachwachsenden Generation die Täuschung verbreitete, als sei jener Glanz allein von ihm ausgegangen, indes er doch nur zu ihm mit wirkte, zu gewissen Perioden ihn sogar trübte.

Für die Fremden, die Dresden seiner Kunstschätze und seiner Gegend wegen jährlich in großer Zahl besuchten, war Böttigers Versehung dahin eine unbezahlbare Gabe. Tausende fanden in ihm den gefälligsten und einsichtsvollsten Führer. Solange und sooft ich in Weimar war, hat er sich mir immer als den bereitwilligsten und teilnehmendsten Freund gezeigt und, was ich bei dem Ungestüm und der Launenhaftigkeit meines damaligen Charakters am meisten bedurfte, als den nachsichtsvollsten. Nachdem ich Weimar auf immer verlassen hatte, wurde unsre Verbindung noch enger als vorher<sup>1)</sup>.

## Jean Paul

**N**<sup>(s<sup>2</sup>)</sup> mir bei einem Besuche in Leipzig ein Bekannter<sup>3)</sup> auf der Gasse sagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, wußte ich nicht, wer das sei. Ich ging indes mit, und — habe mich in meinem Leben nicht beim ersten Anblick so unangenehm zurückgestoßen gefühlt, als von diesem damaligen Lieblingschriftsteller. Ich übergehe seine Gestalt und will nur bemerken, daß ich in seinem Wesen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Ansprüche zu lesen glaubte. Sie setzten mich in Verlegenheit. Ich hätte meinen ersten Besuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motivieren sollen, und ich hatte kein Blatt seiner Schriften gelesen. Er schien meinem Still-

<sup>1)</sup> Die Dresdener Staatsbibliothek bewahrt einen Band mit Briefen Merckels an Böttiger auf, der mir vor allem für Merckels Berliner Zeit als wichtige Quelle diente.

<sup>2)</sup> Skizzen, Seite 92.

<sup>3)</sup> Es war der Dichter Mahlmann. Vgl. das Kapitel „E. v. d. Recke“.

schweigen darüber eine feindliche Deutung zu geben und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halbroman „Rückkehr ins Vaterland“ eine Annäherung an seine Manier entdecken wollte. So entstand die erste Mißstimmung zwischen uns sogleich bei der ersten Bekanntschaft. Noch an demselben Tage ließ ich mir eine seiner Schriften geben, ich weiß nicht mehr welche; aber ich konnte sie nicht durchlesen. Ich habe es nie mit einer seiner größeren Schriften zu tun vermocht, den ersten Theil des Titan abgerechnet, den ich lesen mußte, weil ich ihn beurteilen wollte. Die ungeheure Form- und Geschmacklosigkeit derselben schien mir durch ihren Reichtum an glänzenden, witzigen, oft großen Gedanken nur noch greller zu werden.

Wieland sagte einst, als er eine Schrift von Jean Paul las: „Da kommt einer mit einem Flügel von Shakespeare.“ Der ehrwürdige Dichtergreis hat die seltne Gabe, in seinen Bonmots immer eine tiefgeschöpfte Wahrheit zu sagen. Jener Einfall ist eine so vollständige Charakteristik, daß ich ihr nichts beizufügen weiß. Überall in Jean Pauls Schriften hab ich gefunden, daß sein Geist nicht zum ruhigen Gange, sondern zum Fluge geschaffen ist; weil er aber nur einen Flügel auszustrecken hat, wird jeder versuchte Aufschwung ein schiefer Sprung. Fehlt ihm der zweite Flügel ganz? Ich glaube, nein! Er war nur ein wenig schwach, und Jean Paul hat sich ihn in den kleinen fränkischen Landstädtchen, in denen er nicht nur seine Bildungsjahre, sondern auch die kräftigsten seines Mannesalters verbrachte, vollends lahmgelegt; der Papierdrache aber der allgemeinen Belesenheit, den er sich statt dessen anheftete, tut ihm keine Dienste.

Richter zog im Jahre 1799 nach Weimar. Hier trafen wir oft bei Herder zusammen, der seinen Umgang als Erheiterung liebte, gern mit ihm und ebensooft über ihn lachte.

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde sein, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fuß. Wir machten sogar einst eine kleine Reise zusammen nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich hinauszusehen, was er mache. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesetzt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe, — aber er kam mir zuvor und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe, zog dann sein Papier heraus und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notiert. —

Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles, was ihm in die Hände fiel, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichungen. — Unter den Notizblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor wie ein einsames, liebliches Kanarienvögelchen, das täglich zu Nests trägt, aber

kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Ähnliches. Diesen Gedanken notierte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

Als<sup>1)</sup> Jean Paul im Jahre 1800 in Berlin war, gab man ihm unter anderem ein Gastmahl in einem öffentlichen Garten. Ich hatte so viel Spaßhaftes von dem Enthusiasmus gehört, mit dem die Damen, die eigentlich das Fest veranstaltet hatten, ihn behandelten, daß ich mir nicht verlagen mochte, einen Spaziergang durch den Garten zu machen in der Hoffnung, etwas Ergößliches zu sehen. Indem ich wieder hinausgehen wollte, begegnete ich Richter selbst, der eben erst kam. Er drang mich, ich solle mit ihm zur Gesellschaft kommen, da er mich als seinen Mitgast vorstellen wolle. Ich antwortete: „Lieber Richter! Ich schmeichle mir, wirklich zu viel Substanz zu haben, um Ihren Schatten zu spielen.“ So ließ ich ihn stehen, und das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten. — Doch nein, ich sprach ihn noch einmal bei Sander<sup>2)</sup>, aber nur wenige Worte wechselten wir. Ich ging, weil er gekommen war. Bei jenem Gartenfeste war es, daß seine Heirat eingeleitet wurde auf eine drollig-sentimentale Weise. Sein nachmaliger Schwiegervater, ein Kriegsrat Maier, hatte drei literarisch gebildete Töchter, die auch alle drei an Schriftsteller verheiratet wurden: an Spazier, Mahlmann<sup>3)</sup> und Jean Paul. Jean Paul hatte bei Tisch stark getrunken und legte sich nachher in einem Nebenzimmer auf ein Sofa, um seinen Rausch zu verschlummern. Die Damen vermißten ihn und durchstreiften alle Zimmer, um ihn zu finden. Endlich sehen sie ihn schlafen, und Demoiselle Maier tritt hinzu und drückt dem Endymion einen Kuß auf den Mund. Er erwachte davon, und entzückt von dieser förmlichen Liebeserklärung, war er überzeugt, sein Glück in ihr gefunden zu haben.

Einen widrigen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, daß Jean Paul so gern an den kleinen Höfen in Deutschland herumzuschlich, wo man ihn als eine komische Person behandelte, und daß er oft um Pensionen petitionierte<sup>4)</sup>. Er war dann freilich überhaupt nicht delikatsam im Annehmen

<sup>1)</sup> Eckardt, Seite 162. Er veröffentlicht das Kapitel mit folgender Fußnote: Von diesem Abschnitte der Merckelschen Aufzeichnungen hat sich nur die Überschrift erhalten. Auf den Inhalt dessen, was Merkel über Jean Paul zu sagen hatte, läßt das nachstehende, in der Rigaschen Zeitung veröffentlichte Fragment aus einer Notizen-sammlung des Verfassers schließen.

<sup>2)</sup> Der Berliner Buchhändler Johann Daniel Sander, 1759—1825, Inhaber der Boffischen Buchhandlung. Er verlegte Lafontaine, stand auch in Verbindung mit Böttiger und Kosebue. Trotzdem unterhielt er Beziehungen zu Goethe. Vgl. das Kapitel „Der Kritikus“.

<sup>3)</sup> Siegf. Aug. Mahlmann, 1771—1826, von Haus aus Jurist, Buchhändler in Leipzig, leitete nach dem Tode Spaziers die Zeitung für die elegante Welt und auch die Leipziger Zeitung. Seine Gedichte waren sehr beliebt, seine Lieder „Weg mit den Grillen und Sorgen“ und „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust“ werden heute noch gesungen. Am meisten machte ihn seine Parodie auf Kosebues Rührstück „Die Hussiten vor Raumburg“ bekannt.

<sup>4)</sup> Ein Zeugnis für diese Tatsache sind Jean Pauls Eingaben an Friedrich Wilhelm III., die im Berliner Staatsarchiv aufbewahrt werden. Bei seinem Aufenthalt in Berlin war man bestrebt, ihm eine Prähende zu verschaffen, und Königin Luise, der es gelungen war, ihrem Lieblingsdichter Lafontaine eine Prähende zu ver-

von Geschenken. In Berlin galt ein Herr von Ahlefeld für seinen intimsten Freund, und wirklich war dieser es eigentlich, der ihn überall herumführte und für ihn Bekanntschaften anknüpfte. Ahlefeld war Bräutigam einer geschiedenen Gräfin Schlabrendorf, und sie hatte ihm als Braut einen schönen Pelz, in Deutschland ein seltener und teurer Puz, geschenkt. Es entstand indes ein Zwist zwischen dem Paare, und Ahlefeld schickte ihr den Pelz zurück. Voll Zorn bot sie ihn Jean Paul an, und — er nahm ihn an und stolzierte heute in dem Puz, den sein Freund gestern getragen hatte, der nun neben ihm im bloßen Überroße gehen mochte.

Die Frau von Halb<sup>1)</sup> in Weimar, die, nach Herrn Laube, Jean Paul heiraten wollte, nennt Herr Laube eine „schöne, bedeutende Frau von phantastischem Schwunge“. Sie mag ehemals schön gewesen sein und damals, von ihrem Manne geschieden, auch heiratslustig. Ich fand, als Böttiger mich einmal, halb wider meinen Willen, zu ihr führte, eine dicke Frau, die meiner Schätzung gegen vierzig Jahr alt war, und ihre geziert gelehrte Unterhaltung scheuchte mich auf immer von ihr zurück.

## Gleim

Der<sup>2)</sup> Chemiker Scherer<sup>3)</sup> kam nach Weimar, um seine letzten Instruktionen zu [seiner] Reise nach England abzuholen. Er sagte mir, er wolle unterwegs durch den Harz wandern. „Ich auch!“ rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zusammenzutreffen. Ich teilte Herders meine Absicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30 000 Bände enthielt, etwas aufzusuchen. Sie bat mich, ein kleines Päckchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn den müßte ich durch aus in Halberstadt besuchen. — Der folgende Morgen war schön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anschlug, ein Paar stählerne Doppelterzerole, die ein Geschenk

schaffen, unterstützte, da sie auch Jean Paul gewogen war, dieses Bestreben. Der Dichter wandte sich am 4. Mai 1801 an den König und bekam am 12. Mai eine Kabinettsordre, in der ihm mitgeteilt wurde, daß er zu einer Präbende „notiert“ sei. Dieses Versprechen hatte aber nicht viel auf sich, denn am 23. Februar 1805 petitioniert Jean Paul aufs neue. Nach einer Randbemerkung auf der Eingabe erhielt er die Antwort: „Da jetzt keine Präbende vakant ist, Supplikant auch mit sehr vielen dazu Notierten konkurriert, so muß er sich gedulden, bis Se. Majestät bey eintretender Vakanz nähere Rücksicht auf ihn nehmen kann“.

1) Charlotte v. H a l b, geb. Marschall von Ostheim. Sie ist bekannt durch ihre Freundschaft mit Schiller. Sie läßt 1796 Jean Paul ein, nach Weimar zu kommen und führt ihn in die Gesellschaft ein. 1797 siedelt er ganz nach Weimar über. Seinetwegen will sie sich scheiden lassen, stößt aber bei dem Dichter auf Ablehnung. Merkel ist hier also ungenau. Auch die Tatsache, daß er sich hier auf das Zeugnis Laubes beruft, beweist, daß er nicht gut unterrichtet war.

2) Darstellungen II, Seite 187.

3) Alex. Nik. S c h e r e r, geb. in Petersburg 1771, als Kind in Riga, sollte in Jena Theologie studieren, wurde aber Chemiker; Karl August schickte den begabten, aber etwas unbeständigen Scherer auf Reisen. Er wurde Professor in Halle, ging dann in die Industrie und wirkte später als Professor in Dorpat und Petersburg, wo sich seinem unruhigen Geist nur geringe Hemmungen entgegenstellten. Starb 1824.

des Majors Muromzow waren, Papier und Bleistifte in der Tasche, hinter mir ein etwa 14 jähriger muntre Bursche, der einen kleinen Känzel trug. Ein Verzeichnis der Orte, durch die ich gehen mußte, oder eine Reisekarte hatte ich nicht mitgenommen; ich wollte nur Unerwartetes finden. Aber einen Paß doch? Man hätte mich ausgelacht, wenn ich einen gefordert hätte; ja selbst, daß ich meine Jenaische Matrikul zu mir steckte, war sehr überflüssig; ich habe nirgends nötig gehabt, sie auseinander zu schlagen. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerst nach Halberstadt, Gott weiß, wieviel unumschränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu kümmern. Gewiß, der Brosamen, die von des Kaisers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Ort zu Mittag essen oder nächtigen wollte, und nach seinem Namen fragte und einen in Deutschlands Geschichtsbüchern mit selbständiger Wichtigkeit figurierenden hörte.

Ich fand viele schöne Ansichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzusetzen oder vom Wege ab herumzufreifen, meine Entdeckung zu genießen. Eine Beschreibung von dergleichen find ich nicht in meinem Tagebuche, wohl aber die Bemerkung, daß eine Gegend mich wunderbar dadurch überraschte, daß sie mir völlig bekannt erschien. Der Weg zog sich durch eine blumigte Wiese hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbzirkel schön besuchter und bewaldeter, fast kegelförmiger Hügel eingefaßt war. Ich erinnerte, ja bestimmt erinnerte ich mich, daß diesem gegenüber noch ein höherer Hügel sein müsse, auf dessen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beschattete. Ich wandte mich um; beides war da. Ich erstaunte. Nie war ich in dieser Gegend gewesen, und doch, je länger ich sie betrachtete, desto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entfiel mir genau, daß ich sie als Knabe im Traum gesehn und durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht mythische Psychologen daraus gezogen haben! — Ist nicht etwas Ähnliches? Die Wahrheit zu sagen, ja! Ich finde in meinem Tagebuche den Schluß: die Gegend müsse wohl auf einem Gemälde oder Kupferstich abgebildet sein und ich diese Abbildung vor meinem Traume aufmerksam bewundert haben. —

In einem kleinen thüringischen Städtchen überraschte mich ein Abenteuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau untersucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und sie mußten durchaus verbessert werden. Ich bat den Wirt des Hauses, wo ich einkehrte, mir den besten und schnellsten Schuhmacher des Ortes kommen zu lassen. Es erschien ein Mann mit einem auffallend feinen Anstande. Er sprach nur gebrochen Deutsch. Ich fragte ihn um seinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen französischen Familie, den ich aus der Geschichte kannte. „Es gibt“, sagte ich, „Grafen Ihres Namens.“ Ganz unbefangen antwortete er: „Auch ich bin Graf.“ — Ich sah betroffen auf ihn, dann auf meine Stiefeln, dann wieder auf ihn. „Sorgen Sie nicht,“ versetzte er lächelnd, „Ihre Stiefeln sollen deswegen doch frühe und recht gut hergestellt sein.“ Er hielt Wort. Ich habe an diesen Emigranten immer mit Hochachtung zurückgedacht. Daß er im

Unglück lieber von der Fertigkeit leben mochte, die er einst aus Liebhaberei erworben hatte, als sich einem kleinen deutschen Hofe als „unglücklicher Vornehmer“ aufdringen, war gewiß edel; aber daß er bei seinem Handwerk nicht glaubte, seinen Namen verbergen zu müssen, ihn nicht durch seinen rechtlichen Erwerb zu beschimpfen meinte, bewies philosophische Seelengröße.

Endlich langte ich in Halberstadt an. Ich sandte das Päckchen der Herdern ab, das ganz einfach: An Vater Gleim adressiert war, und fragte, wann ich ihm mein Kompliment machen könnte. Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen, und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis schon vor seiner Haustüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Der Brief der Herdern mußte sehr warme Empfehlungen enthalten.

Ich hatte diesen Dichter schon frühe kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Deklamation eines seiner Gedichte (ich glaube, es heißt „Lob des Landlebens“ und ist die Nachbildung einer horazischen Ode) ermunternden Beifall. Daran knüpfte sich bei mir ein Interesse für ihn. Von seinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige seiner Kriegslieder gefallen. Dichterischer und kriegerischer Schwung der Gedanken ist in ihnen nicht selten, aber ich habe nicht gehört, daß eines derselben jemals von Soldaten gesungen worden sei; vielleicht ist sogar keins in Musik gesetzt, so wenig als von ihren Nachahmungen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weiße. Ihre Zeitgenossen, der Dessauer Marsch und die Sperettenliedchen desselben Weiße mit den Hillerschen Melodien dagegen wurden überall und lange gehört und sind noch bekannt, sowie das viel ältere „Prinz Eugenius, der tapfere Ritter“. Dem geringen Kunstwert jener Lieder oder dem Mangel an Patriotismus im Publikum darf das nicht zugeschrieben werden; selbst manche Studentengesänge aus der Zeit des siebenjährigen Krieges sind voll Enthusiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleimschen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Widerhall im Gemüte desselben zu erlangen.

Das<sup>1)</sup> Alter hatte Gleims Nacken ein wenig gekrümmt, aber seine Gestalt hatte immer noch einen Anstrich von Kraft, und der Ausdruck weichen Gefühls, der in seinem damals schon etwas trüben Auge (er wurde bekanntlich einige Jahre später blind) an die Stelle des ehemaligen Feuers getreten war, machte einen anziehenden Gegensatz zu den starken Zügen seines Gesichts und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Reden.

Er hieß mich mit zuvorkommender Freundschaftlichkeit willkommen, überhäufte mich mit Gefälligkeiten und zankte schon nach einer halben Stunde mit mir. Ich blieb zwei Tage in Halberstadt, während welchen der Greis die Güte so weit trieb, mit mir in die umliegenden Gärten herumzufahren und Besuche mit mir zu machen, aber wir wären in beständigem Streite gewesen, hätten mich nicht Hochachtung und Erkenntlichkeit bald gelehrt zu schweigen. Sein Betragen war ein beständiger

<sup>1)</sup> Skizzen, Seite 162.

Wechsel von Heftigkeit und Äußerungen rührender Herzensgüte, sein Gespräch nicht lehrreich oder angenehm, aber aufregend durch das Eigentümliche seiner Ansichten und die Lebhaftigkeit, mit der er sie vorbrachte.

Gleim<sup>1)</sup> war ein viel edlerer Mensch als Dichter. Er besaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen als Kanonikus oder Sekretär des protestantischen reichen Domkapitels zu Halberstadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Teil seines Überflusses zur Unterstützung — dürftiger — Dichter oder doch Schriftsteller, ob auch der anderen Armen, weiß ich nicht. Jedes aufstrebende literarische Talent, vorzüglich das poetische, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten jahrelang bei ihm als geachtete Freunde; manchen verschaffte er eine Versorgung, zum Teil bei dem Domstifte selbst, wie Liedge und Klammer Schmidt<sup>2)</sup>. Alle ausgezeichneten Dichter der schönen Periode, die mit dem Untergange der Gottschedischen Schule begann, Klopstock, Herder, Ramler, Kleist, Jacobi, Claudius und viele andere waren freundschaftlich mit ihm verbunden, und er war ein zuverlässiger, treuer Freund, nur etwas zu ungestüm. So soll es z. B. gefährlich sein, sich in einen Briefwechsel mit ihm einzulassen. Er, der wenig Geschäfte hatte, schrieb dann mit jedem Posttage und wurde sehr böse, sah es als eine beleidigende Vernachlässigung, als einen Bruch der Freundschaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete, und war schwer zu versöhnen; denn er selbst fühlte und bewies es, daß er der Freundschaft große Opfer zu bringen fähig und bereit war.

Um<sup>3)</sup> sich diese Art von Leidenschaftlichkeit für die Literatur zu erklären, muß man einen Blick auf Gleims Schicksal werfen. Seinen Talenten für die Dichtkunst verdankte er die glücklichsten Stunden der Jugendfreundschaft mit Uz und Gög in Halle. Die ersten Gedichte, die von ihm (1744) gedruckt erschienen, machten Epoche; und bald hernach (1747) erhielt er ein Amt, das Domsekretariat in Halberstadt, das ihm von der einen Seite ein Auskommen verschaffte, das seine Bedürfnisse weit überstieg, und von der anderen seine staatsbürgerliche Laufbahn schloß; denn hier gab es keinen Schritt weiter. Früh und genügend abgefunden mit den prosaischen Ansprüchen an das bürgerliche Leben, konnte er sich mit voller Jugendkraft der Dichtkunst weihen. Es wurde ihm so leicht, sich Ruhm zu erwerben, und neben ihm glänzten seine Freunde Klopstock, Uz, Lessing, Ramler, Weiße, Kleist<sup>4)</sup> immer heller empor und ließen gern ihren Ruhm auf ihn zurückstrahlen, den nie eifersüchtigen Freund und Dichtergenossen, den herzlichen Verkünder ihrer Größe. In schönem Gedränge blühten jetzt von Jahr zu Jahr neue Talente auf. Gleims edler Sinn sah in jedem einen neuen Freund, dem er Dienste leisten,

<sup>1)</sup> Darstellungen, Seite 193.

<sup>2)</sup> Klammer Eberhardt Karl Schmidt, 1746—1824, Halberstädter Kind. Seine Gedichte machten anfänglich viel Aufsehen, und man glaubte, in ihm einen neuen Horaz oder Catull sehen zu können, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Von ihm ist das Lied: „Hier sitz ich auf Rasen, mit Weichen bekränzt.“ Er war Domkommissarius in Halberstadt.

<sup>3)</sup> Skizzen, Seite 164.

<sup>4)</sup> Hier ist Ewald von Kleist gemeint.

und von dem er Liebe empfangen werde. Die meisten erwarben bleibenden Wert und waren Gleims Freunde bis ans Grab. Ein literarischer Anflug nach dem anderen schoß so während sechsundfünfzig Jahren auf, die Gleim bei nie wechselnden Verhältnissen und immer gleicher Gesinnung dastand, und aus jedem fand eine Zahl der ausgezeichnetsten Köpfe bei ihm, wessen ihre Jugend zum Kampf des Aufstrebens bedurfte. Manche, die er als Jünglinge aufgemuntert und unterstützt hatte, sah er noch als Greis auf unvergänglichen Lorbeeren ruhen. Nur die letzte Generation, jene, die seit den Kenien erwuchs, und die Genies mit dem Schlegelschen Stempel, die keine deutsche Literatur anerkannten, weil sie selbst erst eine schaffen wollten, vernachlässigten und — verspotteten den edlen Gleim. Ich hörte ihn einst kurz, aber schmerzlich darüber klagen, wie etwa ein Großvater über einen undankbaren Enkel klagen könnte.

Die!) Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Lessing zu seinen Freunden zählte. Mit seinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er sich bekanntlich auf immer wegen sehr schätzbarer Änderungen, die dieser sowohl in Gleims eigenen Gedichten als in denen seiner Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigsten pflegte er sich über die Umgestaltung von Kleists Frühling zu äußern, und dieser hätte beinahe auch mir Gleims Zorn oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber sprach, meinte ich, der „Frühling“ sei in seiner gegenwärtigen Gestalt ein so herrliches Gedicht, daß Ramlers Änderungen doch wohl nicht Fehlgriffe gewesen sein könnten. „Aber es ist nicht Kleists Frühling!“ rief Gleim heftig; „die Eigentümlichkeit jedes Dichters muß heilig sein.“ Der Einwurf lag nahe, Kleist selbst habe, indem er Ramlern die Überarbeitung auftrug, die Ansicht ausgesprochen, daß es wichtiger sei, der Literatur ein vollendetes Werk zu schenken, als die vielleicht tadelhaften Eigentümlichkeiten des Verfassers zu bewahren. Ich schwieg indes nachgiebig stille. (Gleim besaß eine Abschrift des „Frühlings“ in seiner ursprünglichen Gestalt, ließ sie aber nicht drucken. Sein Erbe tat es und hat, fürcht' ich, dem Publikum das schöne Gedicht in beiden Gestalten verleidet. In seiner ursprünglichen würd' es nach meiner Ansicht schwerlich berühmt geworden sein.) Ebenso ging es mir in Rücksicht Friedrichs des Zweiten, der bekanntlich Gleims höchster Herois war. Ich stimmte lebhaft in die Lobsprüche ein, die er ihm erteilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der Domschule zu Riga als Sekundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe deklamieren müssen, bei der ich öfter vor Rührung gestockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache ins Gespräch gekommen, die ein preußischer Deserteur war, und ich ihr sagte, daß soeben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen sei, der Mensch in Tränen ausbrach. Gleim hörte diese Kleinigkeiten mit großem Vergnügen als neue Beweise, wie sehr Friedrich auch außerhalb Deutschlands verehrt worden; aber als mir die Bemerkung entschlüpfte, dieses selbst habe keine Ursache, ihn zu lieben, da seine Begierde, ein Stück mehr davon zu besitzen, drei so blutige inländische Kriege veranlaßte, die dem Interesse der deutschen

1) Darstellungen, Seite 194.

Nation durchaus fremd gewesen, wurde der jugendlich lebhaftere Greis sehr böse, und ich schwieg aus Pietät.

Bei<sup>1)</sup> aller Einfachheit enthielt Gleims Haus zwei Schätze von wahrer Nationalität: eine Sammlung von zum Teil meisterhaft gearbeiteten Originalbildnissen ausgezeichnete deutscher Schriftsteller, mit denen er einst in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte; und seinen Briefwechsel mit ihnen. Ziemlich sonderbar hing in der ersten ein alter Hut Friedrichs des Einzigen obenan. Gleim hatte ihn von dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Öls<sup>2)</sup> zu Geschenk erhalten. Bei dem bekannten satirischen Geist dieses Fürsten ist es nicht unmöglich, daß diese Aufmerksamkeit ein feiner Spott war; aber des alten Dichters kindlicher Enthusiasmus für Friedrich sah in diesem zerknickten Filz eine fast heilige Reliquie. Von dem Briefwechsel hat man nach Gleims Tode angefangen, einen Gebrauch zu machen, der schwerlich gebilligt werden kann. Mit zu weit getriebener Rücksichtslosigkeit auf Lebende hat man mehrere Bände von Briefen drucken lassen, die wenig literarisches Interesse haben, wohl aber manche Verhältnisse und Privatansichten verraten, die nicht vor das Publikum gehören. Am besten wär es wohl, die ganze Sammlung ungedruckt in eine öffentliche Bibliothek, zum Beispiel die Göttingische, niederzulegen und nur einen streng gesichteten Auszug solcher Briefe drucken zu lassen, die wirklich literarische Wichtigkeit haben.

Faßt man Gleims Charakter zusammen, so steht eine Erscheinung da, die bei tausend kleinen Mängeln nicht bloß der deutschen Literatur, nicht bloß seiner Nation, sondern unserm ganzen Geschlecht Ehre macht.

Klopstock pries mit Wahrheit:

Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein!  
Wie er auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,  
Edel stolz ist, vom halben,  
Kalten Liebe beleidiget!

Liebend, Liebe gebeut! hier nur die zögernde  
Sanfte Mäßigung haßt, oder, von Friederichs,  
Wenn von Friederichs Preise  
Ihm die trunkene Lippe trief,

Ohne Wünsche nach Lohn; aber auch unbelohnt! — —

Voltairens fade Schmeicheleien erwiderte Friedrich mit unverdienter Wärme, Ehrenbezeugungen und persönlicher Freundschaft; Gleim, der ihn vergötterte, der so viel zu dem Enthusiasmus beitrug, mit welchem Deutschland für ihn entflammt wurde, Gleim kannte er kaum oder gar nicht. — La Mettrie, la Baumelle und eine lange Reihe schöngeistiger Schwärzer gehörten eine Zeitlang zu Friedrichs täglichen Gesellschaftern,

<sup>1)</sup> Skizzen, Seite 167.

<sup>2)</sup> Herzog Friedrich August von Braunschweig-Öls, 1740—1808, jüngerer Sohn des Herzogs Karl I., tat sich im siebenjährigen Kriege durch die Entsetzung der Stadt Braunschweig 1761 hervor und stand bei Friedrich dem Großen in hoher Gunst. Der Herzog, der bucllig war, galt als sehr freimütig und gar boshaft. Er betätigte sich auch literarisch und soll an den erotischen „Gedichten im Geschmack Orecouris“ beteiligt gewesen sein.

selbst seinen Tischgenossen, weil sie Franzosen waren. Das Leben weniger großen deutschen Schriftsteller prunkt mit der Denkwürdigkeit, daß Friedrich eine Viertelstunde mit ihnen sprach, — wobei er sie Er nannte. — Friedrichs alter Hut hing in dem Heiligtum, an dessen Schätzen Gleims Herz sechzig Jahr gesammelt hatte, obenan; seine Orden und seine Schärpe aber hängen als Siegeszeichen in der Invalidenkirche in Paris. —

Ich nahm am Abend mit dankbarer Verehrung gegen den herrlichen Greis Abschied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Känzelträger ab nach Wernigerode.

[Hier trifft Merkel Scherer.]

Am folgenden Morgen gingen wir zum Schlosse hinauf, das auf der Höhe eines stark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Unterwegs erschreckten uns zwei kämpfende Hirsche. Wir gelangten indes glücklich zum Schloß und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der R a t — das versteht sich! — Benzler<sup>1)</sup> war stocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verständlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunst gewünscht hatte, und schrieb die Notizen darüber auf, indes Scherer sich in der Bibliothek umsah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitausend Bibeln, die mir ein sehr sonderbarer Aufwand schien, da gewiß in allen Sprachen der Erde nicht halb so viel Ausgaben vorhanden sind und — in allen steht bekanntlich dasselbe; ferner eine Lesemaschine, aus einer Anzahl von Brettern zusammengesetzt, die an beiden Seiten auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenstand nachschlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauchte man die Maschine nur zu drehen, um nacheinander zu blättern, worin man wolle. Mir schien die Erfindung sehr vernünftig und bequem, besonders als ich einige Monate später zu Kopenhagen den berühmten Suhm besuchte und ihn zwischen langen Tischen voll aufgeschlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer = R o m a n zusammensetzte. Mit einer solchen Maschine hätte er seine sogenannten Romane zusammen w a l z e n können, ohne vom Stuhle aufzustehen.

## G. v. d. Recke

Ich<sup>2)</sup> mochte etwa sechs Wochen in Weimar gewesen sein, als Böttiger mir schrieb, Frau von der Recke sei angekommen und wünsche meine Bekanntschaft; ich möchte ja zu ihr gehen. Ohne Zweifel setzte Böttiger dabei voraus, ich kenne den Ruf und die Gedichte und Schriften dieser vortrefflichen Frau. Dies war aber nicht der Fall. Meine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur war überhaupt so gering, daß, als der Dichter Mahlmann mir eines Morgens in Leipzig vorschlug, Jean Paul zu besuchen, der zur Messe gekommen sei, ich ganz unbefangen fragte, „Wer ist Jean

<sup>1)</sup> Leopold Benzler, trat auch literarisch hervor und gehörte dem Gleim-Kreise an. Er stand Klamer Schmidt besonders nahe.

<sup>2)</sup> Darstellungen II, Seite 180.

Paul?" Und doch hatten seine Schriften schon seit einigen Jahren viel Aufsehen gemacht. In der Frau von der Recke sah ich also nur eine kurländische Edelfrau und eine Gelehrte. Meine Abneigung gegen planmäßige und förmlich eingeleitete Bekanntschaften wurde also noch durch den Widerwillen, den ich immer gegen gelehrte Frauen hegte, verstärkt, und ich schlug Böttigers Einladung aus.

Böttiger gab seinen Plan nicht auf. Er kam selbst zu mir, um über meinen Eigensinn zu zanken und meine Vorstellung von der Frau von der Recke zu berichtigen. Es wurde endlich verabredet, daß wir im herzoglichen Parke zusammentreffen sollten, was denn auch geschah.

Daß sie bei meinem ersten Anblick ausrief: „Ei, ei, so jung!“ hab' ich schon erzählt; sowie Böttigers Entschuldigung meiner scheinbaren Jugend und meine Antwort<sup>1)</sup>. Sie ging bald auf den Gegenstand über, der ihrem edlen Herzen sehr wichtig war, lobte meine Schrift „Die Letten“ mit Wärme und versicherte mich wiederholt, nur der unerwartete, plötzliche Tod der Kaiserin Katharina habe sie verhindert, mit meinem Buche in der Tasche zu der großen Monarchin zu gehen und die huldvolle Entschcheidung des Schicksals der Bauern zu erlehen. Dann kam sie zu dem Plane, den sie sich selbst zum Besten ihrer Bauern ausgesonnen hatte. Hier aber gerieten wir bald in eine lebhaftete Debatte. Sie wollte die Bauern eine Reihe von Jahren durch Unterricht, durch Ehrengeschenke für tadelloses Leben usw. bilden, und dann ihnen erst die Aussicht auf Freiheit und endlich diese allmählich in kleinen Portionen zuteilen. Ich warf dagegen ein, auf diesem Wege würde mehr als ein Menschenalter vergehen, ehe man Resultate sähe, und immer würde es dem bösen und eigennütigen Willen einzelner freistehen, alles wieder zu vernichten, was bessergesinnte Vorgänger geschaffen. Lesen und Schreiben machten nicht fähig, die Freiheit gut zu gebrauchen; denn bei jedem Schritte träfe man auf Hochgebildete, die ihre Freiheit zeitlebens mißbrauchten. Sie aber gut anwenden, könne man doch nur durch ihren Besitz selber erlernen. Man müsse das Recht der Bauern dazu sogleich anerkennen und unerschütterlich feststellen, den Genuß der Freiheit aber nicht einzelnen, sondern dem ganzen Stande nach voraus bestimmten Zwischenräumen stufenweise erteilen.

Wir disputierten so lange, daß die Begleiterin der edlen Frau sie endlich erinnern mußte, die Postpferde würden zur Weiterreise angespannt sein. Ich mußte versprechen, ihr meine Ansichten schriftlich auseinanderzusetzen. Da ich aber bald erfuhr, daß sie beim besten Willen gar nicht die Macht habe, mehr für ihre Bauern zu tun, als sie mir gesagt, brach ich die Korrespondenz ab.

Erst im Jahre 1817, während meines Aufenthaltes in Berlin, lernte ich ihre ganze Geistes- und Charakterhoheit durch näheren Umgang genauer kennen. Sie war noch jung und schön, als sie schon den Ruhm einer frommen Dichterin erwarb. Sie mochte den mystischen Gauklern eine lockende und leichte Beute scheinen. Der nur zu bekannte krypto-katholische Oberhofprediger Stark suchte sich ihres Geistes zu bemächtigen; sie durchschaute den Heuchler und wurde seine gefährlichste Gegnerin. Auch

<sup>1)</sup> In unserer Ausgabe ist diese Stelle der Erinnerungen nicht enthalten.

---

Eagliostro warf seine Netze nach ihr aus; ihr heller Verstand erkannte bald den Charlatan in ihm, und sie machte sich ein Geschäft daraus, ihn in der Nähe zu beobachten, um ihn zu entlarven. Einst kam sie spät am Abende mit ihm von einem Besuch auf dem Lande zurück. Der Weg ging an einem Kirchhofe vorbei. „Willst Du,“ sagte Eagliostro (der ungehobelte Bauer duzte seine Gläubigen), „so lasse ich alle, die hier liegen, aus ihren Gräbern hervorgehen.“ „O, tun Sie es doch!“ antwortete sie dringend. „Das müßte ja herrlich sein!“ — „Na,“ sagte er, „Du könntest vor Schrecken sterben!“ und blieb mit edelmütiger Festigkeit dabei, die Toten nicht zu erwecken.

# Reise nach Dänemark

## Halle. Falt und Lafontaine

Durch Herder und Böttiger bekam Merkel Verbindungen mit dem dänischen Kammerherrn von Hennings und dieser bewirkte seine Berufung als Sekretär des dänischen Ministers Graf Schimmelmann nach Kopenhagen. Einen wesentlichen Anteil an dieser Berufung hatte die Gräfin Schimmelmann, die eine Freundin der deutschen Literatur und vor allem des Weimarer Kreises war. Vor Merkel hatte Niebuhr die Sekretärstelle inne.

\*

Meine<sup>1)</sup> Anstalten zur Reise<sup>2)</sup> waren bald gemacht. Ein Umstand setzte mich und — die weimarische Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutschland verlassen wollte, glaubte ich eines Passes zu bedürfen. Ich bat darum; aber jeder, mit dem ich darüber sprach, sah mich verwundert an. Es schien, als wäre ein Paß etwas so Unerhörtes, daß man gar nicht wisse, wie ein solcher einzurichten sei. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über gesunde Luft und Abwesenheit ansteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und besiegelte ihn. Lachend legte ich ihn zu meinem alten russischen Passe und meinen akademischen Matrikeln und brauchte sie alle nicht auf der Reise. Als ich zwanzig Jahre später Deutschland durchreiste, forderte man mir überall, wo ich ein paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für ansehnliche Gebühr einen Aufenthaltsschein. — Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an einem Tage eine Reihe interessanter Bekanntschaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer<sup>3)</sup>, seinem Universitätsfreunde, der schon längst berühmt war. Mir schien der Mann, bei großer Freundlichkeit, in Haltung und Benehmen etwas steif. Desto lebhafter war seine Gattin, eine reizende und geistvolle Blondine. Bei ihm fand ich seinen Schwiegervater, Hofrat Köpke<sup>4)</sup>, einen Dichter sehr artiger, gemüthlicher Liederchen, und Morgen-

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 209.

<sup>2)</sup> Merkel reiste im August 1797 ab.

<sup>3)</sup> August Hermann Niemeyer, 1754—1828, Urenkel Aug. Herm. Franckes, Theologe und Pädagoge in Halle, Mitdirektor der Franckeschen Stiftungen. Er hat sich besonders um den Religionsunterricht verdient gemacht.

<sup>4)</sup> Friedrich von Köpke, 1737—1811, Jurist, einer der Hauptträger des geistigen Lebens in Magdeburg, Stifter der literarischen Gesellschaft, die Jahrzehnte hindurch außerordentlich blühte. Er trat auch selbst mit dichterischen und kritischen Arbeiten hervor. Besonders nahe standen ihm Gleim, Klopstock, Wieland.

stern. Er führte mich zu Falk<sup>1)</sup>, seit kurzem durch einige satirische Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme gepriesen hatte.

Ich fand einen jungen, schönen Mann, der mir aber von seinem literarischen Glücke ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höheren Tone, mit sehr viel größerem Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf größtenteils verdankte. Im Laufe des Gesprächs teilte er mir seinen Lebensplan mit; er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschließlich nicht sowohl der Literatur, als der Satire widmen, heiraten und nach Weimar ziehen, um dort seinem Fache in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernstern Lebensgeschäfte machen wollte, beißende Scherze zu versifizieren, der die Satire wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heiraten könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurückziehen, das heißt, so viel als möglich allem Stoff, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte!!! Ich hatte keinen Begriff davon, wie sich so etwas in einem hellen Kopfe reimen könne. Falks späterer Gang zeigte, daß meine Besorgnis für ihn begründet war.

Zu Mittag aß ich mit Sander bei Lafontaine<sup>2)</sup>, der in einiger Entfernung von Halle in einem sehr artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raschen Entschluß aus einem Friseur zum Literaten und Satiriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Romanendichter geworden; aber mit dauernderem Glücke als Falk. Er blieb bekanntlich länger als zwei Jahrzehnte der Lieblingschriftsteller eines großen Publikums und verdiente es. Der erste Blick auf ihn nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfindliche Gutmütigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Korpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir gerieten bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben“, sagte er, „macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn' ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — „Aber die Feile?“ — Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit

<sup>1)</sup> Johannes Daniel Falk, 1768—1826, studierte nach harter Jugend, trat als satirischer Schriftsteller, von Wieland gefördert, hervor, wirtschaftete aber schnell ab. In der Franzosenzeit wirkte er außerordentlich segensreich, wurde von Karl August zum Legationsrat ernannt. Nach dem Tode seiner vier Kinder, die in ganz kurzer Zeit starben, gründete er ein Institut zur Erziehung verwaister und verwahrloster Kinder. Goethe schätzte ihn.

<sup>2)</sup> August Heinrich Julius Lafontaine, 1758—1831, Abkömmling einer Refuge-Familie, studierte Theologie, wurde in Halle Hauslehrer und Feldprediger und entwickelte sich nach schüchternen Anfängen zum beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller der Zeit von 1790—1810. Seine Beliebtheit war noch größer als später die der Marlitt, und seine literarische Fruchtbarkeit ist von Kaninchenhafter Unheimlichkeit. Er pflegte den, geringe geistige Ansprüche stellenden, Familienroman mit moralisch-tendenzlosem Einschlag. Typisch für ihn sind Titel wie „Die Moralsysteme oder Ludwig von Esack“, „Die Familienpapiere oder die Gefahren des Umgangs“, „Gemäldesammlung zur Veredelung des Familienlebens“, „Der Hausvater oder das liebt sich! und warum?“

auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane!). Ich machte ihm mein Kompliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später, sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Tränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er soeben seine liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Tränen aus und fleht ihn an: „Gib sie ihm doch!“ „Ach,“ antwortet er schluchzend, „das geht nicht an! Ich bin ja noch beim ersten Bande.“ — Es ist leichter, über die Keizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

Am Abend des Tages führte mich Morgenstern, glaub' ich, in den Professorenklub. Der ganze lange Tisch war mit lauter literarischen Namen besetzt, unter denen manche mit Recht berühmte waren. Neben mir saß ein ältlicher Mann, dessen starke Gesichtszüge und rasches Benehmen mir auffiel, noch mehr aber die entschiedene Weise, mit welcher er die sonderbarsten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leise nach seinem Namen. Es war Reinhold Forster<sup>2)</sup>, der mit Cook die Reise um die Welt getan und Friedrich dem Zweiten das bekannte Kompliment gemacht hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich sei der größte. (Der König soll, erzählte man mir zu Potsdam, diese Artigkeit lächelnd mit der Frage erwidert haben, ob ihm die Neuseeländer nicht das Indigenat erteilt hätten.)

Mitten in dem Vortrage, den er größtenteils an mich richtete, wahrscheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meisten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der anderen Seite des Tisches eine noch rauhere Stimme als die seinige, mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Lügen Sie doch nicht so entsetzlich! Das ist ja rein unmöglich, was Sie sagen.“ Ich erinnere mich nicht, was Forster antwortete; aber seine Antwort gehörte zu den z a h m e n. Ich erkundigte mich nach dem Zurecht weisenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel<sup>3)</sup>.

1) Sander klagt denn auch in Briefen an Böttiger Stein und Wein über Lafontaines Manier, Manuskripte in unfertigem Zustande zu senden.

2) Johann Reinhold Forster, geb. 22. 10. 1729 in Dirschau, gest. 9. 12. 1798 in Halle. Von Haus aus Geistlicher, aber mit ungeheurem Wissenstrieb und ganz eigenwillige Persönlichkeit, wurde er von der russischen Regierung mit einem wissenschaftlichen Auftrag nach Saratow geschickt. Nach allerhand Schicksalen nahm er 1772—75 an der Weltumsegelung Cooks teil und leistete hier Außerordentliches, zerfiel aber bei der Veröffentlichung der Ergebnisse mit den Engländern. Nach schweren Jahren berief man ihn 1779 als Professor der Naturgeschichte und Mineralogie nach Halle, wo er noch eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltete. Infolge seines unruhigen Geistes und seiner Unbeherrschtheit aber nicht zum reinen Genuß kommen konnte.

3) Matthias Christian Sprengel, 1746—1803, Professor der Geschichte in Halle, aber in vielen Sätteln gerecht und besonders hervorragend als Geograph. Literarisch sehr fruchtbar, arbeitete er vielfach in Gemeinschaft mit Reinhold Forster.

Meine nächste Station war Hamburg. Der Brief der Gräfin (Schimmelmänn) hatte bestimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im dänischen Postkontor weitere Instruktionen finden würde. Sie bestanden in der Aufforderung, in Ploen den Kammerherrn von Hennings, in Trensbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des älteren der dichtenden Brüder, in Knoop die Gräfin Baudissin, die Schwester des Grafen Schimmelmänn, zu besuchen und dann mit dem Paketboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen.

Am folgenden Morgen trat ich meine offizielle Lustreise durch das an reizenden Gegenden reiche Holstein an. Zuerst besuchte ich Herrn v. Hennings<sup>1)</sup>. Als Amtmann, das heißt, was in größeren Verhältnissen Gouverneur genannt wird, der Landschaft Ploen, bewohnte er das Ploener Schloß, das zwischen zwei Seen romantisch auf einem Berge liegt. Ich fand einen einfachen, sehr verständigen und lebhaft teilnehmenden Mann in ihm, dessen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar sah er nicht mit Vorliebe hin; er war in den Fenien auch mißhandelt. Über Goethe mochte er sich in seinem „Genius der Zeit“ einmal zu kaltblütig geäußert haben, und Schiller wußte wahrscheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Pension von 1000 Talern ausgesetzt wurde, die er sechs Jahre, glaub' ich, von einigen vornehmen dänischen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen sollte<sup>2)</sup>. Hennings lehnte es nicht ab, als ich die Vermutung äußerte, daß auch ich ihm meine Berufung verdanke und meine Erkenntlichkeit dafür aussprach. Über die Situation, der ich entgegenging, gab er mir mancherlei Auskunft und Ratschläge. Sie schienen mir sehr einsichtsvoll, stimmten aber meine Erwartungen gewaltig herab. Wir schieden in freundschaftlicher Stimmung, und er hat mir noch Jahre nachher bewiesen, daß er sie mir bewahrte.

Ich fuhr nach Trensbüttel, wo der ältere Graf Stolberg<sup>3)</sup> Amtmann war. Daß er Gedichte geschrieben, wußte ich, aber ich kannte sie nicht; sie konnten mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war sehr einsilbig. In seiner Gemahlin fand ich dagegen eine Frau von lebhafter und geistvoller Unterhaltung. Sie erzählte bei Teetische und beim Abendessen viel von Rom, wo sie lange gewesen war. Ich — war ein aufmerksamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudissin<sup>4)</sup> zu Knoop, der ich zunächst meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon

<sup>1)</sup> August von Hennings 1746—1826, Jugendfreund des Grafen Schimmelmänn, zeitweilig im diplomatischen Dienst Dänemarks; nach dem Staatsstreich von 1784 schickte man ihn in die Provinz, 1787 wurde er Amtmann in Ploen, wo er, von seher litterarisch interessiert, den „Genius der Zeit“ herausgab, oft genug von Orthodoxen schikaniert.

<sup>2)</sup> Die Pension wurde nicht von dänischen Damen, sondern vom Prinzen von Augustenburg ausgesetzt.

<sup>3)</sup> Es handelt sich hier um den älteren, dichterisch weniger hervorragenden der beiden Brüder, Christian Graf zu Stolberg = Stolberg. 1748—1821, von 1777—1800 als Amtmann in Trensbüttel.

<sup>4)</sup> Karoline Adelheid Cornelia Gräfin von Baudissin, Tochter des Grafen Heinrich Karl Schimmelmänn, 1759—1826; sie dilettierte in Erzählungen und Dramen und schrieb „Die Dorfgesellschaft, ein einleuchtendes Lesebuch für das Volk“.

---

ich aber nichts wußte. Ich fand sie korpulent und empfindsam, und beides gefiel mir nicht, besonders durch seine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr schöner Park am Kieler Kanal ergögte mich mehr als ihr Gespräch.

Besser erging es mir in Kiel. Wieland, den ich erst einige Tage vor meiner Abreise bei Herder kennen gelernt, hatte mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, Professor Reinhold<sup>1)</sup>, geschickt, Böttiger ein paar Billette an andere mitgegeben. Ich wurde von allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Sekretär des allvermögenden Ministers nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anschein von Wichtigkeit, und selbst der alte Staatsrat Professor Hegewisch<sup>2)</sup> besuchte mich im Wirtshause, ohne daß ich bei ihm gewesen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem nichts den Grübler verriet, der die kritische Philosophie, nachdem sie ein Jahrzehnt fast nur ein toter Schatz gewesen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Universitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich, — wär' er tiefer Grübler gewesen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er sie ohne tiefe Grübeleien mit Gewandtheit behandelte, erhob er sie zum allgemeinen Gegenstande, dem sich jeder gewachsen glaubte. Seine Frau machte keine Ansprüche als die, gute Hausfrau und aufmerksame Wirtin zu sein. Die ganze Familie des großen Dichters (Wieland), sein ältester Sohn ausgenommen, war fast allzu einfach. Die Professorin lud eine Gesellschaft zum Mittagessen für mich; sie ordnete eine Lustfahrt nach Lische an. Es erfreute mich, Reinhold mit warmer Theilnahme nach Meck fragen und seinen frühen Tod bedauern zu hören. Am Abende begleiteten mich ein paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, aufs Paketboot. Schon gegen Abend des anderen Tages stiegen die Thürme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unseren Augen allmählich aus dem Meere empor, dann die Stadt selbst.

---

<sup>1)</sup> Über Reinhold siehe Anm. zum Kapitel „Schüz“.

<sup>2)</sup> Dietrich Hermann Hegewisch, 1746—1812, Historiker, Professor in Kiel, ursprünglich Theologe, zeitweilig Journalist in Hamburg; eine „Geschichte Karls des Großen“ lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn und führte zu seiner Berufung. Seine schriftstellerische Produktion ist sehr groß. Die Landesgeschichte Schleswig-Holsteins verdankt ihm viel.

## Der Minister Graf Schimmelmann

Der<sup>1)</sup> Vater des Grafen Schimmelmann<sup>2)</sup>, ein Magdeburger Kaufmann oder Schiffseigentümer, erwarb im siebenjährigen Kriege durch glückliche Spekulationen ein paar Millionen, zog mit seinem Schatze nach Dänemark, ließ sich für Geld zum Grafen und zum Geheimen Rat machen, kaufte Güter in Holstein und eine wichtige Plantage in Westindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm bei seinem Reichtume und seiner Klugheit bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den dänischen Großen ein. Bei seinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien-Fideikommiß und verteilte unter seine drei Kinder den Überschuf.

Der älteste Sohn, der jetzige Minister, schloß in seinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Universität, eine enge Freundschaft mit den jungen Grafen Bernstorff, Reventlow und Rantzau. In ihren vertraulichen Gesprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schicksals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Ministerium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struensees Katastrophe aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an dessen Spitze ein ehemaliger Konrektor, Gulberg, stand. (Der Mann war so überzeugt, daß aus einem Theologen sich alles machen ließe, daß er oft seinen Bruder, einen Landprediger, dringend aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ein hohes Staatsamt zu übernehmen. Dieser war indes verständig genug, es auszuschlagen.) Es bildete sich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war aber der erfahrenere Graf Bernstorff. Man unterlegte den gemachten Plan dem sechszehnjährigen Kronprinzen. Längst unzufrieden mit der Regentschaft seiner Stiefgroßmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Ministerversammlung veranstaltet. Der König selbst mußte darin präsidieren, was sonst selten oder nie geschah. Das bisherige Kabinett hatte sich zu der bevorstehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verstärken zu müssen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Minister ernannt, aber es gab nur Anlaß zum Scherzen. Man fand, daß sein

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 227.

<sup>2)</sup> Der erste Graf Schimmelmann ist eine außerordentlich interessante Figur aus den Jahren des siebenjährigen Krieges. In Pommern 1724 geboren, verlor er sein Glück als Kriegslieferant mit wenig Erfolg schon im zweiten schlesischen Kriege. Dann wird er Akzisepächter in Kursachsen, tritt aber nach der Einnahme Dresdens sofort wieder zu den Preußen über und wird ihr Hauptgetreidelieferant. Er übernahm die gesamten Vorräte der Meißener Porzellanfabrik, die Preußen beschlagnahmt hatte, und versteigerte sie in Hamburg, pachtete die Münze in Pöln und veranlaßte hier die zeitüblichen Münzverschlechterungen. 1761 trat er in dänische Dienste, wurde General-Kommerz-Intendant, Gesandter im Niedersächsischen Kreis, Freiherr und Graf. Auf die dänische Finanzwirtschaft hat er außerordentlich und nicht immer unbedenklich eingewirkt, wie er denn überhaupt Amt und Geschäft ungeniert miteinander verquidte. Er hinterließ bei seinem Tode (1782) 7—8 Millionen Reichstaler.

Sein Sohn Graf Ernst Heinrich Schimmelmann, 1747—1831, trat nach größeren Reisen in den Staatsdienst, wurde 1782 Kommerzminister, 1784 Finanzminister und blieb es bis 1814. 1824 bis zu seinem Tode führte er das Ministerium des Auswärtigen. Unter seiner persönlich untadeligen Verwaltung stieg in den napoleonischen Jahren die Zettelschuld außerordentlich.

Ministerium seinem Namen Stehmann vollkommen entspräche und lobte, daß er sich während desselben nicht einmal gesetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Konferenz; der Prinz aber hielt sogleich beim Eintreten stehend eine Anrede an seinen königlichen Vater, worin er demselben für die Anerkennung seines Rechtes, an der Regierung teilzuhaben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, solange die bisherigen Minister im Amte blieben. Um das Geschäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Akte ihrer Entlassung mitgebracht und lege sie Sr. Majestät zur Unterschrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm, sagte man, angekünftelten Krankheit, die seinen Geist zerrüttete, doch Sinn für komische Lagen und oft bittern Witz behalten. Er sah die Männer, die ihn so lange nach dem Willen der Stiefmutter despotisiert und gekränkt haben mochten, mit schadenfrohem Lächeln an, unterschrieb die Schrift schnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reise!“ Sie traten ab und wurden sogleich von einigen Offizieren in Empfang genommen, zu bereitstehenden Wagen und in diesen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentschaft dem Prinzen übertragen und ein neues Kabinett ernannt wurde, an dessen Spitze die Grafen Bernstorff und Schimmelmann standen. Sie waren schon in der Nähe und traten sogleich ein.

Den schwierigsten Auftrag bei diesem so leicht und schnell durchgeführten Staatsstreiche hatte Graf Schimmelmann. Er sollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria der Konferenz beiwohnte. Mochte die Königin nun durch die Aufstellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhofs beunruhigt worden sein, mochte sie ohnehin ihre Gegenwart bei der Konferenz nötig gehalten haben, — sie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um sich in die Versammlung zu begeben. Im Vorsaale trat ihr indes Graf Schimmelmann, der sich für diesen Tag als dienstuender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und teilte ihr in tiefster Ehrerbietigkeit den Wunsch Sr. Majestät des Königs mit, Ihre Majestät möge vor Beendigung der Konferenz nicht höchsteden Appartements verlassen. Es nicht beachtend, wollte sie, spöttisch lachend, ihren Weg fortsetzen, aber Schimmelmann warf sich vor der Saaltüre aufs Knie, breitete beide Arme aus, um die Lüre zu füllen, und rief aus: „Untertänigst flehe ich Ew. Majestät um Verzeihung. Ich muß Sr. Majestät des Königs Befehl vollziehen.“ — Die Königin sah sich im Vorsaale um; es war niemand gegenwärtig, als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen standen. Sie stampfte mit dem Fuße und stürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indes sie hier ungestüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde alles vollendet, und sie sah ihre Minister abreisen.

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des human und doch kräftig durchgeführten Planes nannte man den Grafen Schimmelmann. Als ich in dem verhältnismäßig einfachen Landhause ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvorteilhaftem Außern einsam um ein Billard wandelte; sein Gesicht war völlig ausdruckslos, seine Miene trüb, ernst; sein rötliches

Haar stand fast struppig empor, und dabei schielte er ein wenig. Die Haltung seines mageren Körpers von Mittelgröße war fast nachlässig und seine Kleidung einfach. Er sprach leise und langsam und stockte oft, als suche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, schien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle als auf Mangel an Worten.

Dies war der Minister Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und tat mir mancherlei unbedeutende Frage über meine Reise; nach einer Viertelstunde etwa reichte er mir die offene Hand mit den Worten: „Ihren Handschlag auf Treue und Verschwiegenheit!“ Ich legte meine Hand in die seinige. „Nun gehören Sie zu uns!“ sagte er. Diese Art der Vereidigung hatte für mich etwas Feierliches.

Er hatte frühe mit großer Liebe geheiratet, aber seine Gemahlin war nach wenig Jahren gestorben, ohne ihm Kinder nachzulassen. Noch jetzt sah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten spazierte, der sich auf Seeluft zwischen dem Hause und dem Strande des Sundes hinzog, einige Minuten bei einem Denkmale sinnend und sich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte errichten lassen. Es war ein einfacher Obelisk aus norwegischem Marmor, worauf ihr Name und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz stand. Im Fußgestelle war dicht am Boden eine Öffnung, wie ein Auge gestaltet, und eine kleine Quelle rieselte durch sie ins Gras. Das ewigränende Auge war nicht geschmackvoll, aber ich gestehe, daß es mich rührte<sup>1)</sup>.

Als Minister konnte er nicht unvermählt bleiben, schon damit eine Dame die Honneurs bei seinen offiziellen Gastmählern mache, aber auch wegen der Lenkung seines Hauswesens, um das sich zu bekümmern er weder Zeit noch Neigung besaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt<sup>2)</sup>, Man versicherte mich, daß sie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemessene Würde ihres Benehmens entsprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade notwendig war. Zu dieser Dame, meiner noch ungekannten Mäzenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Gesicht, aber gebieterischen Ausdruck in Blick und Mienen, etwa vierzigjährig, hinter dem besetzten Leetische. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen sie mich geschickt hatte. Die Erinnerung an diese Schaureise verstimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter sprach ich, als sie sich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich nichts zu berichten, und es schien, daß sie von ihm etwas durch mich erwartet hatte; denn sie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Pension ausgesetzt hatten. Sie war sehr ergiebig an Lobsprüchen auf Weimar, wie sie es sich dachte,

<sup>1)</sup> Dieses schaudervolle Denkmal liegt durchaus im Geschmack der Zeit. In Arnims „Gräfin Dolores“ läßt z. B. Graf Karl seine verstorbene Gattin mit ihren Kindern auf einem Fels am Meere als Statuen aufstellen. Die Spitzen der Grafenkrone und die Augen sind so eingerichtet, daß sie von innen erleuchtet werden können.

<sup>2)</sup> Schimmelmann war in erster Ehe mit Gräfin Emilie Caroline Amalie Rankau verheiratet, die 1780 starb. Auf ihr Denkmal schrieb Fraun ein Gedicht „Emiliens Quelle“. Seine zweite Frau, die Merckels Berufung veranlaßt hatte, war Charlotte von Schubart.

fand es beneidenswert, daß dort selbst fast alle hohe Beamte Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andere *d a s d e u t s c h e A t h e n*, eine Benennung, die damals neu und in Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verse gemacht und die Athener ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das schien ihr auf unangenehme Weise überraschend. Sie hatte mich enthusiastisch für Weimar gehalten. Der Minister ging indessen, nachdem er eine Tasse getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und mischte sich nur selten in unser bald ermattendes Gespräch durch wenige hingeworfene Worte.

Ich blieb drei Wochen auf Seelust, während deren ich zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage streifte ich in dem königlichen Tiergarten herum, der an den Garten zu Seelust stößt, oder ich schrieb oder las Dänisches. Zu Mittag hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, sie mitzuteilen. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor.

Endlich, da der Herbst unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude. Sehr viel besser fühlte ich mich indessen doch nicht situiert. Zwar machte ich jetzt fast täglich an der Tafel des Ministers irgendeine neue Bekanntschaft, und oft eine recht interessante; aber ich konnte sie, durch meine Verhältnisse im Hause des Grafen behindert, wenig benutzen.

Dieser Umstand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als sie ohnehin war. Man erinnere sich meines Argers über die Reise, auf welche mich die Gräfin in Holstein herumgeschickt hatte. Der erste Abend schon in Seelust hatte meine Empfindlichkeit gegen sie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuschen sich über dergleichen Gefühle nie, und so erwiderte sie das meinige sehr bald, und diese Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenosse, mich bestreben mußte, jeden Anlaß zur Äußerung des Mißfallens zu vermeiden und wir uns täglich sahen. Ich bin überzeugt, daß sie bald anfang, mich zu hassen, und mir war der Aufenthalt im Palaste eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, seine Güte schien noch dadurch gesteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte. In einer Stunde aufwallenden Mißmutes äußerte ich diesen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunsche, nach Weimar zurückzukehren. Er suchte mir zwar Mut einzusprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich gesagt. Bei dem letzten Gespräche, das ich mit diesem hatte, sagte er, man habe die Absicht, in Leipzig einen Konsul anzustellen. Ob dieser Posten mir wünschenswert schiene? Ich gestand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältnissen einer unabhängigen literarischen Tätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entschädigung für die Reise und vierteljährlichen Gehalt auszahlen. Ich verließ den Palast sechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gasthof mit dem Vorsatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu bleiben, um es nun wirklich kennen zu lernen.

## Theater in Kopenhagen. König Christian

Theater<sup>1)</sup> hatte Dänemark damals zwei: das große königliche in Kopenhagen und ein kleineres in Odensee in Jyhnen, von dem man aber auch versicherte, daß es kaum Erwähnung verdiene. Das Schauspielhaus war von außen recht stattlich, selbst geschmackvoll, und bei Verzierung des Saales war kein Gold gespart. Er war geräumig und hatte drei Reihen Logen unter dem Paradiese. Die Dekorationen waren in den wenigen Stücken, die ich sah, sehr mittelmäßig.

Von den Schauspielern sagte man mir, daß diejenigen, die Talent zeigten und sich achtungswert betrügen, häufig in angesehenen Gesellschaften zugelassen würden; die Schauspielerinnen hingegen standen ziemlich unter dem alten Anathem, und ihre Ehrbarkeit soll es gerechtfertigt haben. Die jüngeren, sagte man, werden jetzt von irgendeinem Großen unterhalten, und die älteren wurden es ehemals; ja man nannte mir unter ihnen eine Jomfru (Jungfrau) S., die sechs Kinder hatte, mitten unter ihnen lebte und es gar nicht unrecht fand, wenn man sich nach dem Befinden ihrer Familie erkundigte.

Am ersten Abende, da ich das Theater besuchte, begann die Darstellung mit dem „Mann von vierzig Jahren“, aus dem Französischen, wenn ich nicht irre, dann folgte eine sogenannte „Unterhaltung“. Diese letztere bestand aus Tänzen. Es hüpfen zwei Trupps von Tänzern und Tänzerinnen aus den Kulissen, machten einige Tanzfiguren und zogen sich dann zur Seite. Statt ihrer erschien eine Tänzerin und ein Tänzer in norwegischer Bauerntracht, um einen norwegischen Volkstanz aufzuführen. Sie, artig gekleidet, tanzte mit einnehmender Grazie; er wurde aber auch lebhaft beklatscht, obgleich seine Hauptleistung darin bestand, sich auf die Hüften zu klatschen und mit vorgebogenem Kopfe wie ein Stier und vorgestreckten Händen, als wolle er sich vor dem Falle sichern, so schnell im Kreise zu drehen, daß seine Jacke, die einen kurzen Schafspelz vorstellte, sich wie ein Reifen um ihn ausbreitete. Wahrscheinlich gehörte das alles zum Volkstanze, doch geschmackvoll fand ich es nicht. Die Figuranten machten wieder einige Touren und verschwanden.

In einer großen, besonders dekorierten Loge, den Schauspielern zur Rechten, bemerkte ich etwas Auffallendes. Nur eine Dame und ein kleiner Mann, schwarz gekleidet, mit einem Stern auf der Brust und langen Manschetten; schienen darin zu sein. Während der Vorstellung war er sehr aufmerksam, schien aber immer zu kichern. Am Ende des Aktes sprang er auf und ging schnell in der Loge auf und ab. Ein Stuhl stand ihm im Wege; er hüpfte hinüber. Die Dame, die zugleich mit ihm aufgestanden war und, mit dem Rücken dem Publikum zugewandt, zu ihm zu sprechen schien, zog ihm den Stuhl aus dem Wege, aber nun legte er ihr die Hand auf die Brust und drückte sie gegen die Balustrade, als wolle er sie hinüberstürzen. In dem Augenblicke wurde ein Paar andere Gestalten aus dem Hintergrunde sichtbar, er aber setzte seinen Spaziergang fort, lachend,

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 269.

wie es schien, über den leeren Schrecken, den er der Dame verursacht. „Um Gottes willen! Wer ist der Mann?“ flüsterte ich dem Bekannten zu, mit dem ich ins Schauspiel gegangen war. „St!“ antwortete er. „Sehn Sie nicht hin! Er nimmt das leicht übel. Es ist der König.“ — Der König!! — Nein! Ich sah nicht wieder hin. Ich sah einige Augenblicke lang gar nichts um mich her. So tief hatte mich der Anblick des unglücklichen Mannes ergriffen, der, einst mit herrlichen Talenten zu dem höchsten Berufe des Menschen bestimmt, durch die boshafte Hinterlist, sagte man, so tief gestürzt worden. Er soll noch dazu, wenigstens in hellen Augenblicken, sein Mißgeschick tief gefühlt und zuweilen ausgerufen haben: „Armer Christian, was hat man aus dir gemacht!“ — G e m a c h t! Das war allerdings die Ansicht, die man sich einander zuflüsterte. Vielleicht aber gehört dazu nichts mehr, als daß man dem jugendlichen Hange des sechzehnjährigen Prinzen in Paris Nahrung gab.

Seine Persönlichkeit erwachte manchmal unerwartet und äußerte sich sehr launenhaft. So hatte einmal ein Gesandter in voller Versammlung des Hofes sein Kreditiv überreicht mit einer feierlichen Rede; statt aber die von Bernstorff entworfene Antwort herzusagen oder abzulesen, ließ der Angeredete einen gewöhnlich nicht sichtbaren Teil des Mundes erblicken, kehrte dem Gesandten den Rücken und lief davon mit den Worten: „Ich kann hot Menneske (den Menschen) nicht leiden.“ Alles war starr; nur der Minister Bernstorff verlor nicht die Gegenwart des Geistes. Er folgte ruhig dem Entfernten, kam aber gleich zurück und sprach mit feierlichem Ernste: „Der König und Herr, von einem plötzlichen Uebelbefinden ergriffen, hat mir aufgetragen, in seinem Namen usw.“ So erzählte man in Kopenhagen.

Ein anderes Mal hatte man den König mehrere Höflinge, die er nicht liebte, zu Kammerherren ernennen lassen. Eines der Diplome war ohne Namen zurückgeblieben; wahrscheinlich zur Aushilfe bestimmt, wenn eine Unterschrift mißglückte. Am folgenden Morgen kam der Monarch früher als gewöhnlich aus seinem Gemache, fand einen Ofenheizer beschäftigt, sah ihm eine Zeitlang zu und rief dann plötzlich: „Rasmus! (der allgemeine Knechtsnamen in Dänemark). Du bist ein geschickter Mensch! Komm, mache hier die Lüren auf! — Gut! Mache sie wieder zu! — So! Setze einen Stuhl her! — Setze ihn wieder weg! — Gut! Du kannst so gut Kammerherr sein wie ein anderer. Wie heißest Du?“ — Dann ging er in sein Gemach, füllte das Diplom mit dem Namen des Menschen aus, unterschrieb es und reichte es dem Menschen hin. „Nun, Rasmus, bist Du Kammerherr!“ rief der König und rieb sich freudig kichernd die Hände. Rasmus muß Verstand genug gehabt haben, einen klugen Ratgeber zu finden, um seine Ansprüche geltend zu machen. Die Minister mußten sie anerkennen, wenn die anderen Ernennungen nicht auch ungültig sein sollten. Rasmus wurde mit einer Pension in ein kleines Städtchen geschickt.

## Kopenhagener Literaten

Die<sup>1)</sup> leichte Gelehrsamkeit, bei der man Folianten schreiben kann, ohne einen großen oder nur neuen Gedanken von Wert, ging damals zu Kopenhagen in hohem Schwange. An der Spitze stand der Staatsrat *S u h m*. Ein junger Mann, Herr *Jens Krag Höst*, besuchte mich eines Morgens, um, wie er mir verbindlichst sagte, meine Bekanntschaft zu machen. Im Laufe unsers Gesprächs fragte er, ob ich nicht wünsche, den berühmten und ehrwürdigen *Suhm* kennen zu lernen, und schlug mir vor, mich zu ihm zu führen. Ich nahm es an. Als wir in *Suhms* Studierkabinett traten, bat der junge Mann, die Störung zu verzeihen. Ich hätte so dringend gewünscht, ihm meine Verehrung zu bezeigen. — Ich sah meinen Führer überrascht an und brauchte einige Augenblicke, mich zu fassen und auch ein Kompliment zu sagen. Ich fand übrigens einen kleinen, breit gebauten Greis, der im Morgenanzuge, Papier und Feder in der Hand, zwischen langen Tischen herumzugehen schien, die mit aufgeschlagenen Büchern bedeckt waren. Er nahm mich artig auf und teilte mir mit, da er mich die Bücher betrachten sah, er arbeite an einem Kämpfer-Romane. Diese Art, einen Roman zu dichten, setzte mich in Erstaunen; aber was ich später von seinen Kämpfer-Romanen hörte (selbst gelesen hab ich keinen), bewies mir, daß ich den wackern Mann mißverstanden. Er exerzierte oder ordnete nur zu einem Ganzen, was dieser oder jener Saga-Dichter von einem alten nordischen „Kämpfer“, d. h. Helden, gedichtet. Selber zu dichten, war er, schien es mir, zu stolz; ja, wenn einer der alten Skalden, die er so sorgfältig ausbeutete, in seiner rohen Einfachheit sich bei ihm eingestellt hätte, wer weiß, ob der Herr Etatsrat ihn nicht im Vorzimmer hätte stehen lassen.

Bei der Dichterin und Schriftstellerin *Friederike Brun*<sup>2)</sup>, geborene *Münter*, führte mich, soviel ich weiß, *Schmidt-Phiseldack*<sup>3)</sup> ein. Madame *Brun* war die Gattin eines Kaufmanns, der sich den Titel Etatsrat hatte geben lassen und für einen Millionär gehalten wurde. Er hatte den ehemaligen Palast einer Königin gekauft, weil, sagte er, seine Frau es gewünscht, und sie lebten darin halb bürgerlich, halb mit großem Aufwande, aber ich glaube, nicht sehr glücklich.

Der Gatte war ein einsichtsvoller Kaufmann, aber von sehr prosaischem Geiste. Er fühlte sich von dem Hange seiner Frau verlegt und war daher oft mürrisch gestimmt. Übrigens ließ er sie ruhig gewähren,

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 283.

<sup>2)</sup> *Friederike Brun*, 1765—1835, Tochter des Geistlichen an der Kopenhagener Petrikirche *Münter*, schon als Kind von Klopstock beeindruckt; ihre Gedichte gab *Mathisson* 1795 heraus. Eine Art Selbstbiographie von ihr erschien 1814 mit dem Titel: *Wahrheit aus Morgen träumen oder Das ästhetische Entwicklung*.

<sup>3)</sup> Es handelt sich hier um *Konrad Friedrich von Schmidt-Phiseldack*, einen Bruder des durch seinen Streit mit dem Herzog *Karl II.* von Braunschweig bekannten Ministers. Er wurde 1770 geboren, trat 1790 als Hauslehrer in das Haus der *Friederike Brun*, wollte sich in *Helmstedt* habilitieren, wurde aber von *Schimmelmann*, der ihn unterstützte, zurückgehalten und schrieb auf dessen Wunsch eine Darstellung der Kantischen Philosophie. Später trat er in dänische Staatsdienste und starb 1832.

nur durfte sie ihn nicht mit zu ihren Ansichten und in ihre poetische Welt hinüberziehen wollen; dann entschlüpfen seinem Unmüde zuweilen Äußerungen, die als pikante Anekdoten umliefen und ihm unrecht taten. So sprach sie einst bei Tische mit einem so hohen Enthusiasmus von Klopstock, daß es ihm langweilig wurde. Er rief lachend aus: „Klopstock! Klopstock! Wer ist der Mann? Ich habe seinen Namen an der Börse nicht gehört.“ Ein paar Enthusiasten flüsteren einander zu: „Welche barbarische Unwissenheit!“ und erzählten es weiter. Aber Brun kannte Klopstock persönlich recht gut und besuchte ihn, wenn er nach Hamburg kam. — Ein anderes Mal, da ihn seine Frau beredet hatte, sie bis in die Schweiz zu begleiten, erstieg er mit ihr den Rigi. Sie sahen den Sonnenaufgang; er schweigend mit großer Aufmerksamkeit, sie mit einem unerschöpflichen Erguß bewundernder Phrasen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Meine Speicher in Kopenhagen machen mir doch mehr Vergnügen!“ und kehrte dahin zurück.

Wie schon gesagt — trotz seiner Abneigung gegen die ästhetischen Liebhabereien seiner Gattin, ließ der Etatsrat Brun sie gewähren. In Kopenhagen gab sie Diners, Bälle und Konzerte, sooft sie wollte, denen er selbst aber selten beiwohnte, sagte man mir, oder sie schloß sich in ihr Studierzimmer ein, und nach Italien reiste sie, sooft es ihr gefiel. Ich glaube, sie hat es drei- oder viermal getan, und jedesmal erschien eine Beschreibung ihrer Reise, zierlich und selbst mit Aufwand gedruckt, denn mehr verlangte sie nicht vom Verleger. Ihre Beschreibungen sind nicht ohne Geist und enthalten manche interessante Nachricht, manche artige Anekdote, manches hübsche Gedicht.

## Rückkehr nach Weimar

**J**n<sup>n</sup> der Mitte Dezembers reisten wir ab. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und so trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerst beschwerliche und sehr kostbare Reise an. Am Silvestertage ziemlich spät trat ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Wöttiger mir besorgt hatte. Ich hörte, es sei eben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraschten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübsch! Aber einer solchen eilenden Reise vom Sunde her, in der widerwärtigsten Jahreszeit, war es nicht wert. Ich hatte indes das Vergnügen, zu bemerken, daß die Weimaraner mich von jetzt an als einen Einheimischen betrachteten und behandelten. — Das war noch mehr der Fall, als ich im Frühlinge 1799 von meiner noch längern Reise durch die Hansestädte zurückkehrte. Sie sahen darin einen Beweis, daß ich von ihrer teuren Stadt nicht lassen könne, als gehöre ich zu ihnen. Aber von der Reise, die ich im Herbst des genannten Jahres nach Berlin machte, kam ich nicht wieder. Ich nahm jetzt teil an dem lite-

<sup>1)</sup> Darstellungen II, Seite 283.

---

rarischen Tagesleben, und Berlin fing damals an, der Mittelpunkt desselben zu werden.

Mein erster Besuch am folgenden Morgen war bei dem allgefälligen Freunde, bei Böttiger, der mich nach allen Verhältnissen, der Gelehrten, besonders der deutschen, in Kopenhagen so genau ausfragte, daß ich auf ein näheres persönliches Interesse schloß. In der That hatte man bei ihm vorläufig wegen einer Berufung angefragt, die er auch wirklich später erhielt. Ich riet ihm dringend ab. In Deutschland war er durch seine allseitige literarische Thätigkeit sehr vielbedeutend; in Kopenhagen war er sehr bald bloßer Schulmann geworden.

Nun ging ich zu Herders. Als ich eintrat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel, dem nirgends wohl ist, als im offenen Walde!“ und begrüßte mich herzlich. Das tat auch sie; doch schüttelte sie ein wenig den Kopf und meinte, ich hätte gefälliger, fügsamer sein sollen. „Er kann nun einmal nicht!“ sprach Herder dazwischen. Sie erwähnte die schönen Aussichten, die ich gehabt. „Für ihn passen sie nicht!“ sagte er. „Aber,“ fuhr er fort, als sie uns verlassen hatte, — „aber was wollen Sie jetzt?“

„Pain bis et liberté!“ antwortete ich lachend.

Er nickte mit dem Kopfe. „Doch wozu wollen Sie diese verwenden?“

Ich setzte ihm meine Ansicht und meinen Plan auseinander; ich wollte noch ein paar Jahre anwenden, Norddeutschland und seine Literatur kennen zu lernen und meinem Stile durch Ausarbeitung von Schriften verschiedener Gattung höhere Gewandtheit zu geben, dann aber als entschiedener und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht aufzutreten, überall rücksichtslos eingreifen, wo mein Parteinehmen nützen könne.

Herder stand auf und ging ein paar Minuten lang auf und ab; endlich setzte er sich wieder zu mir und sagte: „Ich würde Ihren Plan für jeden andern abenteuerlich nennen; für Sie ist er es nicht. Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz reifem und abgeschlossenem Charakter zu uns gekommen, für Deutschland gleichsam als Erwachsener geboren. Sie haben hier keine angestammten Verhältnisse, keine anerzogenen Rücksichten und Vorurteile, die Sie partiisch machen oder täuschen können; wollen keine Brotkarriere machen, keine Beförderungen. — Was Sie tun wollen, leistete Lessing für die Literatur und Schläger in seinen Staatsanzeigen für die inneren Verhältnisse vieler deutschen Staaten, beide, vorzüglich der erstere in einer glänzenden Weise. Es ist also möglich! Sie stecken sich einen viel weitern, einen fast unbeschränkten Raum der Thätigkeit und wollen sich zu dem ausdrücklich vorbereiten, was jene taten, weil es eben auf ihrer Bahn lag. Sollten Sie sie auch in keinem einzelnen Fache erreichen, so können Sie doch im allgemeinen sehr viel Gutes wirken. Aber haben Sie auch erwogen, was Sie dabei aufopfern werden? Sie werden sich eine Welt von Feinden zuziehen und dürfen dabei nicht einmal auf Dankbarkeit rechnen; Sie —“

Doch ich will nicht anführen, was er mir alles mit Wärme auseinander setzte. Aber er schloß: „Sind Sie übrigens entschieden, zu verzichten auf das, was man ein Glück machen nennt, so führen Sie Ihren Plan aus. Er kann sehr nützlich, selbst wohlthätig werden, wenn Sie es

---

mit Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit, mit unerschrocknem und reinem Eifer tun.“

„Nehmen Sie meinen Handschlag darauf, daß ich es wenigstens immer ernstlich wollen werde!“ rief ich.

Wir lächelten beide über die Feierlichkeit, welche die Beratung angenommen hatte, und — gingen zu Tische.

Ich bin meinem Handschlage treu geblieben. Auch ohne diesen hätt' ich wohl gehandelt, wie ich tat; aber ich gestehe, daß die Erinnerung an dieses Gespräch mir zuweilen eine Festigkeit gab, wenn ich in Ausführung meines Planes schwankte.

Die<sup>1)</sup> freundliche Teilnahme des Herderschen Ehepaares war keine Ehre, die ich ausschließend genoß. Die edlen Menschen schenkten sie mehreren, die ihnen einmal nahestanden. Man weiß aus gedruckten Briefen, wie Herders Frau sich sogar dafür interessierte, daß und wie Jean Paul sich verheiratete; und zwar, nachdem er von ihrer eigenen Tochter, einem trefflichen, gebildeten, aber nicht empfindenden Mädchen, einen Korb erhalten hatte, — nach dem stillen Wunsch der Eltern.

Weimar<sup>2)</sup> erschien mir im Winter ganz anders, als ich es im August verlassen hatte. Es waren mancherlei Veranstaltungen zu Belustigungen getroffen, und fast jede, die der Hof machte, beschäftigte die ganze gebildete Bevölkerung; denn mit großer Humanität war immer dafür gesorgt, daß sie daran teilnehmen konnte. So war z. B. das Abonnement zum Theater so gering, daß im Parterre der genussreichste Abend nur drei Groschen kostete, und unter Goethes Direktion hatten die Leistungen der Bühne oft großen Kunstwert, wenn sie auch nicht so hoch standen, als damals schon im Journal des Luxus und der Moden von ihnen gepriesen wurde. Ich erinnere mich nur eines einzigen Mitgliedes derselben, dessen Spiel durchaus unausstehlich war, und das war ein Sänger mit einer schönen Stimme.

Am meisten wurde Weimar im Winter dadurch belebt, daß adelige Familien aus dem Lande, selbst auch aus anstoßenden Ländchen herzogen, um hier die traurige Jahreszeit froher zu verbringen. Jede bedeutende neue Erscheinung auf der Bühne und jede Lustbarkeit, die merkwürdig schien, führte viele aus allen anderen benachbarten Städten zusammen. Weimar gewann für mich ein eigenes, neues Interesse dadurch, daß die Weimaraner mich seit meiner Rückkehr aus so großer Ferne als einen Einheimischen behandelten. Ich nahm es mit Dank an, und in der That wurde mir bald die Stadt so lieb, daß ich sie gern zu meinem bleibenden Wohnsitz gewählt haben würde, — hätte es nur in irgendeiner Weise zu dem Lebensplane gepaßt, den ich mir endlich mit Bestimmtheit entwerfen mußte.

Unter<sup>3)</sup> den neuen Bekanntschaften, die ich jetzt in Weimar machte, war auch die eines ehemaligen französischen Volksvertreters bemerkenswert. Mounier war ein Mann von Kopf und reichen Kenntnissen und von so bestimmtem Blick und Benehmen, daß man ihm einen durchaus un-

<sup>1)</sup> Eckardt, Seite 158.

<sup>2)</sup> Eckardt, Seite 156.

<sup>3)</sup> Eckardt, Seite 158.

erschütterlichen Charakter zutrauen mußte. Sonderbarerweise schien sein Lebensgang gerade das Gegenteil darzutun. Vor der Revolution war er Mitglied eines Parlamentes im südlichen Frankreich gewesen, wurde dann Mitglied der Nationalversammlung und wieder des Nationalkonvents, in dem er für die Errichtung der Republik gestimmt hatte, ob auch für den Tod des Königs, weiß ich nicht. Er war strenger Republikaner; gleichwohl emigrierte er; gleichwohl siedelte er sich in der Residenz und unter dem Schutze eines deutschen Fürsten an und stiftete er eine Bildungsanstalt für junge Edelleute und Engländer. Wieder im Gegensatz dazu suchte er jetzt die Erlaubnis nach, in die Republik zurückkehren zu können. Selbst in der Art, wie er sich darüber gegen mich äußerte, war ein Widerspruch. Als ich nämlich im folgenden Jahre aus Berlin zurückgekehrt war und er, ich weiß nicht wie, von meiner Bekanntschaft mit Siéyès gehört hatte, kam er zu mir und bat mich, ich möchte diesem seinen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, mitteilen usw. Ich sagte ihm, daß mein Umgang mit Siéyès nur kurz und flüchtig gewesen, und daß ich in keiner weiteren Verbindung mit ihm stände. „Aber“, setzte ich hinzu, „warum wollen Sie nicht geradezu selbst an ihn schreiben? Ich müßte ihn durchaus verkannt haben, wenn er nicht mit Vergnügen darein willigen sollte, der Republik einen Mann, wie Sie sind, wiederzugewinnen.“ „Ach,“ rief er aus, „c'est un brutal!“ und nun erzählte er mir, er habe in einer lebhaften Debatte im Konvent Siéyès widersprochen, sei aber im Hinausgehen zu ihm getreten, um sich mit ihm zu verständigen; Siéyès habe ihn zwar angehört, aber ihn plötzlich verlassen mit den Worten: „Nous ne sommes pas faits pour nous entendre!“ Das hatte er sehr übel genommen und war noch böse darüber, gleichwohl. — Unter der Konsularregierung ging Mounier wirklich wieder nach Frankreich, und ich habe seinen Namen oder den seines Sohnes, der bei ihm in Weimar war, sowohl unter den kaiserlichen Beamten als denen der Restauration gefunden<sup>1)</sup>.

Das damalige Weimar hatte alles, was eine Hauptstadt bietet, aber alles nach dem kleinsten Maßstabe und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofkapelle war, und seine freilich nur seltenen Hoffeten zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, d. h. acht oder zehn Familien; seine literarischen Celebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte und ebensoviele wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jenas Zeitschriften verbreiteten weithin einen hohen Glanz, aber die zelebren Männer — Herder, der wie ein Einsiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinstädtereier oder Kleinhöfelei, die ihren geistigen Wert wie eine Kruste umgab. Die Bibliothek wurde wenig benutzt, die Zeitschriften sammelten ihren Inhalt aus ganz Deutschland und durch Wöttiger aus England und Frankreich, vorzüglich aus dem Tagesleben und der Literatur fremder Städte; von Weimar selbst konnten sie fast nichts berichten, ohne daß es als eine Klatscherei betrachtet wurde, Handel oder Spott veranlaßte. Das letztere war mit den Lobreden nur zu oft der Fall, durch die Wöttiger Hof machen wollte. Las man seine Berichte, so schien Weimars Glanz

<sup>1)</sup> Siehe auch S. 51.

selbst Engländer und Franzosen festzuhalten: die Engländer bestanden damals aus einem ehemaligen Kaufmann, der aus seinem Handel so viel gerettet hatte, daß er nicht in England, wohl aber in einer kleinen Stadt Deutschlands mit seiner Familie behaglich leben konnte, und aus einem schottischen Gelehrten, der seinen reichen Vetter als Hofmeister begleitete, mit ihm in Weimar gutes Deutsch und die deutsche Literatur kennen lernen wollte und um Böttigers willen dort ein Jahr, wie ich glaube, verweilte. Die Franzosen aber waren ein paar Emigranten in bedrängten Umständen. Weimar hatte nur e i n e n Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neusten sehr spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Spekulanten, Vertuch, der aber außer seinen Zeitschriften nur wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, der Goethes Hausgenosse war<sup>1)</sup> und für ihn mehr als gelehrter Kunstkenner schrieb als malte; ferner einen Bildhauer, der aber fast nur Tonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „keramisches“ Institut ankündigte; einen Konfiturier, der zugleich Sardellensalate verfertigte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur e i n e n Gastwirt mit einem Stammgäste und zwei Wirtshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber wie jener des Gastwirts nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Theaterstück Jenaer Studenten herübergelockt hatte.

Trotz des dünnen Gespinnstes alles Glanzes in Weimar, den jemand einmal mit einem kurzen zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich, war es damals doch der Geltung nach die Hauptstadt Thüringens. Der großsinnige Geist des Herzogs und seine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität, der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten, und des nahen Schiller, endlich Böttigers polygraphische Tätigkeit, die an zwanzig Orten anonym über Weimar berichtete, hatten die kleine Stadt zu der in literarischer Hinsicht fast am meisten beachteten und besprochenen Stadt in Deutschland gemacht; besonders da Wöllner und Konsorten Berlin in dicke Wolken gehüllt und seinen geistigen Fortschritt gehemmt hatten.

Aus dem großen, prachtvollen Kopenhagen zurückgekehrt, fand ich Weimar zwar anfangs sehr beengend; aber ich richtete mich ein und befand mich bald sehr wohl. Im Herbst trat ich meine Reise an, um die Hansestädte kennen zu lernen, ging mit dem Ende des Winters nach Berlin, von dort nach einigen Wochen über Leipzig nach Weimar zurück. Nachdem ich hier den Sommer verbracht, reiste ich nach Berlin, — um nicht wieder zurückzukehren.

## Falk

Wie<sup>2)</sup> ich Falks Bekanntschaft auf einer Durchreise durch Halle machte, habe ich bereits erzählt und ebenso, daß [er] während meines Aufenthalts in Kopenhagen geheiratet hatte und nach Weimar gezogen war. Neugier, wie er hier lebte, und was er für eine Frau gewählt, trieb mich bald zu ihm. Ich fand ihn mit einem abgetragenen Flausrocke und Hausschuhen, ganz mit dem Wesen eines Handwerkers in häuslicher

<sup>1)</sup> Heinr. Meyer.

<sup>2)</sup> Eckardt, Seite 164.

---

Bequemlichkeit, an einem hohen Pulte Boileaus und andere Satiren erzerpierend, seine Frau aber war zartes Fleisch mit einem niedlichen Gesichtchen, hinter dem nicht besonders viel Verstand wohnte.

Falk war bekanntlich der Sohn eines Verückelmachers zu Danzig, und nachdem er notdürftig zur Schule gehalten, erlernte er das Handwerk seines Vaters, doch mit Widerwillen. Da er sich in der Schule durch glückliches Gedächtnis und Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet hatte, hielt er das für Beruf zum schönen Geiste und Gelehrten, und da ihn einst ein Kunde seines Vaters beim Frisieren mit kaltem Patrizierhochmut verächtlich behandelt hatte, warf er zu Hause den Puderbeutel zu Erde und erklärte heftig und entschlossen, wenn sein Vater ihn nicht studieren lasse, wolle er Soldat werden. Das untere Militär war in dem kriegerisch geformten Preußen und besonders in der noch vor kurzem republikanischen Handelsstadt verachtet und verhaßt. Aus erzwungenen Kantonisten und ausländischen Laugenichtsen zusammengerafft, die auch bei der besten Aufführung als Nichtadlige nicht Offiziere werden konnten, wurde die Armee schlecht bezahlt und hart behandelt, der Soldat entschloß sich leicht zu manchen Vöbereien, um etwas zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß noch 1806 zu Berlin ein Gauner- und Soldatenstreich für ziemlich gleichbedeutend galten. Falks Vater machte es also aus Besorgnis möglich, dem Jünglinge einigen Privatunterricht in den alten Sprachen erteilen und ihn dann nach Halle ziehen zu lassen.

Falk studierte sehr fleißig, hatte viel jugendliche Vorliebe für Schöngeisterei und mochte schon oft unbedeutende Verseleien gemacht haben, als ihn gerade beim Studieren des Juvenal ein mit Fieber verbundenes Blutspieen befiel. In der fieberhaften Exaltation dieser Krankheit — ich folge hier seinen eigenen Mitteilungen —, bei der er das Studium unterbrechen mußte, faßte er den Gedanken, Satiren zu dichten. Er schrieb wirklich zwei von ausgezeichneter Gelungenheit: „Die Gräber zu Rom“ und „Die Gebete“. Er sandte sie Wieland zu. Der leicht aufgeregte, gutmütige Greis, der hier wirklich ein glänzendes Genie glaubte aufgehen zu sehen, führte sie mit ganz übertriebenen Lobeserhebungen durch den „Merkur“ beim Publikum ein. Ein Buchhändler bezahlte ein gutes Honorar. Es erschien eine zweite Auflage, und Falk hielt sich nun seines Berufes zum Satiriker gewiß. Er schloß mit dem Buchhändler einen Kontrakt, nach dem er ihm jährlich ein satirisches Taschenbuch liefern und dafür 600 Taler erhalten sollte. Hierdurch glaubt er seine bürgerliche Existenz für gesichert und heiratete. Glücklicherweise besaß das Frauenzimmer, das er heiratete, einige tausend Taler. Falk zog nun nach Weimar, um seinem literarischen Beschützer nahe zu sein und sich den dortigen Größen anzuschließen. Doch Herder und Goethe behandelten ihn kalt<sup>1)</sup>.

Sein Plan, die Satire wie ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, war abenteuerlich, besonders in einem Lande, wo eine Menge souveräner Fürsten nach Belieben Kabinettsjustiz übten, sobald es ihnen beliebte;

<sup>1)</sup> Was Goethe anbetrifft, stimmt das nicht. Falk stand wenigstens dem alternden Goethe ziemlich nahe, und die Aufzeichnungen seiner Gespräche mit Goethe, wenn sie auch nicht an die Bedeutung anderer Goethe-Gespräche heranreichen, geben manche interessanten Aufschlüsse. Merkel kannte Falks Goethebuch.

wo daher Liscow<sup>1)</sup>, wohl der geistreichste Satiriker, den Deutschland gehabt, im Kerker starb, Huber und Schubart ein paar beißende Einfälle durch vieljährigen Festungsarrest büßten. Aber dem armen Falk war noch ein anderes Unglück widerfahren. Mit seiner Krankheit waren auch sein Wig und sein Dichtertalent verschwunden. Ich wenigstens entsinne mich keines recht glücklichen Einfalls und keines gelungenen Gedichtes von ihm nach seiner Genesung. Statt des Wiges war ihm nur Malice und vom Dichtertalent nur die Kunst des Versmachens geblieben. So begann er denn bald die älteren Satiriker auszubeuten, und statt der großen Gegenstände, der Laster und öffentlichen Vorheiten, die der edlere Satiriker bekriegt, nach kleinen Schwächen umherzuhorchen, selbst seinen Bekannten dergleichen abzulauschen, auch wohl ihnen Fallen zu stellen, um sie lächerlich zu finden und dann auch wohl zu machen. Mir selbst, so warme Freundschaft er mir zeigte, versuchte er einige Male solche Streiche zu spielen.

Er setzte seinen Almanach 1799 und 1800 fort, ohne viel anderes als Indignation zu erregen. Der Absatz stockte, der Verleger wollte nicht mehr ein bedeutendes Honorar zahlen; für 1801 glaubte Falk etwas recht Auszeichnendes, etwas recht Kräftiges zu liefern. Er wählte dazu vorzüglich Peter Vindars sehr witzige, aber sehr ekelhafte Lausade, die noch dazu für Deutsche alles Pikante der Personalsatire des hoshafsten Originals ermangeln mußte. Freilich hatte Falk dies durch Ausfälle auf deutsche Schriftsteller zu ersetzen gesucht und recht fließende Verse gemacht; aber die politische Satire, die in England großen Eindruck gemacht hatte, war für das gegen die Politik sehr gleichgültige Publikum und blieb in Falks Bearbeitung immer nur ein — Pasquill über einen ekelhaften Gegenstand. Vorzüglich trug ein karrikierender Kupferstich, den er einem Originalartikel, der neue „Jahrmarkt zu Plundersweilen“ beigelegt hatte, den pasquillischen Charakter. Er enthielt eine Menge, zum Teil nicht übel gedachter Gruppen; aber im Vordergrund trug eine hohe weibliche Figur in ihrem Strickkorbe einen kleinen Duckligen, den seine Kleidung als Geistlichen bezeichnete, und aus dessen Tasche ein Buch herausah mit dem Titel „Reden über die Religion“. So hieß eine Schrift von Schleiermacher, der bekanntlich verwachsen und klein war. Die kolossale weibliche Figur, von der eine Linie zu der Unterschrift „Judenweiber“ führte, bedeutete die Gattin des jüdischen Arztes Marcus Herz<sup>2)</sup>, die wirklich ihren junonisch schönen und geistvollen Kopf auf einem sehr hohen Körper trug<sup>3)</sup>. Falk war in ihrem Hause, sagte man, recht gut aufgenommen worden

<sup>1)</sup> Christian Ludwig Liscow, 1701—1760, witziger Satiriker, der seinen Geist aber fast nur an Mittelmäßigkeiten wehte. Ins Gefängnis kam er 1750 als sächsischer Kriegsrat wegen unvorsichtiger Äußerungen.

<sup>2)</sup> Henriette Herz, die Frau des Marcus Herz. Über sie im Kapitel „Der Kritikus“.

<sup>3)</sup> Der Kupferstich sowohl wie der Text des „Jahrmarktes“ sind wirklich unangenehm und eher platt als witzig. Der Text des „Jahrmarktes“ richtet sich hauptsächlich gegen Friedrich Schlegels Lucinde. Neben Henriette tritt vor allem Tiecks Schwager Bernhardi redend auf. Übrigens geht dem Jahrmarkt eine absprechende Rezension der Vertrauten Briefe über Lucinde voraus.

und hatte dort bemerkt, daß Schleiermacher in demselben sehr bekannt war, aber auch eine Äußerung der Frau erlauscht, die ihm mißfiel. Die Perfidie und Gemeinheit seines Angriffs empörte mich, obgleich ich mit den Verletzten in keiner Verbindung stand. Daher, nachdem ich im zehnten meiner „Briefe an ein Frauenzimmer“ unbefangen so viel Gutes, als sich von dem Taschenbuche allenfalls sagen ließ, gesagt, schloß ich in Beziehung auf jene Gruppe: „Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er wegen irgend-eines Privattheils über ihn eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter preisgeben wollen; — das höre auf, Satire zu sein; das wäre Pasquill; — oder er habe sich so weit herabwürdigen können, über die Mißgestalt eines Menschen zu spotten. Die schiefen Köpfe seien ihm preisgegeben: sie treiben Unfug; aber die schiefen Rücken zu verhöhn, überlasse er der lieben Jugend. Das Unglück, sagt ein ehrwürdiger Sittenspruch, das Unglück ist heilig. — Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht, — ich schätze ihn zu hoch, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müßte.“

Er schwieg, aber er schimpfte gelegentlich auf mich. Unser Verhältnis war aufgelöst, ohne daß ich es bedauerte. Soviel ich mich erinnere, war dies Taschenbuch sein letztes<sup>1)</sup>. Er versuchte sich in mancher anderen Weise, unter anderem auch als Kritiker in einer Zeitung, die er „Elysium und Tartarus“ nannte, in der er alle Schriftsteller, die er lobte, ins Elysium versetzte und die Getadelten in den Tartarus. Diese dünnköpfige Plattheit wurde vom Publikum gar nicht beachtet. — Im Jahre 1807 leistete er bei Gelegenheit der französischen Invasion den Einwohnern Weimars als Unterhändler dankenswerte Dienste<sup>2)</sup>, und als er seine vier Kinder verloren hatte, stiftete er eine Besserungsanstalt für Straßenbuben, die Gutes bewirkt haben soll. Er hätte nicht aus der bürgerlichen Sphäre heraustreten sollen.

1) Das ist ein Irrtum. Das Taschenbuch erschien bis 1803.

2) Vgl. hierzu Anm. auf Seite 88.

Berlin

---

---

## Der Kritikus

### Das literarische Berlin

Ich<sup>1)</sup> kannte Städte von einer freundlicheren, einnehmenderen Schönheit, ich hatte in Kopenhagen und Dresden gelebt, aber ich kam aus den Hansastädten: daher erfüllte mich die Schönheit Berlins, als ich es (im Februar 1799) zum erstenmal sah, mit Bewunderung. In Hamburg vorzüglich war jeder Fußbreit Bodens innerhalb der Mauern von hohem Wert. In der großen, unfruchtbaren Sandebene hingegen, in welcher Berlin liegt, hatte der Boden wenig Wert. Die Gegenden ausgenommen, die unmittelbar an das Ufer der seichten Spree stießen, waren alle Stellen, die man zu einem Gebäude wählte, gleich unbedeutend; und jeder mocht' so viel vom Plage einnehmen als ihm beliebte. In Rücksicht der Form aber wurden die Ansichten und Wünsche der Besitzer durch die Regierung beschränkt, die den Geschmack des Fürsten als ein Gesetz aufstellte.

Berlin mußte eine schöne Stadt werden; die Hanseaten hinderte niemand, es dem Gewerbfleiß in ihren Städten bequem zu machen. Es geschah auf Kosten der Schönheit, an die man nicht dabei dachte. Dagegen fand ein nachtheiliges Vorurteil, das ich mitbrachte, eine sehr erfreuliche Widerlegung. Es war mir nämlich gegangen, wie vielen andern Reisenden, die aus weniger geregelten oder reichern Staaten in den preussischen kamen: die militärische Steifheit, die disziplinarische Ordnung, die überall in jeder Kleinigkeit beobachtet wurde, sowie der Ernst und die Wirklichkeit der Einwohner hatten, sooft ich auf meinen Reisen das Preussische berührte, eine unangenehme Wirkung auf mich getan, mich gleichsam beklemmt. In den kleinen sächsischen Staaten und noch mehr in den Hansastädten befand man sich so zwanglos wohl! — Ich gestehe, daß ich zwei freudenlosen Monaten entgegenzugehn und der Erweiterung meiner Kenntnisse ein Opfer zu bringen glaubte, als ich nach Berlin reiste.

Wie sehr täuschte ich mich! Wenige Tage reichten hin, mich zu überzeugen, daß dieses ernste Volk in vielfacher Rücksicht ein sehr glückliches, daß es im Besitz großer Vorteile sei, die so manchen frei genannten oder reichern, aber mit Schlassheit organisierten und veralteten deutschen Staaten fehlten!

Ein ersehnter Retter in drohenden Gefahren trat Friedrich Wilhelm der Dritte die Regierung an. Als ich nach Berlin kam, hatten schon andert-

<sup>1)</sup> Skizzen, Seite 287.

halb Jahre voll Verbesserungen den preußischen Staatsbürgern bewiesen, daß ihre Hoffnungen sie nicht täuschten, und das hatte sie mit neuem Selbstgefühl und mit Mut erfüllt.

Nicht weniger günstig war mir der Zeitpunkt meines jetzigen Besuchs in Berlin in literarischer Rücksicht. Der vorige König hatte seine Regierung damit angefangen, die deutsche Literatur aus dem nachtheiligen Verhältnisse [zu] heben, in welchem sie gegen die französische in Berlin stand. Er hatte den alten Spott gegen die Akademie der Wissenschaften, der sie ein Lazarett für französische Invaliden nannte, dadurch weniger treffend gemacht, daß er deutsche Gelehrte von entschiedenem Verdienst darin aufzunehmen befahl (zum Beispiel Ramler und Engel, späterhin auch Zeller, Gedike, Meierotto und andre), was vorhin nur in außerordentlichen Fällen geschah. Er kaufte dem alten tragischen Poffenreißer Döbbelin<sup>1)</sup> seine Theater Einrichtung und gewissermaßen seine Schauspielergesellschaft ab und gab Berlin sein eigenes deutsches Theater, zu dessen Direktoren er Ramler<sup>2)</sup> und Engel<sup>3)</sup> ernannte. — Er zog endlich berühmte deutsche Gelehrte in seinen Dienst und zeichnete sie aus.

Daß alles dieses indessen mehr geschehen mochte, um einen gefallenden Gegensatz mit Friedrichs Schwäche für die französische Literatur zu bilden, zeigte sich wenige Jahre nachher durch die Freiheit, die ein paar Heuchler erhielten, sie unter dem Vorwande der Orthodoxie und der Furcht vor neufränkischen Gesinnungen zu drücken und zu verfolgen. Diese Anfeindung aber diente, ihr einen Triumph zu bereiten. Es entstand ein schweigender, doch lebhafter Kampf zwischen der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Maßregeln, in welchem alle Vernünftigen auf der Seite der erstern waren. Die deutsche Literatur hatte einmal Anerkennung ihres wahren Wertes in Berlin gefunden, und alles, was dort jetzt gegen sie unternommen werden konnte, verlor ihr nur das Ansehen des verfolgten Verdienstes und erhöhte die Liebe für sie zum Enthusiasmus, der indes untätig bleiben mußte. — Jetzt ging das Szepter auf Friedrich Wilhelm den Dritten über. Die Heuchler wurden beiseite geschickt, die aufgeklärten Theologen, über deren Ausschließung aus der Akademie man beratschlagt

<sup>1)</sup> Karl Theophilus Döbbelin, 1727—1793, Schauspieler und Theaterdirektor, Prinzipal einer der besten deutschen Wandertruppen, mit der er sich endgültig in Berlin festsetzte und aus der das kgl. Nationaltheater hervorging. Unter Engel und Ramler blieb er auch Regisseur.

<sup>2)</sup> Karl Wilhelm Ramler, 1725—1798, seit 1748 Professor am Kadettenkorps, stand früh Gleim nahe, befreundet mit Lessing, Dendichter, sein kritisches Ansehen bedeutend, 1786 Mitdirektor des Theaters. Im Alter von stets wachsender Pedanterie. Korrektor vieler Schriftsteller.

<sup>3)</sup> Johann Jakob Engel, 1741—1802, Mecklenburger, seit 1776 Professor am Joachimstalschen Gymnasium, Prinzenenergieher bei Friedrich Wilhelm II., als Schriftsteller mit dem populären „Philosophen für die Welt“, den „Ideen zu einer Kritik“ und dem Familienroman „Lorenz Stark“ hervortretend. Von 1787—1794 war er Direktor des Berliner Theaters, das er — unter zeitweiliger Mitwirkung Ramlers — bedeutend hob. Er ist noch ganz an Lessing, Mendelssohn, Friedländer geschult und ist einer der angesehensten unter den Geistern der älteren Berliner Generation. Sein Lorenz Stark wurde von Schiller, freilich mit heimlichen Bedenken, in den Horen veröffentlicht. Wöllnersche Umtriebe veranlaßten ihn, Berlin zeitweilig zu verlassen. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., der sein Zögling war, lehrte er als Mitglied der Akademie zurück.

hatte, mit ehrender Auszeichnung behandelt; Engel, den vielfache Kränkungen bewogen hatten, seinen Abschied zu nehmen und nach Mecklenburg zu gehen, wurde zurückberufen und mit einem Gehalt ohne Geschäfte in Berlin fixiert. Selbst die Allgemeine Bibliothek kehrte aus ihrem Exil wieder, und der König gab huldreiche Beweise, daß er das Entstehen literarischer Unternehmungen gern sähe und sie unterstützen wolle. Nun war jeder Minister ein erklärter Beschützer der deutschen Literatur, und es galt ihm gleichsam für einen Teil des Dekorums, deutsche Gelehrte in seinem Hause zu versammeln.

Eine Sonderbarkeit in Berlin fiel mir anfangs auf, wurde mir aber bald erklärt, sobald ich mich der Schicksale der Literatur in dieser Stadt erinnerte. Ich traf nämlich in den Gelehrtenzirkeln fast nur auf lauter sehr alte oder auf ganz neue, erst beginnende Celebritäten, gleichsam auf eine Kette, der ein paar Mittelglieder fehlten. Die Philosophen zum Beispiel waren fast alle vor Kant gebildet worden, dessen Schule hier nur einen von jenen wenig beachteten Repräsentanten an Kieseewetter<sup>1)</sup> hatte; dagegen fanden sich schon von den Universitäten ziemlich zahlreich eben fertig gewordene Jünger Fichtes ein und machten große Ansprüche. Unter den seit langem geschätzten Theologen mochte Zöllner<sup>2)</sup> der jüngste sein; nach ihm war eine Lücke bis auf den vielleicht halb so alten, talentvollen Schleiernmacher. — Die Belletristen, die — damals noch — den Ton angaben, waren durchgehend Zeitgenossen, zum Teil persönliche Freunde Lessings gewesen. Aus der folgenden Goethe-Schillerschen Periode hatte Berlin noch keinen Dichter, und die Jenaische Literatur-Zeitung wurde wie eine fremde feindselige Macht angesehen: dagegen zogen die Schlegelschen Genies immer häufiger herbei und bildeten Koterien, in denen man schon anfang, die alten Herren zu verspotten usw.

Woher diese Erscheinung kam? Friedrichs des Einzigen Glanz und Einsicht hatte hier bedeutende Gelehrte versammelt, und sie zogen ihresgleichen nach und verwendeten sich für solche. Unter der folgenden Regierung verloren sie nach den ersten Flitterjahren allen Einfluß, und gab es irgendeine Gelehrtenstelle zu besetzen, so wählten Wöllner und Gefährten so unbedeutende Subjekte als möglich: denn Schwach sinnigen ist jeder durch sich Bedeutende verdächtig und verhaßt. Jetzt, da ein neuer literarischer Frühling für Berlin begann, jetzt fand sich zuerst ein, wer noch am wenigsten anderswo gefesselt war, das heißt, die jüngste literarische Generation. Daß diese, eben weil sie jung war, in den eigentlichen Gesellschaftszirkeln bald den Ton angeben würde, ließ sich voraussagen.

Ich nahm mir einst die Freiheit, in Berlin selbst drucken zu lassen, „es sei keine große Stadt, sondern ein Bündel von kleinen Städten, die ein gemeinschaftliches Schauspielhaus hätten“. Man wurde nicht böse, ungeachtet ich eine leider! ganz unwiderlegliche Wahrheit in vielfachem

<sup>1)</sup> Johann Gottfr. Karl Christian Kieseewetter, 1766—1819, seit 1793 Professor der Philosophie, Lehrer an der Pepinière und der Militärakademie, begeisteter Jünger Kants, dessen Philosophie er in Berlin heimisch machte.

<sup>2)</sup> Zöllner, Hofprediger, traute Friedrich Wilhelm II. 1787 mit Julie v. Wosß und 1796 mit Sophie Gräfin v. Döbnhoff zur linken Hand.

Sinne gesagt hatte; vielleicht weil ich damals selbst schon völlig für einen Berliner galt. Dieser Mangel an Einheit hat für Berlin in ernstern Rücksichten häufig nachtheilige Folgen gehabt, aber er gab dem Umgange für einen Fremden viel Reiz durch die große Mannigfaltigkeit, deren man genießen konnte.

Die literarische Welt zum Beispiel, in welcher ich bei meinem ersten Aufenthalt fast allein lebte, zerfiel in drei solche durchaus verschiedene Städte. Die erste bildeten die älteren deutschen Gelehrten und Geschäftsmänner, die ehemals Gelehrte gewesen waren und noch dafür galten, nebst ihren Freunden. Hier spielten die Damen eine untergeordnete Rolle, hörten aufmerksam den muntern oder ernstern Unterhaltungen ihrer Väter oder Männer zu und wagten kein anderes Urtheil über die neueren Erzeugnisse der Literatur, als sie von jenen hörten. In dieser Region ging es sehr vernünftig und anständig her; nur bisweilen etwas langweilig.

Die zweite bestand aus den Gelehrten und schönen Geistern der französischen Kolonie nebst ihren Damen. Hier waren nur die ältern Frauen noch ehrbare Hörerinnen; die jungen hingegen und die Mädchen übten wenigstens so lautes Stimmrecht als die Herren, und es gab des unterhaltenden Zwiespalts schon viel: doch wurde man gemeinlich mit pedantischer Schaulust der Belesenheit in den ältern französischen Dichtern gequält, und diese sonderbare Gattung von Staatsbürgern Deutschlands hatte Mühe, zu verbergen, daß sie auf die Nation, die sie so wohlthätig aufgenommen, und auf alles, was diese hervorbrachte, mit heimlicher Verachtung herabsähe.

Die dritte und unterhaltendste Region oder Stadt war die jüdische Kolonie. Hier galt die Stimme der Männer fast nichts; die der Frauen und Mädchen war entscheidend. Man muß aber auch gestehn, daß es unter diesen sehr viel mehr witzige, belebte und talentvolle gab, als unter den Christinnen, und ihre literarische Kenntniß umfaßte oft nicht bloß die deutsche und französische, sondern auch die englische und italienische schöne Literatur. Ich kannte eine Demoiselle S., die außerdem heimlich Griechisch lernte, um den Homer lesen zu können, Auszüge aus dem Helvetius, Machiavelli und Shaftesbury machte, vortrefflich das Klavier spielte und über ihrem Sofa einen von ihr selbst schön gemalten Christuskopf, nach Guido Reni glaub ich, hängen hatte. — Der Ton in diesen Zirkeln hatte das meiste Großstädtische: er war zwanglos, leichtsinnig und so vielseitig und leicht als möglich. Die Unterhaltung bestand aus einem beständigen Haschen nach Witz; aber man fing wirklich oft sehr treffenden. Man folgte den französischen Dichtern; die Tagesgeschichte der deutschen Literatur flößte indes das größte Interesse ein und führte oft sehr geistreiche, oft auch ziemlich plumpe Debatten an Leetischen und Toiletten herbei. Denn hier war die Gesellschaft immer sehr gemischt. Da die Juden als solche keine durch die Verfassung bestimmte bürgerliche Geltung in dem Staate hatten, empfangen sie die ihrige von der Masse ihres Vermögens. Jeder reiche Jude war ein vornehmer Mann, der selbst zu den Gesellschaftszirkeln der Minister gehörte und Beamte von hohem Range auch bei sich sah; jeder arme war ein gemeiner Mensch, bis er reich

wurde: dann gehörte er gleich zu den ersten Gesellschaften, ohne immer den Ton seiner vorigen ablegen zu können.

Die Vorliebe der jüdischen schönen Welt für die deutsche Literatur gründete sich vorzüglich darauf, daß es unter den Berliner Juden selbst allgemein geachtete Berliner Schriftsteller gegeben hatte, zum Beispiel Mendelssohn und Herz. Auch der alte Kaufmann Friedländer konnte dazu gerechnet werden. Lessing galt hier für den größten Deutschen, der je geschrieben hatte, weil er den Nathan gedichtet und Mendelssohns Freund gewesen. Zunächst an ihm stand Engel, gleichfalls als ein Freund von Mendelssohn und Friedländer. Diese Stimmung veränderte sich aber bald hernach, als die Schlegelsche Poetik Mode wurde und es der persönlichen Eitelkeit der jüdischen Belletristen und Belletristinnen so leicht machte, sich selbst für große Dichter oder Schriftsteller zu halten.

Verschiedene Bemerkungen haben schlechterdings keinen Anspruch darauf, eine Schilderung Berlins zu sein. Sie erzählen nur im allgemeinen einige Wahrnehmungen und Eindrücke, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin sammelte, und erklären so gewissermaßen meinen Entschluß, dahin zurückzukehren und mich dort anzusiedeln.

\*

Es ist wohl dem unseligen Jahre 1806 zuzuschreiben, daß die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts unserem Bewußtsein verhältnismäßig fern liegen. Eine dicke Schicht Staub hat sich über jene Zeit gelegt, und man erstaunt, welche lebendigen Farben zum Vorschein kommen, wenn man den Staub herunterpugt. In jenem Jahre stürzte freilich nicht nur das versteinte frühische Preußen, auch das literarische Berlin, das sich damals trotz der Jungen ganz als würdiger Erben Lessings und Mendelssohns fühlte, mußte liquidieren. Der letzte literarische Schildknappe dieses Berlin war Merkel. Als die Herrlichkeit vorbei war, war auch seines Bleibens nicht mehr. Aber in den Jahren 1799 bis 1806 hat er eine Rolle gespielt, die für das öffentliche Leben der Stadt von höchster Bedeutung war.

Im Februar 1799 kam er zuerst, auf der Rückkehr von den Hansastädten, mit Empfehlungsbriefen wohl ausgerüstet. Seinen Cicerone macht der Buchhändler S a n d e r, ein kluger, geschäftstüchtiger Mann, der lange Jahre die Vossische Buchhandlung geleitet hatte. Zu ihm hat er bis zum Ende seines Berliner Aufenthaltes Beziehungen unterhalten, die freilich oft genug gespannt und zuweilen sogar kriegsmäßig waren, und von denen wir aus den Briefen Sanders an K. W. B ö t t i g e r, die die Dresdener Bibliothek bewahrt, ein ziemlich genaues Bild bekommen. Diese Briefe — sie füllen aus diesen Jahren in wüzig kleiner Schrift einen dicken Band — und Merckels eigene, ebenfalls in Dresden aufbewahrten Briefe an Böttiger bilden die handschriftliche Hauptquelle für die Geschichte dieser Berliner Jahre.

Sanders Haus bildet in diesem ersten, zwei Monate währenden Aufenthalt den Mittelpunkt seines Daseins. Sanders Frau, eine kluge, schöne, wie Böttiger behauptet, aber auch kokette Frau, scheint dabei sehr anziehend gewirkt zu haben, denn Merckels Herz war damals sehr entzündlich, und für Frau Sander hatte sich, wenn auch nur beiläufig, kein Geringerer als Goethe interessiert, der auch Vate eines ihrer Kinder wurde. Später nannte Goethe die Sanders aber auch einmal Zigeunerpack. Dann lernte Merkel natürlich die alte Generation dessen, was mit Wissenschaft und Kunst zu tun hatte, kennen, Nicolai, der immer noch etwas galt, Böcking, Teller, Marcus Herz, J. J. Engel, den Buchhändler Die-

weg, den er als sehr grämlich schildert, und den eminent begabten Holzschneider, Buchdrucker und Buchhändler Unger. Als jüngerer Literat erscheint Bernhard Rhode, der kurze Zeit eine Theaterzeitung herausgibt, an der Merkel mitwirkt, und dann kommen die Damen, die „geistvolle Quandt, die boshafte Korls, die blinde Fzig<sup>1)</sup>, die sich immer freut, ihn zu sehen, und die graziöse Salomon“. Damit sind wir schon in der ganz anderen Schicht, die Merkel in seiner knappen Darstellung des literarischen Berlin zeichnet, bei dem seltsamen, geistig beweglichen und lebendigen Berliner Judentum jener Lage. Männer wie Mendelssohn und nach ihm David Friedländer hatten versucht, ihm die bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen, einzelne von ihnen erfreuten sich des Vertrauens der Minister und fanden, wie der freilich nicht ganz einwandfreie Geheimrat Deitel Ekfrain zu politischen Missionen Verwendung. Außerdem kommen zu diesen Frauen, von denen das blinde Fräulein Fzig später dem jungen Chamisso, Parnhagen und ihren Freunden nahe steht, noch ein Fräulein Goldschmidt, das viel bei Sander verkehrt, Prinzessinnen Unterricht im Sticken gibt und auch Beziehungen in Weimar unterhält, und dann die beiden vorzüglichsten unter dieser Schar von Frauen, Henriette Herz und Rahel Levin, Parnhagens spätere Gattin. Bei der junonischen Schönheit, der Herz, scheint Merkel schon damals Eingang gefunden zu haben, und Rahel scheint sogar sein Herz entzündet zu haben. „A Berlin on n'écrit par de longues lettres et je vous attends dans une heure,“ sagte mir die reizende Rachel, die seit drei Tagen meine Götin ist,“ schreibt er an Wöttiger. Und Sander beschwert sich später, daß Merkel zwar schon an seine „orientalische Hyazinthe“, aber noch nicht an ihn geschrieben habe. Er spricht so viel von seinen Studien in diesem Milieu, daß Wöttiger glaubt, ihn warnen zu müssen. Noch eine Begebenheit ist aus dieser Zeit mitzuteilen; Merkel wird Freimaurer, freilich mit größtem Ektizismus. „Ich eile, Ihnen zu melden,“ schreibt er an Wöttiger, „daß der große Baumeister, der die Welt und die □ im Orient von Berlin erschuf, mir einen Irrwisch gefandt hat, der mich gestern um 10 Uzer prellte und in die Moräste von Royal York (der Berliner Loge) landete — wobei ich mehrere Male im Begriff war, ein lautes Argernis zu geben: mein Zwerchfell wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen. — Und nun kein Wort mehr von der absurdesten aller Absurditäten. Fragen Sie mich ja nicht danach, wenn wir uns wiedersehen; ich habe nicht Lust zu erröten.“ Zwei Tage später fährt er dann freilich fort: „Als Nachtrag zu dem Obigen will ich Ihnen noch gleich melden, daß man mir nächsten Mittwoch den zweiten und in der folgenden Woche den dritten Grad geben will, es versteht sich, alles ohne Kosten, denn ich habe erklärt, daß ich keinen Groschen mehr um die Ehre gebe.“ Später ändert sich sein Standpunkt allerdings. Einstweilen zieht er Ende April wieder nach Weimar. Sander meldet aber schon: „Er fängt an, sich in Berlin recht wohl zu fühlen, ob er gleich Ihnen Briefe geschrieben hat, worin ein jedes Wort ein Epigramm ist. Er gefällt auch den Berlinern recht wohl.“

Jedenfalls, im September 1799 ist er wieder da und bleibt. Er wohnt am neuen Markt, bei der Doktorin de Lemos, der Mutter der Henriette Herz, und schafft sich seinen ständigen Kreis. Es sind zunächst fast dieselben Personen, Sander vor allem, dann Engel und Nicolai, Marcus Herz, auch einige Leute aus der französischen Kolonie, in Berlin „Kolonie“ kurzweg genannt, die ihm auch die Bekanntschaft von Emigranten verschaffen, wie die des Chevalier de St. Paterne, ehemaligen Kammerherrn des sechzehnten Ludwig, der ihm Manu-

<sup>1)</sup> Recha Fzig, die Tochter eines Bankiers, 1765—1840, nach einem Hofballe in Dessau erblindet. Ihre Schwestern waren die Frau Levi, deren bekanntes Haus an der Stelle der Nationalgalerie stand, und die während des Wiener Kongresses eine Rolle spielenden Freifrauen von Arenstein und Esteles.

skripte Rousseaus mittelst. Freilich bekommt er von hier aus auch Beziehungen zum französischen Gesandten, dem Bürger Siéyès, der damals in der Berliner diplomatischen Welt kein geringeres Entsetzen erregte, als in unseren Tagen der Sowjetbotschafter Toffe, denn bei der feierlichen Huldigung der Stände für Friedrich Wilhelm III. erschien mitten zwischen den roten, feierlichen Fräcken, den violetten Domheringewändern und den weißen Puderperücken mit offenem, langem Haar und mit der Trikolore um den Leib der Autor der Schrift von den Rechten des dritten Standes.

War Merkel bei seinem ersten Aufenthalt überall aufgenommen worden, ohne daß man viel nach literarischem Glaubensbekenntnis fragte, so galt es jetzt, wo sein Aufenthalt dauernd werden sollte, für ihn, Stellung zu nehmen. In Berlin war trotz der starken Stellung der alten Schule die Umschichtung in den literarisch interessierten Kreisen bereits im Gange. Tieck hatte sich schon von Nicolai, der ihn gestartet hatte, getrennt, und sein „Gestiefelter Kater“, der sich im wesentlichen gegen Böttiger richtete — dessen Verhimmelung Ifflands wird parodiert —, hatte viele Stutzig gemacht. Die Schlegels begannen in Berlin zu wirken und fanden Anhänger. Friedrich Schlegels Verhältnis zu Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, erregte peinliches Aufsehen. Merkel hatte schon im Februar geschrieben: „Schlegel steht hier in einer leichtsinnigen Ehe, wie er es nennt, mit einer Jüdin, Madame Veit, die sich von ihrem Manne um Schlegels willen geschieden hat. Gott segne ihn! Seine Schöne ist häßlich wie eine Nachteule. Er schreibt einen Roman, Lucinde . . .“ Im Sommer erschien die Lucinde, über die er schreibt: „Sein Verhältnis zu der buckligen, schielenden, rothaarigen Jüdin Veit kennen Sie. Es gibt ein ganz eigenes Interesse, sich diese . . . in alle die schlüpfrigen Situationen zu denken, die er so con amore malt.“ Freilich auch die Herz urteilt über das Buch (Brief Sanders an Böttiger): „Der eine Teil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn!“

Mit den Schlegels hat Merkel auch, von einem kleinen Zank mit Diester abgesehen, seine erste literarische Fehde in Berlin. Zeugnisse davon haben wir in Briefen Merkels und der Frauen der Gegenseite. Merkel selbst berichtet: „Überhaupt geben die wohlberühmten Herren sich alle Mühe, mich auch hier ihren Zorn fühlen zu lassen, aber das macht mir nur Spaß. Ich habe keinen Angriff gegen sie drucken lassen, weil ich sie schon überall verlachen hörte . . . Dagegen hat Herr August eine höchst beleidigende und beschimpfende Bekanntmachung gegen mich hergesandt, um sie erst zirkulieren und dann drucken zu lassen. Die einzige Gegenmaßregel war, daß ich selbst die Sache überall erzählte und einen Brief an den Polizeipräsidenten schrieb, worin ich ihn bat, den Druck zu verhindern. Eisenberg hat mir in äußerst verbindlichen Ausdrücken geantwortet und das Imprimatur versagt.“ Und später: „ . . . jetzt eben ist die Polizei damit beschäftigt, dem Prediger Schleiermacher und dem Subrektor Bernhardt (Tiecks Schwager) zu dozieren, daß es für sie nicht schicke, Pasquille zu kolportieren.“

Über diesen Streit, dessen Ursache Merkel verschweigt, sind wir aber auch von der Gegenseite gut unterrichtet. A. W. Schlegel nennt sie in einem Schreiben an Goethe vom 5. II. 1799: „Man meldet mir authentisch aus Berlin, daß Herr Merkel dort überall das auch hier herumgetragene Gerücht von einem Verweise und Verbote, die ich wegen des Athenäums erhalten haben soll, zu verbreiten sucht, und zwar mit dem Zusätze: Sie hätten ein die Notizen mißbilligendes Zirkular bei den Weimarischen und hiesigen (Jenaischen) Gelehrten herumgehen lassen.“ Und zu diesen feierlichen Worten komme der lustige Bericht Karolinens vom 28. 10. 1799: „Was die Menschen vor Zeug aushecken, das glaubst Du nicht. Ich werde Dir ein Sonett auf den Merkel schicken, der in Berlin geklatscht hat,

der Herzog habe den Schlegels wegen des Athenäums Verweise geben lassen usw. Da haben sich Wilhelm und Lütz lezt abends hingesezt und ihn mit einem ver-ruchten Sonett beschenkt. Es war ein Fest, mitanzusehen, wie beider braune Augen gegeneinander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte Malice begangen wurde. Die Zeit und ich lagen fast auf der Erde dabei, die Zeit kann recht lachen, was sie Dir wohl bestens empfehlen wird. Der Merkel ist ein geliefertes Ungeheuer, davon erholt er sich nicht.“ Und später schreibt sie an Gries: „Der Merkel hatte, durch Böttiger angeflistert, in Berlin das Gerücht mit dem Herzog geflüffentlich ausgebreitet . . . Nun machten Lütz und Wilhelm an einem unvergeßlichen fröhlichen Abend dieses geschwänzte Spottsonett zusammen, ließen es zierlich drucken, und so wurde es nach Berlin spediert, aber nicht etwa Merkeln zugeschildt: der Zufall benahm sich besser, — es kommt jemand an eine Table d'hôte, wo Merkel ist, den er nicht kennt, und liest dieses Sonett vor, worauf Merkel das Ende der Mahlzeit nicht abwartet. Ich hoffe, Sie werden es für ein Meisterstück in dieser Gattung halten, wenn Sie auch fast des Mutwillens zu viel finden sollten.“

Das Sonett selbst, das in A. W. Schlegels Werke aufgenommen ist, lautet:

### S o n e t t

Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben;  
 Ein Samojede, für die Samojuden,  
 Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,  
 Doch ist dein eigner Geist leißeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,  
 Quosque tandem wirst du dich entblöden?  
 In Kneipen, Klubs, Merkuren, deine schändlichen  
 Unwürdigden Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen;  
 Dir Charité, sie selbst noch auszumerkeln;  
 Genie, in Hennings Genies dich zu betten.

Kamst du nur darum von den fernen Letten,  
 Im Dreck der Menschheit überall zu patschen:  
 Rückkehr ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journal, fürchtet Merkeln!  
 Merklich zeigt er verkleinernde Natur;  
 Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelnur.

In dem Gedicht ist auf Merkels Streit mit Bießer, in dem es sich um die Berliner Charité handelte, auf seine Mitarbeit in Hennings „Genies der Zeit“ und auf seinen Halbroman „Rückkehr ins Vaterland“ angespielt.

Die Nachricht von Merkels Redereien gelangte durch einen Brief Fichtes an Schelling vom 22. 10. 1799 nach Jena. Den Auftrag dazu hatte ihm Friedrich Schlegel gegeben. Fichte nennt ihn in diesem Briefe einen naseweisen Burschen und verlangt ein gehöriges Dementi, das er zu Merkels Beschämung gebrauchen will. Denselben Merkel, der über Schlegels Lucinde ungemessen geifere und lästere, habe er lezt hin darüber in einer gelehrten Gesellschaft ordentlich berichtet.

Fichte deutet hier einen literarischen Disput mit Merkel an. Damit sind aber seine Beziehungen zu ihm nicht erschöpft. Im November berichtet Merkel Böttiger, daß er jezt viel in der Loge verkehre und auch Fichte dort eingeführt habe. Man nenne Fichte jezt oft den „jungen Mann“; diese Travestierung des großen Fichte spreche für die Natürlichkeit seines Benehmens. Er erscheine sonst in keiner Gesellschaft. Auch bei Sander will er ihn einführen, wo die Frau seine Bekanntschaft zu machen wünscht. Im Frühjahr 1800 ist Fichte Mitglied der Loge

und doziert in jeder der damals häufigen Versammlungen, da man der Loge neue Sagen gibt. Er hält auch jeden zweiten Sonntag vor Tische maurerische Vorlesungen, „aus denen man wenigstens sieht, daß er kein Redner ist. — Nach langem Grollen ist es endlich gestern zwischen ihm und mir in der □ zum offenen Zanke gekommen. Er pries die heilige Genoveva von Tieck als das erste, trefflichste Buch, das je in irgendeiner Sprache erschienen war. Ich erkundigte mich lachend bei ihm danach, und er fuhr auf: ich sollte es nur nicht lesen. Ich versicherte ihm, seine Empfehlung würde mich ohnehin nicht dazu bewegen. Er nannte mich auch Nicolai den Zweiten. Ich sagte ihm, ich wisse ihm Dank dafür; ich möchte lieber für Nicolai den Zweiten als für Fichte den Zweiten gehalten werden, Nicolai sei ein Mann von hellem Verstande, großer Gelehrsamkeit und vorzüglich wisse er . . . genau, was er wolle, eine Gabe, die den neueren Myttagogen gewöhnlich fehle. So ging ich von ihm, und wahrscheinlich hab ich nun bald einen Gang mit den Tieck-Fichte-Schlegelianern. They shall be welcome!“

Fichtes Angriff kam dann auch in seinem Buche „Nicolais Leben und sonderbare Meinungen“. Die Reihe von Merckels literarischen Zänkereien setzt sich damit weiter fort. Freilich wimmelt das Jahrzehnt von 1796 bis 1806 überhaupt von Pamphleten und Pasquillen. Schiller und Goethe hatten das Unheil mit den Kenien heraufbeschworen. Schon vorher erschien eines der übelsten Pamphlete jener Zeit, Kogebues „Dr. Wahrdt mit der eisernen Stirn“, das er ohne Nennung seines Namens unter dem des Freiherrn Knigge erscheinen ließ und außerordentlich lange verleugnete, bis man ihm die Autorschaft klipp und klar nachwies. Sein Drang, sich aller Bosheit irgendwie zu entladen, hat sich im Wahrdt zum ersten Male, aber auch am übelsten ausgetobt. Abgesehen von Hämischkeiten ist das Pamphlet übrigens nicht witzlos. Der Kampf der alten gegen die neue Schule und der kleinen Geister gegen die großen zeitigt immer neue Produkte. Auch Tiecks „Gestiefelter Kater“ gehört ja in diese Kategorie. 1799 bringt Kogebue einen neuen Beitrag, den „Hyperboräischen Esel oder die heutige Bildung“, ein Stück, das sich ausschließlich gegen die Schlegel richtet. Der Witz liegt hier nicht in der alltäglichen Handlung, sondern darin, daß Kogebue einen jungen Mann einführt, der nur in Zitaten aus dem Mithenäum, der Zeitschrift der Brüder Schlegel, redet. Die Wirkung ist skurril genug. Das Stück wurde übrigens auch in Leipzig aufgeführt.

Solcher Ruhm ließ Merckel nicht schlafen; seit dem Anfange des Jahres 1801 geht er mit einem Plan schwanger, der während eines Sommeraufenthalts in Potsdam ausreift. Vom Frühjahr bis zum August hat er eine Wohnung in einem Garten vor dem Nauenschen Tor gemietet, verkehrt viel beim Feldprobst Kletschke und bereitet seine „B r i e f e a n e i n F r a u e n z i m m e r“ über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur“ vor; die Briefe, die das Motto „Parteilos, aber Kühn! Kühn, aber besonnen“ tragen, nimmt Sander, der sich vorher schon bitter beschwert hat, daß Merckel ihm kein Manuskript gibt, in Kommissionsverlag. Vom September ab erscheinen die Briefe, wöchentlich ein Bogen in Oktav, und Frau Sander, mit der sich Merckel damals glänzend zu verstehen scheint, wird so sehr die Patronesse, daß ein Geklatsch beginnt, sie sei die Adressatin der Briefe, was dem Ehemann bald reichlich unangenehm wird.

Wenn wir von den Briefen und ihrer heute so wenig verständlichen Tendenz sprechen, so ist dabei das eine Moment nie zu vergessen, daß die Richtung, der sie huldigen, damals zwar alt, aber durchaus noch nicht tot war, daß Goethe zwar viele Verehrer hatte, mehr als irgendein anderer deutscher Dichter, aber daß seine alles überragende Stellung doch durchaus nicht unbestritten war, daß Leute wie die Schlegel und Ludwig Tieck nur in sehr kleinem Kreise für literarische Größen gehalten wurden, kurzum, daß der Herausgeber der Briefe an ein

Frauenzimmer nur der Exponent der ästhetischen Anschauungen sehr breiter Schichten war. Und diesen Schichten, die leise doch ihr Absterben fühlten, war der kesse Ton und die literarische Klopffechterweise Merkels auch gerade recht, denn in diesem Kampfe ging es hart um hart, und man hat Merkel noch immer in gleicher Münze heimgezahlt, was er an Angriffen austeilte.

Mit einer *Captatio benevolentiae*, die aber auch schon vieldeutig genug ist, beginnen die Briefe; aber schon im zweiten Briefe beginnt die Attacke, zunächst gegen Tieck, und damit indirekt auch gleich gegen die Schlegel. Die heilige Genoveva, die Dichtung, die Fichte so sehr gelobt hatte, wird in Grund und Boden verrissen. Dabei passiert Merkel allerdings ein kleines Malheur. Er verwechselt Terzinen, die Tieck anwendet, mit dem Triolett. Und die Schlegel, in allem, was Reimtechnik anbetrifft, wirklich unbefruchteten Sachverständige, griffen sofort den lapsus auf und schickten dem Sonett vom vorigen Jahre nun ein Triolett nach.

#### Triolett

Mit einem kleinen Triolett  
 Will ich dir, kleiner Merkel, dienen;  
 Verwirrst du mächtige Terzinen  
 Mit einem kleinen Triolett?  
 Ei, ei, bei solchen Kennermien?  
 Ich wies dir neulich das Sonett:  
 Mit einem kleinen Triolett  
 Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Verbreitet wurde das Spottgedicht, indem man es als Visitenkarten druckte. — Aber auch Tieck selbst ruhte nicht. Er war nicht allein von Merkel getränkt worden, auch der Satiriker Falk hatte sich an ihm gerieben, und Iffland hatte ein Schauspiel „Das Chamäleon“ von dem Schauspieler Beck zur Aufführung gebracht, in dem er offen persifliert wurde. Ein Versuch, den Tieck machte, um die weitere Aufführung des Spiels zu verhindern, mißlang durch seine Ungeschicklichkeit gegenüber Iffland. Er wollte dann die Vorstellung von Ifflands Benefiz stören, aber Iffland veranlaßte die Polizei, ihm anzudrohen, daß sie sich an ihn halten würde, wenn Störungen vorkämen. Nun wollte er öffentlich antworten. Sein Schwager Bernhardi kündigte im letzten Hefte des „Archivs der Zeit“ an, daß Tieck an einer Antwortschrift arbeite, sie würde aber nicht veröffentlicht, denn sein Zorn verslog. Die unvollendete Schrift „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels ‚Chamäleon‘ mit der Widmung An diejenigen, die sich unparteilich zu sein getrauen“, kam erst mit dem Nachlaß an die Öffentlichkeit. Die Stellen der Schrift, die Merkel betreffen, sind nicht ganz vollständig, aber sie rechnen mit ihm vom Standpunkte großer Überlegenheit ab und machen ihm vor allem Nichtwissen zum Vorwurf. „Herr Merkel und seinesgleichen können mich so wenig loben als tadeln. Ihr Lob würde mir ebenso verächtlich dünken, als mich jetzt ihr Tadel nicht berührt, sie müssen erst etwas lernen oder begreifen, was ich will . . . Dieses wilde Geschrei, dieses Schimpfen, womit man mich zu ärgern denkt oder zu irritieren, daß ich wiederschimpfe, kann ich durchaus nicht achten, weil ich nicht darauf höre, weil es für mich nicht existiert!“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> A. W. Schlegel riet Tieck ab, gegen Merkel zu schreiben (Brief vom Dezember 1800): „Liebster Freund, ich höre, daß Du etwas gegen Merkel und Falk schreiben willst, — es sollte mir leid tun, denn die Lumpenbunde sind es doch wahrhaftig nicht wert. Sie haben in der [unlesbar] seitwärts etwas bekommen, und mit dem kleinen Merkel will ich mir noch einen kleinen Spaß machen, er muß allmählich ganz aus Berlin herausgelacht werden . . . Bernhardi hat über die Merkelschen Briefe, dünkt mich, schon genug gesagt.“

Nach Liedz kam der „Titan“ Jean Pauls in den „Briefen“ an die Reihe, Jean Pauls, der damals gerade in Berlin auf der Freite war, den die Damen umschwärmten, dem die Königin selbst gewogen war, und den zu fragen nicht ungefährlich gewesen wäre. Es wird denn auch nicht so schlimm wie bei Liedz, aber das karge Lob hat doch einen verteufelt bitteren Beigeschmack: „Auch ich schätze Richters Talente, sein lebhaftes, inniges Gefühl, seinen glänzenden Wit, seine flammende Phantasie; — ja, ich liebe den edlen Menschen in ihm: — aber b e r a u f s e n lasse ich mich nun einmal nicht. Reichen jene Auerkennungen hin, Sie ruhig weiter lesen zu machen, so werden Sie also eine u n p a r t e i = i s c h e Prüfung des Titans erhalten; so lasse ich Sie und wende mich zu Ihnen, meine Freundin, um Ihnen zu sagen, daß der Titan mir eins der schönsten und widersinnigsten, der anziehendsten und langweiligsten Bücher scheint, die seit — Richters vorhergehendem Werke herausgekommen . . . Hat man das Buch einmal in die Hand genommen, so kann man sich nicht mehr entschließen, es niederzulegen, und doch fühlt man sich tausendmal versucht, es wegzuerwerfen.“ Ganz schmeichelhaft ist die auf diesen Grundton gestimmte und das Tadelnswerte mit vielen Beispielen belegende Kritik also nicht. Sander, dem die Briefe sehr schnell Kummer machen, fürchtet, daß Jean Paul deswegen verschmüpft ist, als er eine Einladung zum Tee bei Madame Sander absagt. Aber bald darauf kommt er doch und — trifft mit Merkel zusammen. „Richter war sehr unbefangen“, schreibt Sander an Vöttiger, „und ganz vorzüglich heiter. Merkel war — die Rache des bösen Gewissens — gerade das Gegenteil. Es schien ihn zu ärgern, daß Richter es nicht nötig fand, nur ein Wort über die Kritik des Titan zu verlieren; und nun hat er sich, möchte ich beinahe glauben, dafür rächen wollen. Lesen Sie das zehnte Blatt seiner Briefe, und Sie werden indigniert sein, wie ich es gewesen bin und noch bin. (Es handelt sich um die Besprechung des Taschenbuches für 1801, herausgegeben von Genz, Jean Paul und J. H. Woz, in dem Merkel schreibt: Neben einem philosophischen Geschichtschreiber und einem wahren Dichter muß ein bloßer Humorist immer eine klägliche Rolle spielen. Neben dem hellen Verstande und dem gebildeten Genie macht die Gaukelei der zügellosen Phantasie eine zu schreckige Figur.)“ Merkel brachte das Manuskript am Donnerstag abend. Ich las das, was Richter betrifft, mit wahrern Unwillen, forderte seine Erlaubnis, meiner Frau und der kleinen Goldschmidt vorlesen zu dürfen, und erhielt sie. Unser Unwillen war allgemein, und Merkel mußte harte Dinge hören. Ich sagte ihm geradezu, Richters Unbefangenheit vor sechs oder sieben Tagen habe ihn verdrossen. Möge er den lieben Richter doch tabeln, aber er sollte einen so eminenten Kopf nicht als einen Lotterbuben behandeln. Wenn S i e sagte ich, „und Engel und Friedländer (die beiden hegen Merkeln vorzüglich auf und machen ihn durch allzuviel Lob arrogant) sich zusammen zehn Jahre hinsetzen und blutigen Schweiß dabei vergießen, so bringen Sie doch nicht eine solche Stelle zusammen, wie ich Ihnen neulich einige von Richter vorgelesen habe, die Sie selbst für schön erklären mußten. Sie haben da eine Stelle aus Lessing zitiert, welcher Ton bleibt Ihnen denn nun für die Rabalenmacher übrig, wenn Sie einen so guten Menschen und so eminenten Kopf wie Richter so behandeln? usw.“ Denken Sie nur, er hatte die Stirn, zu sagen, den Ton, den Lessing für E t ü m p e r bestimme, den brauche er für Richter, der ein verschrobener, v e r r ü c k t e r Kopf sei. Wir, meine Frau und ich, bezeigten ihm unsere Indignation noch auf mannigfaltige Weise und wirkten endlich, daß er sein Manuskript wieder mitnahm. Doch am folgenden Morgen schickte er es wieder und hatte nichts darin ausgestrichen als die wenigen Worte, die ich Ihnen in den Korrekturbogen hineinschreiben werde.“

Nachdem Merkel zwischendurch seinen Freund und Gönner Engel in den Besprechungen von dessen Philosophen für die Welt gestreichelt hat, kommt der

Hauptangriff, der gegen *Goethe*, als den Beschützer der *Schlegel* und ihrer Anhänger, die *Merkel* nur die „*Clique*“ nennt. „*Werthers* Leiden stürzten alle Halbköpfe Deutschlands in trostlose Empfindsamkeit; Göß von *Verlichingen* erzeugte die Pseudogenialität, die *Ritterschauspiele* und *romane*; als die *Femien* erschienen waren, kiff und biß man in allen Winkeln und tut es noch, da nichts leichter ist, als Anzüglichkeiten zu sagen; — und jetzt hat die Unregelmäßigkeit seiner Gedichte einen ganzen Flug von *Klingreimen* ausgebrütet. Man behauptet sogar, sein hohes Wohlvernehmen sei es eigentlich, was jenen Klub von *Kunststrichtern* hervorgerufen habe (die *Schlegel*), die alles, was neben *Goethe* oder über ihm steht, herabwürdigen und vor ihm den Staub lecken. Diese letzte Angabe ist indes sicherlich falsch. Ein freundliches Gesicht und dann und wann eine Mahlzeit mag er den *Schmeichlern* wohl gewähren: — man streichelt ja wohl selbst einen Hund einmal, der einem entgegenwedelt!“ Um *Goethe* recht zu würdigen, will er ihn nun mit *Schiller* vergleichen, denn von beiden sind eben *Gedichtsammlungen* erschienen. Und um den Beweis zu führen, erlaubt er sich eine „*kritische Operation*: die Gedanken des Dichters sind sein *Gesang*; das *Metrum* seiner Verse ist das *Altkompagement*. Damit wir jenen besser beurteilen können, schweige dieses. *Echte Poesie* muß auch dann noch *Poesie* sein, wenn ihre *Wortfügung* in *Prosa* aufgelöst ist, und als *Prosa* werde ich Ihnen ein paar Stellen aus beiden Dichtern hinschreiben . . .“ Und nun entsteht folgendes *kritische Monstrum*:

„*Goethe* sagt in seiner *Braut von Korinth*:

„Ein *Jüngling* kam von *Athen* nach *Korinth* gezogen, wo er noch unbekannt war. Einen *Bürger* hefft er sich gewogen (zu finden); beide *Väter* (welche? wessen?) waren *gastverwandt*, hatten schon frühe voraus *Töchterchen* und *Sohn*, *Braut* und *Bräutigam* genannt. Aber wird er auch *willkommen* scheinen, wenn er die *Gunst* nicht *teuer* erkauft? Er ist mit den *Seinen* noch ein *Heide* und sie (wer?) sind schon *Christen* und *getauft*. Keimt ein *neuer Glaube*, wird oft *Lieb* und *Treue* wie ein böses *Unkraut* *ausgerauft*.“

Glauben Sie, meine *Freundin*, wenn Sie diese Zeilen irgendwo so fänden, würde es Ihnen wohl einfallen, daß sie möglicherweise nicht etwa nur *schlechte*, *fehlerhafte Prosa* seien, sondern der *Anfang* eines *hochberühmten Gedichts*? — Vielleicht wird aber aus je d e m *Gedicht* durch die *Auflösung* etwas *Ähnliches*. Vielleicht macht der *Zwang* des *Silbenmaßes* den *Sprachfehler* *notwendig* — *Schiller* mag Ihnen antworten:

„Was rennt das *Volk*? Was wälzt sich dort die *langen Gassen* *brausend* fort? *Stürzt Rhodos* unter *Feuers* *Flammen*? Es *rottet* sich im *Sturm* *zusammen*, und aus dem *Menschentrost* gewahr ich einen *Ritter*, hoch zu *Rosß*, und hinter ihm, *welch Abenteuer!* bringt man ein *Ungeheuer* *geschleppt*.“

Wie *täuschend lebhaft!* Wie *schön*, wie *erhaben dichterisch* ist die *Diktion!* — Aber, rufen Sie aus, das sind ja *beinahe* die *Verse* selbst, nicht eine *Auflösung!* — Das ist es eben, meine *Freundin*. *Versuchen* Sie einmal diese *Verse* mehr in *Prosa* *aufzulösen*. Kein *Wort* können Sie *anders* stellen, ohne der *Sprache* selbst *Gewalt* anzutun. *Weit* entfernt, daß das *Silbenmaß* *Härten*, *Verwerfungen* oder gar *Sprachfehler* *notwendig* machte: *keine Prosa* könnte *natürlicher* und *stießender* sein, als diese *Verse* und *fast* alle *Schillerschen* sind. *Bemerkt* man, was *hierin* dem *einen großen Dichter* *möglich* war, so *sieht* man, daß *der andere* wohl — was man so *lange* von ihm *leugnete* — eine *M a n i e r* hat, nämlich die der *Vernachlässigung* und *Fehlerhaftigkeit*.“

Der *arme Sander* *schwigt* bei solchen *crimen laesae majestatis* *Blut* und *Wasser*, denn mit *Goethe* will er es auf *keinen Fall* *verderben*. *Einige Wendungen*, zu denen *Frau Sander* *pfui* gesagt hat, hat er *Merkel* *auszureden* *vermocht*. „Ihnen die *Wahrheit* zu sagen, lieber *Freund*,“ *klagt* er *Böttiger* *seine*

Not, „— auch die Briefe gegen Goethe sind mir nicht lieb, ob ich sie gleich nicht ungerecht nennen kann. Hätten sie nur einen anderen Ton! Diesen Ton gönne ich Herrn Lieck und Konsorten. Gegen Lieck, meinen Sie, wäre Merkel zu ungerecht gewesen? Ich, lieber Freund, glaube, Sie sind zu billig. Was ist es denn für Kunst, solche Verse zu machen? Das Talent hatte die alte Karfchin in noch viel eminenterem Maße: — sie schrieb nie ein Villett anders als in Reimen.“ — Dazu kommt die Besorgnis um seine Frau. Schon im Frühjahr ist Merkel ihr gegenüber einmal mehr als liebenswürdig gewesen, sie hat ihn aber abblitzen lassen, nun gilt sie aber als Adressatin der Briefe; Madame Herz zieht ihr schon ein schiefes Gesicht, und der besorgte Gatte fürchtet Angriffe der „Clique“. Frau Sander bemüht sich, überall zu betonen, daß sie anders als Merkel denke, und beim Tee bei der Madame Korls kommt es zwischen ihr und Merkel zu einem Zusammenstoß, der ihr sagt, sie solle ihr Urtheil doch nicht von einem Leetisch zum andern tragen. Sie verbittet sich seine Besuche und sagt ihm im Namen ihres Mannes, daß es ihm lieb sei, wenn er die „Briefe“ einem anderen in Kommission gebe.

Dazu kommt, daß Jean Paul, der noch einmal bei Sander mit Merkel zusammentrifft, kein Wort mehr mit diesem wechselt, genug, Verleger und Autor einigen sich über eine Erklärung, in der Sander mittheilt, es den geradezu oder nebenher getadelten Schriftstellern, die er fast alle persönlich k e n n t, schuldig zu sein, darauf hinzuweisen, daß er — ohne Eigennutz — nur Kommissionär sei, ohne des Herausgebers Meinungen zu den seinigen zu machen. Überdies wolle er bei dieser Gelegenheit sagen, daß die Frau, an welche ein Gerücht die Briefe schreiben lasse, dieser irrigen Vermutung mit vollem Recht widersprechen könne. Seinen Briefen an Böttiger, der ihm die Erklärung abräth, merkt man die Erleichterung an, und er bemerkt, daß ihn ohne sie weder Fichte noch Lieck besucht hätten. Aber der Riß zwischen ihm und Merkel ist nur überkleistert und zeigt sich bald wieder. Vor allem die Frau gibt sich nicht zufrieden und kommt, wie Sander später behauptet, aus purer Opposition gegen Merkel, immer mehr in die Kreise, die jener befehdet. Er schimpft in jedem Brief auf ihn, und Ende März 1801 kommt es zum Bruch zwischen beiden. Zugleich meldet er Böttiger, daß — August Wilhelm Schlegel ihn besucht habe.

Die Briefe gehen inzwischen weiter, werden, wie Merkel behauptet, viel gelesen, während Sander den schlechten Absatz beklagt. Die ersten Gegner werden weiter angegriffen, auch A. W. Schlegel, der sonst nur nebenbei etwas abbekommen hat, wird eingehend gerupft, und zum Weihnachtsfeste erscheint Merckels Hauptbeitrag zur Pamphlet-Literatur jener Jahre, das Feierblatt zum Weihnachtsfeste, das aber schon im Sommer in Potsdam geschrieben war.

## Feierblatt zum Weihnachtsfeste von 1800

### Ein Fragment

Da fühl' ich mit Schauern, mit Beben  
 Mein Bette sich regen, sich heben:  
 Es schwamm, eine Wolke, dahin

und nahm mich mit. Im ersten Augenblicke zitterte ich: doch bald füllte meine ganze Seele Entzücken. Es war eine mondhele Frühlingsnacht, und ein azurner Himmel wölbte sich über der zauberhaft beleuchteten Erde. Meine Wolke stieg nicht so hoch, daß mich der Duft der blühenden Gehölze und der Gesang der Nachtigallen nicht hätte erreichen können; in romantischen Gestalten zogen Städte und Dörfer, Berge und Wälder

---

unter mir hin, und zwischen ihnen bligte mir das Bild des Mondes aus  
Seen und Flüssen entgegen. Schon glaubt' ich mich vergöttert, als ich  
einen hohen Berg erblickte, der in blendender Erleuchtung stand. Mein  
Flug ging gerade zu ihm: wie ward mir, als ich ihn erkannte.

Kennst Du den Berg, wo Schilf und Moose blühen,  
Durch schwarzen Moor die Wasserspinnen ziehn,  
Die Eidechs still um nackte Steine spielt,  
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wütht?  
Dahin, dahin  
Sah ich voll Grausen meine Wolke ziehn!

Kennst Du das Haus? Durchs halb zerriffne Dach  
Heult laut der Wind ins einzige Gemach, —  
Und Felsen stehn umher und seh' es an:  
Wer hat das Weh, Spelunke, dir getan?  
Dahin, dahin  
Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn!

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?  
Der Besen sucht im Nebel seinen Weg;  
Auf seinem Gipfel flammt der Hölle Glut,  
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut?  
Dahin, dahin  
Mußt' ich allein, so sehr ich behte, ziehn.

„Wie? Auf den Brocksberg?“ Leider! Doch ich erreicht' ihn nicht.  
Mein schwankendes Fuhrwerk blieb in einer mäßigen Entfernung von  
demselben schweben, und ein Blick auf ihn vertrieb meine ganze Furcht.  
Verschwunden war die nackte Spitze des Brockens. Ein Lorbeerhain  
umschattete ihn und

Der Sumpf, — der sonst im Moore stand,  
Goß icht von einer Felsenwand  
Sich als Parnas hinab.  
Die kleine Wolkenhütte war  
Ein Marmortempel, Hochaltar  
Das alte Hexengrab.

Die Musen, mit großen feuevollen Augen, wallendem Goldhaar und  
schimmernden Gewändern, — ja, die Musen standen in schönen Gruppen  
um den Altar her, und Apolls Lichtgestalt thronte auf ihm und strahlte  
blendende Klarheit über den Berg und die Gegend hin.

Zweifelnd staunte ich noch das wunderbare Schauspiel an, als ein  
Zephir zu mir heraufplatterte und, auf den Berg deutend, mir zuflüsterte:  
„Nicht der alte Brocken mehr; Deutschlands Parnas! Apollo weihte ihn.  
Alle Sänger Deines Volkes erscheinen heute: denn das Jahrhundert  
endet. Merk' auf und sage an.“

„Eine liebliche Anmutung!“ rief ich aus.  
 „Der gute Gott vergißt,  
 Welch irritabile Wölkchen  
 Das Dichter-Genius ist!  
 Geseht, er spendete Ohren aus,  
 Und sendet . . . wie billig nach Haus  
 Und — erfähe mein Wölkchen,  
 Weh mir! des „Wißes lieber Sohn“<sup>(1)</sup>  
 Schreibe flugs eine Rezension  
 Und nenne mich — seinen Bruder! —“

Eine überraschende Erscheinung zerstreute meine Betrachtungen. Tief aus Norden brauste ein gewaltiger Adler herauf. Blitze schienen seine Augen zu schießen, und die Luft saufete vor dem mächtigen Schläge seiner Fittige. Er nahte dem Berge; er senkte sich herab, und wie er den heiligen Boden berührte, stand er als Klopstock vor dem Altare. Lang ruhete Apoll mit einem Blicke voll Wohlgefallens auf seinem erhabenen Liebliche; noch länger sprach er leise zu ihm. Der Zephyr verriet mir, was er ihm weisagte: „Einst, wenn die Lehren der christlichen Religion nur noch als Mythen merkwürdig wären, stiege sein Ruhm unendlich höher als jetzt, ob man gleich darüber einig sein werde, daß sein Messias kaum hundert wahre Hexameter enthalte; obgleich man viele seiner Oden zu kraus und unverständlich finden, von seinen Bardieten nur die Schlacht Herrmanns nicht vergessen und das Dasein seiner prosaischen Schriften bald nicht mehr ahnen werde.“ Kein Sitz war dem Altare näher und dichter von Lorbeeren umschattet, als der, zu welchem die Musen Klopstock feierlich geleiteten.

Aus Südwesten zogen jetzt zwei majestätische Schwäne herauf, der eine weiß wie Ledas Schwan; der andere kündigte sich durch sein graues Gefieder als den Geweihten Apollon an. Ein hunderter Reiher — drei Elemente bewohnt er: jetzt braust er hoch durch die Luft; jetzt schreitet er über die Flur hin; jetzt wadet er im Sumpfe; — folgte ihnen. Wieland, Herder und Goethe traten vor den Altar.

Ein langes griechisches Gewand von schillerndem Atlas floß von Wielands Schultern nieder, und in seinen Händen schwieg für jetzt eine goldene Leier. „Ich kenne sie wohl,“ sagte Apoll; „ich selber stimmte sie Dir oft: doch als Du

„Den Ritt ins alte romantische Land“

beginnen wolltest, schob ich Dir meine eigene unter.“ Von dem übrigen, was der Gott sprach, verstand ich nur die Worte: „Politik“ und „bedenkliches Spielgerät im Alter“. Eben wollte Kalliope Wieland die Hand bieten, als drei andere weibliche Gestalten — der unaussprechliche Reiz,

(1) „Des Wises lieber Sohn“ ist Friedrich Schlegel. Vgl. folgende Stelle der Lucinde: Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Wis selbst durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Und warum soll ich nicht aus eigener Vollmacht und Willkür von mir sagen: „Ich bin des Wises lieber Sohn.“

die zarte Anmuth in ihren Bewegungen lehrten mich, daß es die Grazien wären — ihr zuvor kamen und ihn zu einem seidenen Armsessel geleiteten, der unter einer Myrtengruppe stand.

„Willkommen, unsterblicher Seher“, sagte Apoll zu Herder, der in himmelblauem Talare, mit flammendem Blicke und einer Luba in der Hand, vor ihn trat. „Ich selber schärfte Dein lichtvolles Auge, die Tiefen des Herzens zu durchschauen und die Rätsel der Menschengeschichte zu lösen. Dich mit der unwiderstehlichen Suada zu rüsten, verband sich Minerva mit mir. In tausend Nektarbächen stutete die hehre Gabe bis jetzt, hierher und dorthin: heilsame Gesundheitsquellen dem kranken Zeitalter, helle Spiegel der Sonne Humanität. Doch — Mann des Volks! endlich sammle die irrenden Fluten noch einmal zu einem majestätischen, ewigen Strome. Erhebe Dich in der ganzen Kraft Deines Geistes zu einer vollendeten Schöpfung, daß kommende Jahrtausende mit Reid auf Dein Zeitalter sehen.“ Polyhymnia und Urania führten in zu einem bemooften Felsensitze. Thuisco ruhte vielleicht auf einem solchen, wenn er dem Volke veredelnde Göttergebote ersann.

Jetzt wandte der Gott den Blick auf Goethe und betrachtete dessen Purpurmantel mit Mißfallen. Hier ist, was ich von seiner Rede verstand. „Dies Prunkgewand erinnert, daß noch etwas Höheres da sei, was Du gern schienst und nie wirkst. — Wenige meiner Lieblinge der alten Zeit und der neuen rüstete ich zur Unsterblichkeit, wie Dich. — Am Jünglinge gefällt mutwillige Lat oft, als Überströmen der Kraft; am Manne ist sie verächtlich: sie beweist, daß der Sinn nicht reift mit dem Vermögen. — Auf Werther, Götz, auf Lasso und Euphrosyne deutet der letzte, der Deutsch spricht, prunkend: mein Volk hatte Dichter! — Die krähende Henne, die streitbare Jungfrau Dorothea und ihre langweilige Sippschaft, Egmont, Lila und Elmire sind von schnell vergehendem Geschlechte. Doch Iphigenia lebet. — Glaubest Du, prächtiger Reiter, daß es Dich ehre, König der Frösche zu heißen? Des Pöbels Huldbigung schmähet!“ So sagte der Gott, und Polyhymnia leitete Goethen zu einem griechischen Säulensumpfe, den Lorbeer und Efeu umschatteten.

Als ich zum Altare zurück sah, stand vor demselben ein Mann von hoher, edler Miene, voll alter Römer-Festigkeit und Römer-Einfalt, — W o ß, dessen treuherziger Handschlag höher ehrt, als die Umarmung eines Fürsten. „Deine Umgestaltungen der deutschen Sprache“, sagte Apoll zu ihm, „sind Flötentöne auf einer Geige erkünstelt. Sie verhallen und lassen das Instrument unverändert zurück: doch freilich, die Kunst, es zu spielen, rückt dabei vor. Deine Luise und manche Deiner Lieder wird man nach zweitausend Jahren mit so innigem Genuße studieren, als Dir jetzt Deine Vorbilder gewährten.“

„— Und mich!“ sagte eine Dohle, die eben zu M e y e r geworden war, — „mich, den Verfasser des Lobias, der wohl erwarten kann, ein Lehrbuch des Volkes zu werden!“ — Apoll wandte sich zu ihm, antwortete lächelnd und sprach: — „Ei!“ — und wandte sich wieder zu W o ß, den die Mufen zu einem blumigen Rasensitze führten.

G l e i m war jetzt angelangt, wie? sah ich nicht, genug, er war da,  
 — der von Wein und Liebe  
 Und blut'gen Schlachten sang;  
 Jetzt scherzte wie Anakreon,  
 Jetzt mit Tyrtaus rang:  
 Doch weislich niemals kämpfte,  
 Nie liebte und nie trank.

Längst schon hatte Apoll ihm sein Lob gespendet. Euterpe führte ihn zu einem Moosstige und säuberte den Kranz von Lorbeeren und Myrten, den er — was für Launen haben Dichter nicht! — mit bleichen Weidenschößlingen durchflochten hatte. Dankbar griff er nach seiner Leier: die Muse hatte sie schon auf den Altar niedergelegt. Als er aufstand, sie zu erfassen: „Genug, unermüdlischer Alter,“ sagte sie, indem sie ihm auf die Achsel klopfte, „die Wiesen haben satt.“ — Aber er fingerte auf dem Armel seines Schlafrockes und sang mit halber Stimme sein Liedchen.

Pfeifenden Fluges schoß ein Falke nieder; er erstand — „Trefflicher Pfeffer!“ rief Apoll. — „Armer Pfeffer!“ setzte er seufzend hinzu, und jede Muse trocknete sich eine Zähre ab.

Mit dem Schlangenstabe Askulaps in der Hand trat der bescheidene N e u b e c k <sup>2)</sup> herbei und setzte eine goldene Urne auf den Altar der Musen. „Wärst Du so reich im Erfinden,“ sagte Apoll zu ihm, „als Du edel und zart in der Ausföhrung bist; hättest Du mehr Einheit und weniger Einförmigkeit: Virgils Rasensitz geböhrte Dir. Dort, jene Sessel weichte Lukrez für Dich ein.“

Zwei schneeweiße Läubchen sanken girrend ins Gras. „Dorthin, lebenswürdige Ländler!“ sagte der Gott und winkte G e r s t e n b e r g <sup>3)</sup> und D v e r b e c k <sup>4)</sup> in den Hain.

„Ah, der Sönger der Amazonenlieder!“ rief Apoll. „Und“ — erwiderte W e i ß e, indem er sich höflichst bückte. „Wie?“ sagte der Gott; „schreibst Du noch mehr?“

In zwei Schleiereulen verkappt erschienen Friedrich S t o l b e r g und C l a u d i u s; sie hielten die Hand vor das Gesicht, indem sie sich vor dem Gotte des Lichts erhoben. „Ich fürchte,“ sagte Apoll zu dem ersteren, „das Übel an Deinen Augen ist unheilbar. Schade! Deine Lambern sind sehr geistvoll, und Dir gelang sonst manches Lied.“ — Ein Satyr mit stumpfen Hörnern zwang Claudius, sich die Stiefeln auf

<sup>1)</sup> Gottlieb Konrad Pfefferl, elsässischer Dichter, 1736—1809. Arm, weil er früh das Augenlicht verloren hatte, und weil die von ihm geschaffene Kriegsschule in Colmar in den Stürmen der Revolution zugrunde gegangen, Pfeffer selbst in schwere finanzielle Bedrängnis geraten war.

<sup>2)</sup> Valerius Wilhelm Neubeck, 1765—1850, Arzt und Schriftsteller, verfaßte eine Balneologie in Versen, das Lehrgedicht in vier Gefängen „Die Gesundbrunnen“. Eine Rezension A. W. Schlegels machte das Werk bekannt.

<sup>3)</sup> Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, 1737—1823, am bekanntesten durch seine Hungertragödie Ugolino, stand den im nördlichen Deutschland und in Dänemark lebenden Dichtern nahe.

<sup>4)</sup> Christian Adolf Dverbeck, 1755—1821, lübeckischer Senator und Bürgermeister, Dichter vieler Lieder. Von ihm sind: „Das waren mir selige Tage“ und „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün“.

dem Rasen zu säubern, und stellte ihn dann dem Gotte vor, der ihn nicht kannte. „Urian!“ sagte der Satyr. „Weg mit ihm!“ rief Apoll unwillig. „Asmus!“ schrie der Arme selbst sehr kläglich. „Ja so! Stelle ihn dort hinten im Schatten einen Schemel hin!“ — Man führte ihn zu Stolberg und setzte eine Schale mit grauem Pulver zwischen sie. Der Satyr zwang sie, fleißig zuzulangen, und sie niesten gewaltig.

Alle Musen lächelten freudig, als ein Flamingo sich in Schiller verwandelte. „Zu den Edelsten meiner Geweihten gehörst Du!“ sagte Apoll. „Zu ihren Gaben verlieh ich die seltenere Dir, nie mit Deinen Werken zufrieden zu sein, und so jeden Tag des Beifalls der spätesten Nachwelt gewisser zu werden. Aber was dünkt Dich, Melpomene, wenn Dein Liebling die Gleichnisse und Idyllen aus seinen Trauerspielen wegstriche und künftig die Leidenschaften nicht malen, sondern sprechen ließe?“ Ein künstlich gehauener Sitz von parischem Marmor war Schillern bereitet.

„Dein Vaterland“, sagte Apoll zu K o s e b u e, „ist ungerecht gegen Dich, oder vielmehr, die Schreier desselben möchten es gern dazu verleiten. Geduld! sie werden verstummen, und man wird eingestehen, nur durch Genie könne man die zartesten Saiten des Herzens so meisterhaft rühren als Du. Deine Eulalien, Gurlys und Oktavia sind wahrlich sehr interessante — Sterbliche.

— „Ein trefflicher Stillebenmaler“, fuhr er fort, als I f f l a n d erschien. „Schade, daß die Porträte, die sonst nichts als ähnlich sind, selten die zweite Generation überdauern.“

Jetzt zog ein sonderbares Schauspiel die Augen des ganzen Parnasses auf sich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war, fuhr K o s e g a r t e n daher, von zwei Gänsen gezogen, die lange, lange Hälse machten, um Schwäne zu scheinen. Er erblickte den Parnas und schrie: „Ein Hain voll Säusel Gottes! Ha!

Welche Agonie der Lust!<sup>1)</sup>

Welch würgendes Entzücken,

Welch Schlagen und welch Drücken

Durchtobet die kämpfende Brust!“

Er stieg ab und versuchte, den Berg zu erklimmen; doch jeder Schritt, den er auf dem schlüpfrigen Grase tat, glitt ab. Indes jauchzte er fort:

Unsterblichkeit wogt mir durch Nerven und Mark!

Röte des Aufgangs entschimmert der Wange! —

Mir entrieselt die Stimm' in melodischem Klange!

Mir entrollen die Locken wie ringelndes Gold!

Der Himmlischen einer durchschwimm ich die Lüfte. —“

Doch ach! der Himmlischen einer war indes um keinen Schritt vorgerückt.

Behmütig schrie er die Musen an.

„Ein Nick nur von dort oben,

Ein Wink nur, der mich meint!

Ein Augenblick nur Ruhens in Eurem sanften Schoß,

Und ich werd' alles Rasens

Und alles Stürmens los.“

<sup>1)</sup> Die folgenden Strophen sind wirklich Gedichten Kosegartens entnommen.

Über kein Wink, kein Nick! Nur lautes Gelächter der Satyrn, die von allen Seiten aus dem Haine hervorwimmelten, war seine Antwort. „Wie,“ schrie er endlich; „bin ich nur deshalb so von weit daher gekommen,

Wo mir pfeift im Verschlag der Häckselschneider? Mir flöten  
Während des Sägens die munteren Bursche? Die fröhlichen Dirnen  
Säubern dahlend den Stall und bleichen jachternnd die Leinwand?

„Goethe und Wieland sitzen oben: und ich? — Bin ich kleiner als sie? Meßt mein Porträt oder fragt meinen Verleger! der Treffliche versichert ja, daß meine Schriften ebenso unterhaltend als lehrreich sind, und daß er selbst — Er!!! — meine Serena dreimal las!“ — Ein dichtes Gewölk umzog ihn jetzt und wälzte ihn fort. Es geht, sagte jemand im Lorbeerhaine, mit den besten Köpfen zuweilen, wie oft mit den Porzellanvasen: die Hitze zieht sie schief. Dem irdenen Geschirr widerfährt das weit seltener.

Ein Mann von ernster gefühlvoller Miene stand jetzt vor dem Altare. „Nur einmal“, sagte Apoll, „sah ich Dich; aber das reicht hin, Dich nie zu vergessen. Du gleichst, *E i s e w i s*, der Ananas: nur eine Frucht bringt sie, aber von jedem Gewürze durchbalsamiert.

Mit einem etwas linkschen Anstande bückte sich *F a l k* vor dem Gotte. Wieland erhob sich, um ihn vorzustellen; doch Falk war darum nicht verlegen. Er selbst sagte: „Ich bin ein Schalk und Deutschlands Juvenal!“ „So?“ sagte Apoll lächelnd, „Du kannst etwas Besseres werden, wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, die Welt näher als aus Deinen Fenstern kennen zu lernen.“

Drei Heidelcheren gestalteten sich zu *M a t t h i s o n*, *L i e d g e*<sup>1)</sup> und *S a l i s* um. Freundlich winkte sie der Gott auf die Seite des Berges hin, wo sie die beste Aussicht hatten.

Ein Haufen zwitschernder Meisen verwandelten sich in *S e c k e n s d o r f f*<sup>2)</sup>, *G r i e s*<sup>3)</sup>, *S c h m i d t* usw. Sie erhielten die Erlaubnis, sich im Grase zu lagern.

Ein schwerfälliger Kuckuck plumpete nieder und entpuppte sich als *J e n i s c h*<sup>4)</sup>. Ein Satyr nahm das Wort:

„Der Vater der Borussias,  
Die selber, der sie schrieb, nicht las. —“

1) Christoph August Liedge, 1752—1841, Dichter aus der Nähe Weims und Göttings, Verfasser der „Urania“, eines philosophisch an Kant orientierten Lehrgedichtes. Während der letzten Jahrzehnte seines Lebens lebte er in innigster Freundschaft mit Elisa von der Recke. Der Ruhm seiner Werke hat ihn nicht lange überlebt.

2) Gemeint ist vermutlich Christian Adolf Frhr. v. Seckendorff, 1767 bis 1833, Verfasser von allerhand Bühnenstücken und den heterogensten Abhandlungen, wie „Winke über das jetzt übliche Holzstehlen“, „Über Rüben und Kaps“, „Ideen über die unmittelbare und freiwillige Erzeugung“, „Über den sogenannten heiligen Schein, eine Erscheinung um den Schatten des Kopfes“. Der sonst noch in Betracht kommende Franz Karl Leopold v. Seckendorff, 1775—1809, der den Weimarer Dichtern nahe trat, gab seine „Blüten griechischer Dichter“ erst 1800 heraus.

3) Johann Diederich Gries, 1775—1842, Übersetzer Laffos, in Jena dem Schlegelschen Kreise, aber auch Schiller persönlich nahestehend.

4) Daniel Jenisch, Prediger und Philosoph in Berlin. Seine Borussias verherrlicht Friedrich II. Im Archiv der Zeit schrieb er als Gottschalk Necker satirische Bilder aus Berlin.

---

„Ich glaub es wohl“, sagte der Gott; „durfte doch sogar der Seher, um nicht einzuschlafen, sie nur silbenweise lesen.“

Fernher aus dem Gebiet der Nacht, wohin Apolls Strahlenguß nicht reichte, schallte ein dumpfes Geräusch, und plötzlich fielen drei dickköpfige Eulen geblendet auf die Grenze des Lichtgefilbes herab: nach ihnen eine scheußliche Zahl von Käuzchen, Ziegenmelkern und Fledermäusen. Sie standen auf in Menschengestalt, ordneten sich in Reih und Glied und zogen heran.

Mit flacher Stirn und boshaft scheelem Blicke,  
Den Mund voll Zoten und die Brust voll Lücke,  
Ein Hirn voll Federn und ein Herz voll Blei,  
Zog keck voran ein brüderliches Drei.

-----

Von Dünkel sie berauscht, von Branntwein er  
Und frech gleich ihnen trabte hinterher  
Ein geiferndes unmündiges Gesindel,  
Wahnsinnig diese, die kaum aus der Bindel.

„Was wollen diese?“ fragte ich erschrocken. „Für Dichter gelten“, antwortete der Zephir. „Dieser da, dessen Gesicht das Reichsiegel der Weltkönigin Flachheit scheint, stiehlt, wo er kann, und knetet das Gestohlene zu Dingen zusammen, die er Sonette und Romanzen nennt. Jener Träumer fiel aus der Gimpelei in die Lieberlichkeit und beschrieb ihre Freuden in einem Romane, den keine Meze lesen kann, ohne sich für tugendhaft, und kein Rasender, ohne sich für vernünftig zu halten. Der dritte — oh, das ist ein schnurriger Kauz! Der lallt Hans Sachsen nach, phantasiert über Kunst und schreibt die Bibliothek der Schenken aus. Als sie so an fünfzig Bände geliefert hatten, sahen sie auf die Literatur und bemerkten, daß solche Plattheiten, solcher Unsinn und solche Zoten, wie die ihrigen, noch nie geschrieben worden waren: darum glauben sie, die Morgenröte einer neuen Dichterperiode heraufgeführt zu haben.“

Jetzt war das wütende Heer am Fuße des Parnasses angelangt, und die ganze Versammlung blickte mit Ekel herab. Der Haufe sah . . . und beugte sich anbetend vor ihm; aber er verhüllte errötend sein Angesicht in den Mantel.

„Wer seid Ihr?“ donnerte Apoll den Nahenden entgegen. „Welcher Frevel führt Euch hierher?“

Der ältere — — nahm seine ganze göttliche Frechheit zusammen und trat als Redner vor.

„Daß Du uns nicht kennst, mein guter Gott, beweiset,“ sprach er, „daß Du ein Ökonom, ein arger Philister, eine gemeine Natur bist und weit unter der Höhe des Zeitalters stehst. Wisse, die große Tendenz desselben und die unserige ist . . . .“ —

Apoll winkte einem Zephir. Der Schalk hauchte, und die ganze Heerschar stand auf dem Kopfe und gestikulirte mit den Weinen in der Luft. Eine emphatische Rednerfigur! Die Tendenz war erklärt. — Der Zephir hauchte noch einmal, und — wie welches Laub säufelte der Haufen

wirbelnd zurück ins Gebiet der Nacht, nicht ohne mit lautem Geschre zu drohen, daß er wiederkehren wolle.

Eine groteske Figur, ein menschliches Vieleck, im lächerlichsten Kostüme wankte jetzt zu Fuß herbei. „Der Parodist (Hyring), der wie die Harpyien alles besudelt, was er berührt!“ rief Klopstock. Mit einer schalkhaft gutmütigen Miene zeigte ein Satyr dem Kommenden seine Geißel; aber er mochte zum Schmause gewesen sein: er hatte Mut. Mit geballter Faust schritt er vor, berührte den Parnas und — flog heim als Papagei, indem er sich grimmig vermaß, nächstens in der Neuen Hamburger Zeitung witzig zu sein. —

\*

Dieses Pamphlet hat Merkel so gut gefunden, daß er es nach Jahrzehnten in ein kleines Buch, das er „Kritische Antiken“ nennt, und in dem er noch einige andere Jugendsünden wieder druckte, aufnahm. Freilich mußte er nun doppelt der Gegenangriffe gewärtig sein. Er half sich zunächst mit dem alten Mittel, die Angriffe gegen ihn selbst zu veröffentlichen. Das Sonett und das Triolett kommen mit einigen bissigen Bemerkungen zuerst an die Reihe, später unter dem Titel „Öffentliche Ehrenbezeugungen, welche diese Briefe dem Verfasser erwarben“, solche von Fichte, Jean Paul und — Ludwig Theobald Kosgarten. „Dieser Artikel wird fortgesetzt,“ schreibt er am Schlusse.

Inzwischen war der Verlag der Briefe an Quin, der aber ebenfalls nur Kommissionär war, übergegangen. Es lohnt nicht, seine Angriffe im einzelnen weiter zu verfolgen. Nur ein neuer Gegner muß genannt werden, der Redakteur der Zeitung für die elegante Welt in Leipzig, der Neuwiedische Hofrat R. S p a z i e r, Schwager Jean Pauls und Mahlmanns, dessen Blatt in den nächsten Jahren in der Hauptsache den Kampf gegen Merkel führt. Die „Elegante“ wird die eifrige Parteilängerin der Schlegels, und Merkel bindet mit ihr an, als Spazier eines seiner Bücher schlecht besprochen hat. Was er schreibt, ist äußerst boshaft, und die Berlinerin, die ihn einmal Sander gegenüber auf gut berlinisch eine „kriechische Kröte“ genannt hat, hatte schon recht. Trotzdem scheint der Clan verfloren zu sein, seine gesellschaftliche Stellung in Berlin, obwohl er noch die Festrede beim Stiftungsfest der Humanitätsgesellschaft gehalten hat, auch erschüttert worden zu sein; jedenfalls äußert er plötzlich den Entschluß, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Im September 1801 ging er nach Frankfurt a. D., dessen Universität ja noch, wenn auch recht kümmerlich, bestand, um im Winter Vorlesungen zu halten. Die „Briefe“ werden aber von dort aus fortgesetzt. Übrigens waren auch die Freunde in Weimar nicht von ihnen begeistert. Karoline Herder, obwohl gerade sie eine der Hauptanwärterinnen Merckels war, schreibt skeptisch an Knebel: „Mit Merckels Blättern werden Sie ebensowenig ganz zufrieden sein, als wir. Indessen ist ein Schritt zum Aufräumen Dummer getan. — Das Negative verstehen diese Art Menschen so ziemlich zu behandeln; das Positive aber — das ist der Probiertestein — da schwanken sie und scheitern. Indessen verachten Sie Merkel nicht — er will doch I n h a l t, R e c h t l i c h k e i t, W a h r h e i t, I n t e r e s s e für die jetzige Zeit.“

Dieser Aufenthalt in Frankfurt bildet ein seltsames Zwischenspiel<sup>1)</sup>. Merkel schreibt an Böttiger, daß fast alle Professoren ihn dringend eingeladen haben zu kommen. Raun ist er aber da, so mißfällt ihm der Ort und die Universität.

<sup>1)</sup> Merkel wird am 10. Oktober in Frankfurt immatrikuliert. Er trägt sich schon als Dr. phil. ein. Wo und mit welcher Arbeit er den Doktorhut erworben hat, habe ich nicht feststellen können.

Die Klubs sind nur Labagien, der Professor Schneider ist sein offener, Steinbart sein heimlicher Feind. Die Buchhandlung ist nur ein Trödelladen. Trotzdem liest er im Winter vierstündig Aesthetik. Nachrichten habe ich darüber nicht gefunden. Sander bezweifelt sofort, daß Merkel es in Frankfurt aushält, obwohl es ihm leicht werden würde, Professor zu werden, da der Minister von Massow ihn kenne. Im übrigen freut er sich, daß er die Briefe los ist, denn Merkel hat in die Besprechung von Engels Roman „Lorenz Starb“ drei Frauen eingeführt, die alles andere als schmeichelhaft gezeichnet sind, und diese drei Frauen sind Madame Korls, in die Merkel einmal verliebt war, Madame Mühler, die Frau des Schriftstellers, und Madame Herz. Jetzt wolle er in Frankfurt heiraten. Der neue Dozent erwähnt selbst von solchen Plänen nichts. Er hat sein letztliches Märchen „Bonnem Omanta“ fertig gestellt, bei dem die Debitation an Alexander I. am schwersten geworden ist, hat angeblich Anerbietungen, nach Erlangen zu gehen, kündigt für den Sommer Vorlesungen über den Dberon, über die Geschichte der Menschheit und über Aesthetik an und will nach Berlin reisen, um vom Minister eine Professur zu fordern. Ganz so, wie er sich gedacht hat, klappt diese Forderung nun nicht, jedenfalls liest er im Sommer nicht, sondern taucht, weil er in Frankfurt krank geworden ist, in Berlin auf. Sander behauptet freilich später, man habe ihn aus einer Gesellschaft hinausgeworfen. Auf den Minister erwähnt er böse, weil der ihm nur allgemein den Titel Professor der Philosophie habe geben wollen. Die Fakultät sei sogar zu seiner Überraschung damit einverstanden gewesen. Jedenfalls schimpft er gewaltig auf die alma mater der Oberstadt und ihre Lehrer: „In Frankfurt sind die Wissenschaften nichts als totes Schnitzwerk, das halb schlafende Professoren aus bestaubten Schränken hervorlangen und gelegentlich der lieben gähnenden Jugend vorzeigen . . . In Berlin spektakelt man mitunter, aber man lebt doch.“ Und über die Professoren: „Hullmann ist auf dem Katheder ein gewaltiger Schreier, im Leben ein schlauer Schleicher, der sich alles gefallen läßt, bis er seine Zeit absieht, eine — Gurke zu mausen. Dann kräht er einen Augenblick lang triumphierend und — friecht weiter. Weber ist ein lackierter Leipziger, der, mit dem Hut unter dem Arm, die Damen von den Wanzen seines Logis und der Schere unterhält, mit der er sie zerschneidet. Er weiß den halben Wallenstein auswendig, wie auch, daß Schafsdünger den Erbsen nicht gut tut.“ — Ob er mit diesen Charakteristiken im Grunde so ganz unrecht hat, mögen Frankfurter Spezialhistoriker entscheiden.

Das Berlin, das er vorfand, war nicht in allem mehr das alte; die neue Schule hatte erhebliche Fortschritte gemacht. Rahel Levins Name ist bekannt genug, aber auf ihren Salon wirkt doch Sanders, allerdings schon früheren Jahren entstammende Charakteristik ein scharfes Schlaglicht: „Es gibt hier ein kleines, etwa fünf- und zwanzig Jahre altes Judenmädchen, namens Rahel Levi; diese ist vor zwei Jahren mit einer anderen, Marianne Meyer (diese später unter dem Namen Frau von Eybenberg Gattin des Fürsten Reuß), einem ehemals außerordentlich schönen und auch jetzt noch in ihrem drei- und dreißigsten Jahre nicht häßlichen Mädchen jüdischer Nation in Karlsbad gewesen, wo beide die Bekanntschaft des Herrn von Goethe gemacht haben, der auch mit ihnen korespondiert. Die Rahel Levi (oder mit ihrem Epitheton der kleine Gnome, denn sie ist wirklich zwergartig) ist witzig und dabei ziemlich boshaft; Herr von Humboldt wohnte, als er in Berlin war, ihr gegenüber; da sie nun des Herrn von Goethe gute Freundin ist, ging er natürlich mit in ihr bureau d'esprit. Eins von dessen weiblichen Mitgliedern, eine gewisse Madame Gließ, ist eine gute Freundin von meiner Frau und mir, es wäre uns also leicht, mit in diesen Zirkel zu kommen; doch treiben sie es darin zu toll; wenn es ihnen einfällt, kommen sie noch nachts um 11 Uhr zum Tee zusammen, holen die Fehlenden

aus den Betten und treiben allerhand Unfug.“ Aber auch die Anhänger Schlegels hatten sich vermehrt. Während Merkel in Frankfurt trübseligen Studenten über Aesthetik las, hatte A. W. Schlegel in Berlin Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst vor einem glänzenden Publikum angefangen und großen Erfolg eingeheimst. Merkel schreibt an Böttiger noch aus Frankfurt recht grämlich: „In Berlin, sagt man, sei die Aesthetik bei den Tüchtigen förmliche Hirnwut geworden.“ Schlegels Vorlesungen sind natürlich auf ein ganz hohes Niveau gestellt, aber ganz kann er sich einen Angriff auf Merkel doch nicht versagen: „Noch mehr als gegen die Dichterlinge möchte ich den Terrorismus der Formen gegen die zugleich unwissenden und gefühllosen Kritiker wenden. Sie sollten sich nicht erdrechen, über den Geist umfassende Werke abzusprechen, ohne den Buchstaben der Poesie erlernt zu haben, und dabei ganz von unten auf dienen. So gibt es einen oder den anderen Kunsttrichter, dem ich raten würde, einmal alle hochfliegenden Gedanken fahren zu lassen und einige Jahre im stillen zu ruminieren, was wohl ein Triolett sei!“

Freilich war auch ein Kampfgenosse auf dem Plan erschienen: K o h e u e, der nach seiner Verbannung nach Sibirien und nachdem er nach seiner plötzlichen Begnadigung einige Zeit das deutsche Theater in Petersburg geleitet hatte, sich jetzt nach unangenehmen Erfahrungen in Weimar in Berlin festhaft machen wollte. Der Hof war ihm gewogen; er hatte sogar Zutritt zur königlichen Loge im Theater, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und bekam die Anwartschaft auf eine Präbende des Domstiftes Magdeburg, die ihm — Sander, der sich das Verdienst dafür zuschreibt, berichtet das — das Recht gab, einen Stern, b e i n a h e wie den des Schwarzen Adlerordens, und ein Kreuz um den Hals zu tragen. In seiner literarischen Parteilichkeit war er festgelegt, denn nicht nur, daß er gegen die Schlegels den hyperboräischen Esel geschrieben hatte, die Schlegels hatten auch gegen ihn während seiner Verbannung das Pamphlet „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kopenhagen bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland“ veröffentlicht. Das Stück, das recht wichtig, nur hin und wieder zu breit und umständlich ist, ließ alle Figuren aus seinen Dramen sich vereinigen, um ihn zu retten. Die Tatsache freilich, daß der Ungegriffene einem sehr ungewissen Schicksal verfallen war, ließ den Zeitpunkt des Angriffs verfehlt erscheinen.

1) Gegen Merkel richten sich noch folgende, in der Entstehung im einzelnen nicht nachzuweisende Gedichte A. W. Schlegels:

#### U n K y n o s a r g e s

Es hat mich wollen, werter Freund, bedünken,  
Daß Du bisher die Dinte müssen sparen,  
Daß auch die Federn nicht geschnitten waren,  
Weshalb Dir fast die Autorschaft entfunken.

Doch da Dein Ruf so herrlich schon gestunken,  
Wirst Du ihn auch hinfüro offenbaren.  
Auf, krawe Dich in Deinen krausen Haaren,  
Und wag es, in das große Faß zu tunken!  
Bald wirst Du sehn Komödien draus erwachsen,  
Burlesken und Roman' ans Licht gezogen,  
Und Theorie und wichtige Kritiken.

Mit dieser Schwanenfeder aus den Aren  
Hebst Du die Literatur, der Foliobogen  
Wird bald zum Schlachtfeld, wo die Merkel quieken.

\*

Von Keibeigenen schreibst Du mit Recht, doch über uns Freie  
Willst Du nun schreiben durchaus: Bester, das ist Dir zu hoch!

Was Merkel selbst begann, darüber berichtet er:

## Meine Verhältnisse zum Berliner Theater Ein Blick ins Schriftstellerleben

Der<sup>1)</sup> berühmte Gedike<sup>2)</sup> hatte sich (1802) mit dem Buchhändler Unger zum Ankauf der Vossischen Zeitung zu Berlin verbunden, und beide taten nun alles, was in ihrer Gewalt war, um dem Blatt hohen Absatz zu verschaffen. Unger, als Professor der Holzschnidekunst, legte von Zeit zu Zeit Porträts bei, die er verfertigt hatte, und die das Publikum für gräßliche Fragen erklärte; Gedike aber rückte häufig Aufsätze ein, unselige Gemische von philologischer Gelehrsamkeit und ästhetischem Pathos, die niemand lesen mochte. Er fühlte selbst, daß er den rechten Ton nicht treffen könne, und forderte mich auf, ihn zu unterstützen. Wie er auf den Einfall gekommen ist, weiß ich nicht: ich hatte in meinem Leben nichts für eine Zeitung geschrieben, ja, die Wahrheit zu sagen, bei meiner damaligen entschiedenen Gleichgültigkeit gegen die Politik las ich zuweilen in drei Monaten kein Zeitungsblatt. Ich versprach indes, ihm von Zeit zu Zeit etwas zu geben, aber bei und lange nach einem deliziosen Mahl beratschlagten wir über einen Gegenstand, den ich bearbeiten sollte, ohne daß wir einen fanden. Ich fühlte mich bei der Entfernung nicht aufgelegt, an mein Schreibpult zurückzukehren, und ging also ins Schauspiel, was ich sonst wenigstens ebenso selten tat, als ich Zeitungen las. Man gab Don Carlos, und Unzelmann — Unzelmann<sup>3)</sup>, das heißt alles sagen, wenn man diesen Meister im Niedrigkomischen kennt, spielte den — König Philipp. Ich brach unwillkürlich in Lachen aus, sooft er erschien, und — hatte nun Stoff zu einem Beitrage gefunden. Ich schrieb nämlich eine pathetische Lobrede auf Unzelmann in dieser Rolle und pries vorzüglich die Nationalität seiner Darstellung, da man in seinem Don Philipp beim ersten Blick den König seiner Pedrillos und Leporellos erkenne.

Der kleine Aufsatz machte Spaß und Lärmen, und Unger befiß sich sogleich auszubreiten, seine Zeitung werde von nun an oft von mir dergleichen enthalten.

Einige Morgen nachher klopft es leicht und leise an mein Wohnzimmer. Ein kleines Männchen mit einem geistvollen Gesicht, schlichtem grauen Haar und ebenso schlichtem grauen Kleide tritt herein. Er kündigt sich

<sup>1)</sup> Veröffentlicht in Merckels „Zeitung für Literatur und Kunst“, Riga 1811, Nr. 43 und 45.

<sup>2)</sup> Friedrich Gedike, 1754—1803, Direktor des Friedrichswerderschen Gymnasiums in Berlin, bedeutender Schulmann, mit dieser Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, gelegentlich auch dichterisch hervorgetreten.

<sup>3)</sup> Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, 1753—1832, lange Zeit an verschiedenen Bühnen tätig, u. a. in Frankfurt, wo er der Frau Rat Goethe nahestand, seit 1788 mit seiner Frau Friederike — nach ihrer Scheidung Gattin des Schauspielers H. Ed. Bethmann — in Berlin als bestbezahlte Kräfte. Unzelmann war Tänzer, Sänger und Schauspieler und hatte in seiner Jugend selbst den Hamlet gespielt, in Berlin wandte er sich aber immer mehr dem komischen Fach zu und scheint darin unvergleichlich gewesen zu sein. Seine Komik wird etwa der Art Max Pallenberg's entsprochen haben.

mir als den Buchhändler Spener<sup>1)</sup> an, und ich freue mich aufrichtig, diesen wackern, auch als denkender Schriftsteller ausgezeichneten Mann kennen zu lernen. „Aber“, sagt er, „warum wollen Sie helfen, mich zu grunde richten?“ Ich seh ihn erstaunt an. Er erinnert mich, daß er der Eigentümer der zweiten Berliner Zeitung ist, setzt mir alle die Maßregeln auseinander, die Gedike und Unger genommen hatten, um sein Blatt zu unterdrücken. „Und nun“, schloß er, „haben Sie sich auch mit ihnen vereinigt.“

Lächelnd über den hypochondrischen Eifer, mit dem er sprach, versicherte ich ihn, daß das nicht sei, sondern daß ich bloß aus Gefälligkeit gegen Gedike einmal etwas hergegeben hätte, daß es aber vielleicht in vielen Wochen nicht wieder geschehen würde. „Wenn Sie sich dort nicht verbunden haben,“ fuhr er fort, „so bitte ich Sie, es mit mir zu tun. Geben Sie mir für jedes Blatt einen längeren oder kürzeren Aufsatz, über wissenschaftliche oder Kunstgegenstände, und fordern Sie dafür, was Sie wollen.“ Ich war etwas betroffen, denn der Gedanke überraschte mich. Er glaubte, ich hielte es für erniedrigend, an einer Zeitung zu arbeiten, setzte mir lebhaft auseinander, wie sehr viel mehr man grade durch solche Arbeiten wirken könne als durch Bücher und fügte endlich hinzu, auch Lessing habe ein paar Jahre hindurch den wissenschaftlichen Artikel einer Berliner Zeitung geschrieben. Um mich loszuwickeln, forderte ich endlich eine verhältnismäßig sehr beträchtliche Summe als Redaktionshonorar jenes Artikels: aber Spener gestand sie sogleich zu, und ich war gebunden<sup>2)</sup>.

Bei näherer Überlegung gefiel mir mein zufälliges neues Geschäft immer mehr. Es hat viel Angenehmes, mit völliger Freiheit in der Wahl des Gegenstandes zu einem großen Publikum über die Tagesgeschichte der Kunst bei ihm reden zu können und seiner Aufmerksamkeit gewiß zu sein; die regelmäßige Beschäftigung mit dem Theater gab mir Gelegenheit, meine theoretischen Ansichten stille zu prüfen und zu berichtigen; ich hoffte dabei, auf den Geschmack des Publikums eine vorteilhafte Wirkung zu tun, und den Schauspielern selbst, über deren Nachlässigkeit man oft klagte, eine höhere Spannung zu geben durch die Gewißheit, daß sie morgen einen Bericht über das lasen, was sie heute leisteten oder unterließen.

Um gewisser zu sein, daß ich bei dem Theater nützlich eingriffe, schien es mir notwendig, die innern Verhältnisse desselben zu kennen und alles Neue, was bei demselben vorginge oder unternommen würde, sogleich zu erfahren, es versteht sich, in Rücksicht der Kunst, nicht des Privatlebens der Künstler. Dazu gab es viele Wege, aber der einzige reine und für mich passende war, mich an den großen Künstler selbst zu wenden, der an der Spitze der Direktion stand. In der gutmütigen Voraussetzung, daß ein Schauspieler wirklich einem Kritiker aufrichtig die Hand bieten könne,

<sup>1)</sup> Johann Karl Philipp Spener, 1749—1827, Inhaber der Buchhandlung von Haude & Spener und Redakteur der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (der Haude & Spenerschen Zeitung). Als Leiter seiner Zeitung bis zu seinem Tode tätig, außerdem Übersetzer vieler Opern.

<sup>2)</sup> Das Honorar betrug 500 Taler.

schrrieb ich ein Billett an Iffland<sup>1)</sup> und fragte, wann ich ihn besuchen dürfe, um über einen wichtigen Gegenstand Abrede zu nehmen? Eine Viertelstunde nachher war er schon bei mir, und nun begann eine Unterhandlung, deren Andenken bei der Künstlichkeit, mit welcher Iffland sie führte und zu der ich mich nun auch gezwungen sah, mich noch ergötzt. Man denke sich einen Augenblick ihren Inhalt: Iffland, der mich ein wenig fürchtete, wollte mir eben das Unternehmen, er hatte es erraten, auf eine versteckte Weise verleiden, zu dem ich die wichtigsten Materialien von ihm auszuwirken suchte. Kaum hatte er sich gesetzt, als er schon in bittere Klagen über die fünf oder sechs Monatschriften ausbrach, die damals in Berlin erschienen und sämtlich darin wetteiferten, über die Bühne und über Iffland beißende Sachen zu sagen: das erste, um zu interessieren, letzteres wohl meistens von jenem geheimen Groll getrieben, den jeder in seinem Fach große Mann gewissen Menschen einflößt.

Ich wünschte mir Glück, ihm einen Plan mitteilen zu können, durch dessen Ausführung ich mich fast verbürgen durfte, die meisten dieser Herren um Neujahr (wir waren im Oktober) verstummten zu machen. Ich setzte ihm denselben auseinander und hob vorzüglich den Umstand heraus, daß das Publikum, wenn es dreimal in der Woche Nachrichten über das Theater läse, schwerlich noch die immer veralteten Berichte am Ende des Monats ansehen würde.

Iffland fand das sehr richtig, lobte den Plan, hatte aber sogleich eine verbindliche Bedencklichkeit.

Ich versicherte ihn, bei der Aussicht, von einem Meister in seiner Kunst, wie er, unterstützt zu werden, würde mir das Geschäft sehr anziehend sein. Er dankte mir; versprach mir, mit der größten Bereitwilligkeit jede Auskunft zu geben, die ich wünschte; „aber“ — ein neues sehr gültiges Bedenken.

So kämpften wir fast eine halbe Stunde, bis ich ermüdete und ihm so höflich als möglich erklärte: die entworfene Chronik des Theaters würde auf jeden Fall erscheinen; es würde mich aber sehr schmerzen, wenn ich seiner Mitwirkung entbehren müßte: — ich würde Gefahr laufen, nicht selten seinen einsichtsvollen Plänen und Wünschen geradezu entgegenzuwirken.

Das hob alle Bedencklichkeiten; Iffland versprach —, was ich wollte.

Sein Benehmen zeigte mir bald, daß ich bei meiner Chronik nicht auf ihn rechnen könne; ich sah mich also genötigt, einen schärfer bezeichneten Plan zu entwerfen und eine bedeutendere Rolle zu nehmen. Es war wirklich meine Absicht gewesen, daß jeder Artikel der Direktion ein Mittel darbieten sollte, von der einen Seite das Publikum auf ihre Verbesserungen gewinnend vorzubereiten, von der andern aber die Glieder der Bühne

<sup>1)</sup> August Wilhelm Iffland, geb. 19. 4. 1759 in Hannover, gest. 22. 9. 1814 in Berlin, Schüler Ekhoffs, lange Zeit eine der glänzendsten Kräfte des Mannheimer Nationaltheaters, von Goethe für die Weimarer Bühne begehrt, seit 1796 Direktor des Kgl. Nationaltheaters in Berlin. Als realistisch-Charakterdarsteller ein Meister seiner Kunst, fruchtbarer Bühnenschriftsteller, dessen „Jäger“ noch heute gelegentlich auftauchen, damals neben Kosebue am häufigsten gespielt. Für die Entwicklung der Berliner Bühne und für die künstlerische und soziale Hebung des Schauspielersstandes von großer Bedeutung.

folgsamer zu machen und zu Anstrengungen zu bewegen. Für das erste schien Iffland das Zutrauen zu meiner Gefügigkeit zu fehlen, für das andere der Mut, da er über dem Direktor nicht vergessen konnte, daß er selbst Schauspieler sei. Vielleicht hatte er in beiden Rücksichten recht: ich aber mußte mich nun auch erinnern, daß ich als Kritiker mehr Veruf habe, die Ansprüche des Publikums auf wahre Kunstleistungen geltend zu machen, als die Direktion zu unterstützen. — Bekanntlich war es ein ähnlicher Plan, der bei der „Hamburgischen Dramaturgie“ zum Grunde lag: aber das ganze Theatervölkchen empörte sich dagegen. Lessing gab nach, und statt einer Beurteilung der Darstellungen enthält diese übrigens vortreffliche Schrift fast nur Beurteilungen von Stücken, die er ebensogut in Stockholm hätte schreiben können als in Hamburg.

Hier ist der Weg, den ich wählte. Ich nahm gar keine Notiz von allen Ereignissen und Verhältnissen des Theaters, die nicht auf der Bühne selbst sichtbar wurden. Es war für mich gar nicht da, als bis der Vorhang aufging; ich blieb jeden Abend gegenwärtig, bis er zum letzten Male fiel, und schrieb dann ohne Partei und Rücksicht einen Bericht von dem, was vorgegangen war. Mit dem Lobe war ich sparsam: es gebührt nur dem Ausgezeichneten; das Gewöhnlichgute muß vorausgesetzt werden. Meinen Tadel motivierte ich und kleidete ihn gewöhnlich, ausgenommen bei wirklichem Unrecht, in Scherz. Wurde das Gerügte bei der ersten und zweiten Wiederholung nicht abgelegt, so schwieg ich: denn so viel Raum glaubte ich der Künstlereitelkeit lassen zu müssen, die nicht gern sichtbar nachgeben mag. Bei der dritten Wiederholung sagte ich Sarkasmen und fuhr damit fort, bis man folgte.

Da dieser Gang mit Festigkeit beibehalten wurde, so konnte die Chronik ihren Zweck nicht verfehlen. Sie galt in kurzem für die Stimme des Publikums und wurde eine Autorität, welche die Schauspieler trotz allem Sträuben anerkennen mußten, und deren Verwendung oft anonym aufgefordert wurde. Das Benehmen des Direktors dabei war sehr wechselnd: bald trat er mit der entschiedensten Feindseligkeit gegen mich auf; bald überhäufte er mich mit Freundschaftsbezeugungen, holte bei Verlegenheiten meinen Rat ein und befolgte ihn oft. Ich ließ mich durch beides weder in meiner Achtung gegen den großen Künstler, noch in Befolgung meines Planes irre machen, und die oft laut werdende Äußerung Unbefangener, daß das Theater durch diese Chronik wirklich unverkennbar gewinne, belohnte mich. Nach einem Jahr übertrug ich sie indes dem bekannten Dichter Herklot's<sup>1)</sup> und späterhin dem Herrn Julius von W o f f<sup>2)</sup>, der nachher als Theater- und Romanendichter durch seinen Geist die Aufmerksamkeit des Publikums erwarb. Damit der Charakter des Artikels

1) Karl Alexander Herklot's, 1759—1830, seit 1790 am Berliner Kammergericht, fruchtbarer Uebersetzer, Verfasser vieler Theaterepiloge und ähnlicher Dichtungen, aber auch einer Anzahl Schauspiele.

2) Julius von W o f f, 1768—1832, ursprünglich Offizier, als welcher er sich auszeichnete und den Pour le mérite erhielt, dann Schriftsteller, durch Not zur Vielschreiberei gezwungen und so seine Gaben zersplitternd. Er ist der Vater der Berliner Lokalposse, hat den „Stralauer Fischzug“ geschrieben, sich aber auch an einen Faust gewagt. Ein Kind der Aufklärungszeit, steht er in literarischen Urtheilen Merkel sehr nahe.

sich gleich bliebe, behielt ich mir die Durchsicht und das Recht vor, Änderungen zu machen. So dauerte die Chronik, verbunden mit kurzen Bücher-Rezensionen und anderen Aufsätzen, vier Jahre fort bis zu dem Tage, da ich Berlin verließ. Spener hatte übrigens schon nach dem ersten Vierteljahr nicht bloß seine frühere Einbuße am Absatz der Zeitung ersetzt gesehen, sondern einen beträchtlichen Überschuß gewonnen.

\*

Wir haben bisher wenig Veranlassung gehabt, Merkel für seine Tätigkeit in Berlin ein Lob zu singen. Mit seiner Tätigkeit für die Haube & Spenersche Zeitung erwirbt er sich aber ein wirkliches Verdienst, denn nun beginnt sein positiver Anteil an der Entwicklung des Berliner Zeitungswesens, das in jenen Jahren einen großen Schritt vorwärts tat. Der, welcher dem Zeitungswesen zuerst den Antrieb gab, war der von Merkel erwähnte Johann Friedrich Unger, ein Geschäftsmann und Organisator großen Formates, etwa von der Art August Scherls oder Reimar Hobbing, der nur zu früh starb. Als Sohn eines Holzschneyers 1754 geboren, wurde er selbst Holzschneyer und als solcher Professor, und Buchdrucker. Die heute noch als schöne Schrift Verwendung findende Unger-*Fraktur* ist nach ihm genannt. Er war Pächter des Kalendermonopols der Akademie der Wissenschaften und bemühte sich, seinen Verlag um eine Zeitung zu erweitern. Seine Ideen auf diesem Gebiet sind ganz außerordentlich kühn und weitschauend. Im Jahre 1801 reichte er dem Kabinett des Königs eine Denkschrift über den Plan eines „National-Anzeigers der Preussischen Monarchie“ ein, der das Wesen der politischen Zeitung mit einer Eindringlichkeit erfaßte, wie sie erst nach Jahrzehnten zur Durchführung kam. Er schlug in der Denkschrift, die sich im preussischen Staatsarchiv befindet, tägliches Erscheinen (die anderen Zeitungen erschienen dreimal wöchentlich) und ständige Berichterstattung über die Angelegenheiten des Staates — was natürlich nur im offiziellen Sinne geschehen konnte — vor. Die Minister baten, die Denkschrift abschlägig zu bescheiden: „denn es kömmt auf nichts Geringeres an, als auf eine tägliche öffentliche Anzeige und also Kontrolle aller und jeder Schritte des Gouvernements in der inneren Landesregierung, in Militär- und Zivilfach; wobei wohl nur das Gouvernement selbst prüfen und bestimmen kann, was sich zur Publizität und was, selbst um seinen Zweck nicht zu verfehlen und nicht nebenher sogar noch nachteilig zu wirken, sich zur beständigen oder einstweiligen Verschweigung eignet; und ohne diese unmittelbare Aufsicht des Gouvernements würde ein Werk, wie der von Unger beabsichtigte National-Anzeiger ist, durch allmähliche, aber gewisse Fortschritte auf einem solchergestalt ganz gebahnten Wege aus einer Anzeige und Kontrolle gar bald in eine wirkliche Kritik, Einwirkung und Einfluß in eine anmaßliche, dem Gouvernement imponieren sollende Autorität der öffentlichen Regierung ausarten, deren nicht zu berechnenden Folgen die neuere Geschichte darstellt.“ Kommt hinzu, daß man eine große Schädigung des staatlichen Anzeigenmonopols befürchtete, aber — Eindruck hatte die Denkschrift doch gemacht, und Friedrich Wilhelm III. befahl, daß man die Verwendbarkeit der Ungerschen Vorschläge auf das Organ des Anzeigen-Monopols, das Intelligenz-Blatt, prüfen soll. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Ministerium Grund genug fand, um auch davor zu warnen.

Im folgenden Jahre glückte es aber dem nicht rassenden Unger, wenigstens als Teilhaber eines der beiden Berliner Zeitungsprivilegien festen Fuß zu fassen. Die Erbin des Privilegs der Bossischen Zeitung, Frau Münzdirector Lessing, mußte Kapital aufnehmen und bekam es von Unger, der auch in den Mitbesitz des Privilegs kam, und von Gedicke. Ungers Betriebsamkeit — die Zeitung hieß

nun jahrelang nach ihm — brachte sofort Schwung in die Schriftleitung. Daß er Holzschnittillustrationen beigab, erwähnte Merkel schon. Die erste dieser Beigaben war ein Bildnis des Regers Loussaint de l’Duverture, der damals in San Domingo so etwas wie eine Diktatur etabliert hatte, später kam eine schwimmende Badeanstalt und ein miserables Bild des Krodo-Altars in Goslar. Immerhin ist Ungers Unternehmen der erste Versuch einer im Lert illustrierten Zeitung. Er begann auch, die Fremdenlisten und die Getreide- und Geldkurse zu bringen, was ihm Beschwerden des konkurrenzneidischen Intelligenz-Blattes einbrachte, die er aber abwehrte. Auch den Inseratenteil gestaltete er neu, indem er ihn zweispaltig machte und damit der einzelnen Anzeige größere Geschlossenheit gab. Daß er sonst stets hinter neuem her war, zeigt seine Bemühung um Merkel, der ja wirklich, nachdem schon vorher mehrfach von ihm in der Zeitung die Rede war, einen Beitrag lieferte. Durch Ungers Arbeit gewann das Blatt in acht Monaten 1500 Abonnenten, für jene Zeit ein ganz gewaltiger Zuwachs. Man kann also Speners Nummer verstehen, dem wohl ein Stein vom Herzen fiel, als der rührige Konkurrent schon 1804 starb. Das, was Merkel bei Haude & Spener übernahm, hieß der gelehrte Artikel und war als solcher keine neue Einrichtung in den Berliner Zeitungen. Es sei nur daran erinnert, daß Lessing Jahrzehnte vorher den gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung und die Beilage „Das Neueste aus dem Reiche des Wises“, eine ganz eigenartige Schöpfung, geleitet hatte. Was Merkel aus dem gelehrten Artikel machte, war ebenfalls ganz neu. Er selbst legt das Hauptgewicht auf die Einführung der ständigen und sofortigen Theaterkritik in die Zeitung, durch die er ja tatsächlich zum Vater der Tageskritik in der deutschen Zeitungspressen geworden ist. Das allein ist es aber nicht. Merkel machte aus dem gelehrten Artikel vielmehr nicht mehr und nicht weniger als das erste Zei t u n g s f e u i l l e t o n in ganz modernem Sinne. Und der Feuilletonredakteur malgré lui, über dessen Selbstbewußtsein und Ehrgeiz wir ja im Bilde sind, scheint auch mit einem regelrechten Programm und der Überzeugung, etwas grundsächlich Neues zu schaffen, an seine Aufgabe herangegangen zu sein. Die schwungvolle Ankündigung, die bei der Aufnahme seiner Tätigkeit am 16. Oktober 1802 in der Spenerschen Zeitung stand — sein Beitrag in der Vossischen Zeitung war am 5. Oktober erschienen —, spricht dafür: „Der Friede, der die Schlachtfelder mit Saaten bedeckt, der die Industrie der Künste und des Handels mit lebendigerem Eifer beseelt, der selbst in den Palästen Ruhe, in den Hütten Überfluß einheimisch zu machen verspricht, der wohlthätige Friede macht die öffentlichen Blätter verarmen. Europa hat das Glück, täglich an wichtigen Neuigkeiten dürftiger zu werden. Doch, wenn der Zeitungsschreiber nicht mehr mit wehmütigem Gefühle von politischen Vulkanen zu erzählen braucht, . . . von blutigen Schlachten oder von eroberten, gebrandschatzten und zerstörten Städten, so hat er dagegen die Kränkung, seine Leser täglich kaltsinniger zu werden, ihr Gedränge verschwinden zu sehen.

Sollten die Zeitungen aber wirklich nur durch öffentliches Unglück anziehend werden können? Sollte ihr Publikum in der Lat nur Blutvergießen und Umwälzungen interessant finden? Hoffentlich nicht! Die Muses sind zum wenigsten eine ebenso einnehmende Gesellschaft als Mars und Bellona, und mehr als Verheerungen, Plünderungen . . . verdienen Wissenschaft und Künste die Aufmerksamkeit des gebildeten Privatmannes zu fesseln.

Durch die Beschäftigung mit diesen wird der Herausgeber dieser Zeitung versuchen, ihre Leser für den Abgang wichtiger politischer Neuigkeiten zu entschädigen. Sie wird von diesem Blatte aus einen stehenden Artikel literarischen oder artistischen Inhalts geben: bald eine Beurteilung neuer Schauspiele und ihrer Darstellung auf dem Nationaltheater; bald kurze Rezensionen vorzüglicher, belletristischer Werke; bald Auszüge von wichtigen Artikeln aus Journalen

gleich nach dem Erscheinen derselben; bald merkwürdige Notizen, Anekdoten und was sonst Anspruch darauf machen kann, gebildeten Lesern aller Stände anziehend zu sein.

Verbesserungen und immer neue Verbesserungen verspricht man nicht. Man wird sie schweigend treffen, wenn sie nötig sind, und sich übrigens gleich vom Anfange, so sehr als möglich, um die freundliche Zufriedenheit des Publikums bemühen."

Wenn man dieses Programm bezieht, umreißt es ziemlich genau das, was man auch heute noch unter dem Feuilleton einer Zeitung — diesen Teil, den bisher noch kein Redakteur hat genau definieren können — versteht, mit dem einen einzigen Mangel des Zeitungsromans. Und die Ausführung, wenigstens solange sie allein in Merkels Hand lag, entsprach der Absicht. Die Spenerische Zeitung bringt in dieser Zeit ein Feuilleton, das selbst heute noch recht lesbar ist, vor allem das „kleine Feuilleton“, in dessen Leitung sich Merkel als ein Journalist von glänzender redaktioneller Begabung zeigt. Man mag sich zu seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis stellen, wie man will, daß ein journalistisches Temperament jetzt in der Spenerschen Zeitung wirkt, das merkt man an jeder Nummer, und selbst die Zänkereien und Pressefehden, die sich mit Merkels Auftreten sofort einstellen, gewinnen hier, wo eine viel innigere Verbindung mit dem Publikum besteht, ein viel sympathischeres Aussehen; Merkel spricht, und wenn es auch nicht immer Geist ist, was er von sich gibt, so ist es doch oftmals Witz und eigentlich immer munter von der Zunge hüpfende Schlagfertigkeit.

Mit einer Besprechung von Kokebues „Menschenhaß und Neue“ beginnt die Tätigkeit Merkels, der seine Kritiken meistens mit R. unterzeichnet, aber auch gelegentlich mit G. M. oder mit vollem Namen auftritt. Sehr bald bringt er eine Geschichte, bei der der Konkurrent Spazier und — Goethe die Kosten der Unterhaltung tragen müssen. Goethe veranstaltete in Weimar Kunstausstellungen, die schließlich doch nur mittlerer Güte waren, über die er aber sehr eingehend berichtete. Nun erschien in der Zeitung für die elegante Welt eine lange Besprechung der Weimarer Kunstausstellung, die eine große Anzahl Bilder eingehend besprach. Aber kaum war das Blatt heraus, so wurde offenbar, daß der Herausgeber einem Spaß zum Opfer gefallen war, denn die genau beschriebenen Bilder existierten gar nicht. Alles lachte, die Anhänger der alten Schule gönnten Goethe so gut wie Spazier den Hereinfall, den Merkel mit vergnügtem Schmunzeln registriert; er vergleicht den leichtgläubigen Spazier mit jenem Fräulein von Laudon in seiner livländischen Heimat, die eine Verwandte Münchhausens war und die Galanterie dieses Veters rühmte, die aber, als ihr Merkel Münchhausens wunderbare Reisen vorgelesen hatte, doch unsicher fragte, ob das denn auch wohl wirklich alles wahr sei. Selbst die Anhänger der Gefoppten verstanden Spaß. Sander erzählt, A. W. Schlegel habe erklärt, er wolle den Verfasser der falschen Rezension umarmen, und wenn es Merkel wäre. Als Urheber des gelungenen Streiches nennt er den Dresdener Maler Hortmann, dem Buri, Hummel und Mechau geholfen hätten.

Eine Besprechung des Feuilletons im einzelnen glaube ich mir schenken zu können. Genug, daß es die ästhetische Linie, die wir ja kennen, fortführt. Natürlich bemüht sich Unger, die Konkurrenz, die seinem Blatt damit entstanden war, sofort nachzuahmen, und es kommt sehr bald zwischen der Wosin und der Spener zu heftigen Zänkereien, in denen Merkel, der sonst von der Wos gut behandelt war, schwer angegriffen wurde.

Beide bekamen dann aber einen gemeinsamen Feind. Merkel erzählt selbst, wie sauer süß Iffland sein Beginnen begrüßt habe. Im April 1803 macht er eine Eingabe an den Minister des Auswärtigen, in der er sagt, die Schauspieler würden durch diese Blätter, die man auf allen Wirtstischen finde, in ihrer Be-

rufsfreudigkeit gelähmt; sie wollen lieber die Bühne verlassen, als sich dem Spott der Tagesblätter aussetzen. Er habe die Kritiken zuerst für nützlich gehalten, aber sie seien leider parteiisch und bewirkten deshalb nur Erbitterung und Erschlaffung, statt Bildung und Anfeuerung. Die Antwort auf diesen Angriff, der Merkel veranlaßte, Iffland sein Freibillet zurückzuschicken, besagt, die Untersagung der Theaterkritik sei mit der Pressfreiheit (!) nicht vereinbar, aber beide Zeitungen hätten strenge Anweisung bekommen, sich aller beleidigenden Angriffe und Bitterkeiten zu enthalten, widrigenfalls die Zensur einschreiten werde. Damit mußten sich die Schauspieler begnügen, die aber der Kritik noch lange abhold blieben!) und es sogar noch im Jahre 1819 durchzusetzen vermochten, daß angeordnet wurde, keine tadelnde Kritik eines Stückes dürfe vor dessen dritter Aufführung erscheinen. Damit war ja dann die von Merkel eingeführte ständige, sofortige Theaterkritik illusorisch gemacht. Aber unterdrücken ließ sich der Fortschritt nicht, den später Saphir mit der Einführung der Nachkritik noch weiter führte.

Inzwischen hatte man Merkel noch ein anderes Anerbieten gemacht, über das ich seinen eigenen Bericht nach der in meinem Besiz befindlichen Handschrift hier wiedergebe. Sie ist das einzige, was sich neben einem bedeutungslosen Korrekturblatt und dem Briefe an den Zaren bei Merkels einzigem Nachkommen in Riga, Herrn Stadtrat Lehmann, handschriftlich erhalten hat. Es besteht noch die Möglichkeit, daß sich Teile des Nachlasses bei der Schwester dieses Herrn in Moskau befinden; mit ihr in Verbindung zu treten, war mir natürlich nicht möglich. Daran, daß sein Nachlaß sehr reich war, besteht kein Zweifel. Soweit ich unterrichtet bin, hat die Familie ihn, vor allem die wertvollen Briefe an Merkel, etwa 1860 Julius Eckardt übergeben, der allerhand daraus verwertet hat. Aber auch in dessen Nachlaß hat sich nichts mehr erhalten.

## Zur Geschichte des Freimütigen von Dr. G. Merkel

Daß auf dem Titel dieses Blattes stand „Herausgegeben von R o s e b u e und M e r k e l“, hat zur Folge gehabt, daß man viele Jahre immer unsre Namen zusammen nannte und uns als eng verbunden dachte. Die öffentliche Meinung irrte. Selten wohl hat sie zwei mehr verschiedene Charaktere zusammengestellt und zwei Männer, die einander so fremd blieben als wir. Die Herausgabe des Freimütigen war das einzige Band, das jemals zwischen uns existierte, und so gehört die Geschichte unserer Bekanntschaft zu der jenes Blattes.

Nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen machte ich im Sommer 1798 von Weimar aus häufig kleine Fußreisen, nicht sowohl nach größeren Städten, sondern nach Flecken und Dörfern, um die unteren Volksklassen der Nation kennen zu lernen, für die ich schreiben wollte; mit Einbruch des Winters aber trat ich eine Reise nach den Hansestädten und Berlin an. Die alte Legationsrätin Rosebue, Mutter des Dichters, mit der ich in Weimar zuweilen in Gesellschaften zusammentraf, gab mir, ich weiß nicht mehr, ob einen Auftrag oder eine Adresse an ihre Tochter, die in

<sup>1)</sup> Am 21. Juni 1803 bringt die Wossische Zeitung eine bittere Beschwerde über Merkels kritische Tätigkeit, die anscheinend von einem Schauspieler stammt: „Alle Höllenstrafen, welche sich die kühnste Phantasie je erdacht hat, sind nichts gegen die Verdammung, daß man nur verwunden, nicht erquiden soll. Wenn Herr Merkel sein eigenes Heil bedächte, so gäbe er die Kritik über die hiesigen Theater sogleich auf, ehe sie ihm verboten werden möchte!“

Bremen an den Syndikus Gildemeister verheiratet war. Ich fand in ihrem Hause eine liebenswürdige Familie und eine sehr gütige Aufnahme. Als sie daher im Sommer 99 nach Weimar kam, wohin ich aus Berlin noch einmal zurückgekehrt war, besuchte ich sie, und als sie mich aufforderte, sie nach Jena zu begleiten, wo ihr Bruder damals in einem Garten wohnte, glaubte ich es nicht ausschlagen zu dürfen. Hier sah ich Kogebue zum ersten Male. Aber wie es scheint, fühlten wir beide, daß wir nicht zu einander gehörten; wir trennten uns am Abende so fremd, als wir zusammengekommen waren. Ich sah ihn erst wieder, als er seine unglückliche Reise nach Rußland antreten wollte und er mich aufforderte, ihm eine Bestellung nach Riga mitzugeben. Ich gab ihm ein offenes Schreiben an meinen Bruder, den ich aufforderte, den berühmten Dichter gastlich aufzunehmen. Ich glaube mich zu erinnern, daß dieser Brief in Kogebues „Merkwürdigstem Jahr usw.“ unter den weggenommenen Briefen genannt wird<sup>1)</sup>.

Als ihn das bekannte Mißgeschick getroffen hatte, triumphierte der ältere Schlegel darüber in einem sehr pöbelhaften Pasquill „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kogebue“. Diese Niedrigkeit empörte mich, und ich sprach darüber in den Briefen an ein Frauenzimmer so wegwerfend, als sie verdiente. Von jetzt an galt ich für einen genauen Freund Kogebues, aber ich hatte nur als Feind boshafter Niedrigkeit gesprochen. Er selbst täuschte sich so wenig in Rücksicht meiner Gesinnung für sich, daß er nach seiner Rückkehr aus Petersburg eine ziemliche Zeit schon in Berlin gemessen war, ohne daß wir uns mehr als einmal flüchtig gesehen hatten.

Eines Tages aber 1802 überraschte er mich durch einen Besuch, um mir einen Antrag zu machen, der sein Vertrauen zu meinem Charakter und meinem Geist bewies. Hofrat Spazier hatte, ich glaube seit 1801 angefangen, die „Zeitung für die elegante Welt“ herauszugeben. Das Blatt, seiner Form nach eine ganz neue und gefällige Erscheinung, war ursprünglich nur ein Rival des Vertuschschen „Journal des Luxus und der Moden“ und bestimmt, über neue Moden, Möbel usw., neue Romane und die Theater in Deutschland, London und Paris zu berichten; aber um seine Berichte unterhaltender zu machen, öffnete Herr Spazier sein Blatt den Schmähungen der Schlegelschen Gesellschaft gegen Kogebue und mich und schalt endlich mit. Ich habe durch eine bittere Rezension des ersten Jahrgangs seines Blattes in meinen „Briefen“ und einige Sarkasmen im literarischen Artikel der Spenerschen Zeitung geantwortet; jetzt schlug mir Kogebue vor, mit ihm ein eigenes Blatt herauszugeben, das jene Zeitung überböte. Ich ging mit Wärme darauf ein, aber schon die Verhandlung über den Titel des projektierten Blattes bewies, daß wir sehr verschiedene Ansichten hatten und nicht geeignet waren, miteinander zu gehen. Kogebue wollte es „Der Teekessel“ nennen, weil es durch Erzählungen, Nachrichten aus der schönen Welt und Literatur unterhalten, vorzüglich aber unsere Gegner durch leichten witzigen Scherz lächerlich machen sollte. Ich schlug es indes mit Bestimmtheit ab, in einem solchen

<sup>1)</sup> Diese Angabe stimmt.

Blatte — mitzukochen. Mir schwebte der Zweck vor, durch dies Blatt zur Nation über und für ihre höheren Interessen zu sprechen. Ich bestand darauf, es „Der Freimütige“ zu nennen. Kogebue, immer leicht gewonnen, ging auf meine Ansichten ein, und der Name wurde fest bestimmt. Wir machten ab, das Blatt solle unser gemeinschaftliches Eigentum sein, der Verleger aber für seine Auslagen und seine Mühe den dritten Teil des Gewinns erhalten. Wir beide wollten es abwechselnd redigieren, und der jedesmalige Redakteur sollte ein bestimmtes monatliches Honorar beziehen. Zum Verleger hatte Kogebue schon den Buchhändler Sander angeworben, und ich hatte nichts darwider. Ich achtete den sehr wackeren, selbst edel denkenden und dabei Gelehrsamkeit und Talent besitzenden Sander sehr hoch, und er hatte mir viele Beweise seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben; aber er war auch bis zur Schwachheit gutmütig und hatte eine hübsche Frau, die ihn beherrschte, und diese Frau war, nachdem wir zwei Jahre im besten Vernehmen gestanden hatten, meine Todfeindin und eine Anhängerin der Schlegelschen Schule geworden. Wider den Verlag des Freimütigen hatte sie nichts gehabt, da er Gewinn versprach, aber gegen mich — eine schlaue Berechnung.

Wenige Tage, nachdem das Blatt angekündigt worden, kam Kogebue wieder zu mir und sagte mir mit sichtlicher Verlegenheit, Sander wolle vom Verlage zurücktreten, wenn ich mit Herausgeber wäre. — „So geben wir das Blatt einem andern!“ — Kogebue erklärte, er habe sich schon zu fest mit Sander verbunden. — „So lösen wir unsere Verabredung auf“, erwiderte ich. — Kogebue bat mich, ihn wenigstens als Mitarbeiter zu unterstützen. Ich lachte. Später hat er mir gestanden, die Frau Sander habe ihm vorgestellt, wie viel vorteilhafter es wäre, wenn der Ertrag des Blattes nur in zwei Teile ginge. Meiner Mitarbeit könne er bei meiner Erbitterung gegen die Schlegel ohnehin gewiß sein. Die Frauen, sagt man gewöhnlich, kennen und beurteilen die Männer richtiger als diese sich selbst. Das mag denn doch wohl nur von solchen Männern gelten, die ihnen ähnlich sind und sich von ihnen beherrschen lassen. Die kluge Frau Sander hatte sich in mir geirrt. Ungeachtet unsres zweijährigen, fast täglichen Umgangs. Kogebue erhielt keine Zeile von mir, wohl aber fing ich nach einem halben Jahre ein e i g n e s Blatt an.

Der Freimütige begann mit dem Anfange Januars 1803. Schon das war ein Fehlgriff, daß Kogebue den von mir gewählten Titel beibehielt. Wie wenig ihm klar gewesen, was ich damit bezeichnen wollte, und wie wenig der Namen mit s e i n e n Intentionen übereinstimme, verriet er schon dadurch, daß er über den Titel als Nignette zwei Larven setzte, nämlich die tragische und die komische. „Freimütigkeit en masque!“ rief eine witzige Jüdin beim Anblick der ersten Nummer. „Nein,“ eine andere: „Freimütigkeit ist hier eine Maske, heißt es.“ — Der Druck war ungefällig eng, denn es war den Mitarbeitern ein Honorar von achtzehn Talern (für den Bogen) versprochen, und der Preis des Blattes war hoch: dafür sollten aber auch, hatte der reelle wirtschaftliche Sander gesagt, die Mitarbeiter viel geben und die Leser viel erhalten. Was die Hauptsache, den Inhalt, betrifft: dieser war sehr gemischt. Er bestand aus Erzählungen, Theater- und Modeberichten, sogenannten Lesefrüchten, d. h.

Erzerpten aus älteren Büchern, Beurteilungen von Romanen und Dramen, vorzüglich aber Ausfällen und Spott gegen die feindliche Schule. Ihn zusammen zu bringen, hatte Kogebue alle die Freunde und Bekannten aufgeboten, die er in den zwanzig Jahren seiner Schriftstellerei und seines wechselnden Aufenthalts sich erworben. Neben einer Menge nichts-sagender Aufsätze erhielt man manchen interessanten. Nur eins fehlte, das Blatt hatte keinen bestimmten Charakter, entsprach nicht dem Titel.

Mit dem Anfange des Julius 1803 begann mein Blatt „Ernst und Scherz“<sup>1)</sup> in der Fröhlich'schen Buchhandlung. Da mir Kogebue's Fehlgriiffe klar waren, suchte ich den Freimütigen gleich von vornherein zu überbieten, auch in den Nebensachen, die dem Leser zuerst in die Augen fallen mußten. Meine Bignette war in Beziehung auf den Titel, nämlich eine aufrecht stehende Garbe von Weizenähren und Blumen. Mein Papier war schöner, der Druck gefälliger ins Auge fallend als die jenes Blattes. In Rücksicht des Inhalts war ich fast ganz auf mich selbst beschränkt: denn ich hatte wenig freundschaftliche Verbindungen unter den deutschen Schriftstellern, und bei denen, die ich zu meiner Unterstützung hätte aufordern können, war Kogebue mir schon zuvorgekommen. Dagegen hatte mein Blatt wenigstens den Vorzug der Einheit des Charakters und — vielleicht manches andre. Den Freimütigen hatte ich fest beschlossen nicht anzugreifen, um unsren gemeinschaftlichen Gegnern kein ergößliches Schauspiel zu geben. Zudem hatte Kogebue mir zwar wegen meiner „Briefe“ und der Aufsätze in der Spenerschen Zeitung das Kompliment gemacht, meinen Witz fürchte er; aber ich wußte wohl, daß er einen viel populärern und reichern hatte, wenn auch meine Einfälle gebiegener sein mochten; und — Corsaires contre Corsaires ne font pas leurs affaires. Ich beschloß, wenn sich eine Gelegenheit fände, gegen ihn zu sprechen, es mit ruhigem, ernstem Anstande, aber kräftigen, überzeugenden Gründen zu tun: das war eine Art des Kampfes, der er nicht gewachsen schien. Der Unlaß fand sich schon nach ein paar Wochen. Und der Erfolg übertraf meine Erwartung. Schon ehe das erste Vierteljahr meiner Zeitschrift beendet war, kam er zu mir und schlug mir vor, mich wieder mit zur Herausgabe des Freimütigen zu verbinden. Ich willigte ein, aber schrieb nun als Sieger die Bedingungen vor.

Die erste war, daß die Titel unserer beiden Blätter verbunden würden: „Der Freimütige oder Ernst und Scherz“, die zweite: der Verlag sollte der Sandes'schen Buchhandlung genommen und auch dem Verleger meines Blattes, Fröhlich, übertragen werden. Die dritte, daß ich die Redaktion übernehme mit dem Rechte, das Blatt ganz nach meinen Ansichten einzurichten, nur mit der Beschränkung, daß jeder Aufsatz, den Kogebue mit seiner Unterschrift einsende, eingerückt werden mußte.

<sup>1)</sup> Die Titelvignette bildete eine Garbe; die Voss'sche Zeitung brachte darauf folgendes Epigramm:

Frage:

O, warum stehn die meisten Ahren

In Merck's Garbe steif, als ob von Draht sie wären?

Antwort:

Ei, das begreift ja jedes Kind:

Weil sie schon abgedroschen sind.

Ferner, daß ich für meine Bemühung von Kogebues und meinem Anteil vom Ertrage ein Redaktionshonorar von 100 Talern monatlich und das Honorar für alle frei gelieferten Beiträge bezöge.

Alles dieses wurde in einen Kontrakt gebracht, den wir und der Buchhändler unterschrieben. — Da noch drei Monate vom Jahre übrig waren, so gingen beide Blätter unter meiner Redaktion bis zu Ende des Jahres fort gegen Entschädigung. Kogebue reiste nach Paris.

Um den Charakter des neuen Blattes — ich sah das für nicht unwichtig an — beim ersten Anblick zu verkünden, gab ich ihm das Bildnis des Aristides zur Wignette, und der Druck wurde gefälliger eingerichtet. Ich entfernte allmählich die Mitarbeiter, die Erzählungen und Gedichte lieferten, und warb solche an, die mir Nachrichten aus dem öffentlichen Leben oder wissenschaftliche Aufsätze lieferten. Böttiger in Dresden übernahm gegen ein Jahreshonorar von 400 Talern in Gold die literarischen und Kunstnachrichten. Ich traf mit der Post die Abmachung, daß sie mir gegen einen Taler monatlich für jede Zeitung alle englischen, französischen und solche deutschen Zeitungen, die ich nicht selbst hielt, die nach oder durch Berlin kamen, zu schneller Durchsicht lieferte. Als alles im Gange, gab ich im August 1804 dem Blatte ein Feuilleton, das den Exzerpten aus ausländischen Blättern, den Korrespondenznachrichten, den Feinden usw. geweiht war, eine Form, welche die Zeitung für die elegante Welt sogleich nachahmte, die Abendzeitung und das Morgenblatt bei ihrem Anfange auch annahmen, und die seitdem für die Unterhaltungsblätter stehend ist.

Meine Arbeit war mühsam, aber der Erfolg belohnte mich reich. Wer sich die Zeit nehmen will, die Jahrgänge des Freimütigen von 1804, 05 und 06 nachzusehen, wird finden, daß er Teilnahme, Geltung und Einfluß nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in Rußland, Dänemark, Holland und der Schweiz gewonnen hatte, ja, daß auch die Pariser Zeitungen sich oft mit dem Sincère und den Wahrheiten beschäftigte, die er dem fruchtbaren Abbé Geoffroi, dem Popanz des „Journal de l'Empire“ sagte. Die Katastrophe des Blattes 1806 ist bekannt.

\*

Durch seine Tätigkeit für den Freimütigen ist Merkel bisher fast ausschließlich im Gedächtnis der Nachwelt haften geblieben. Daß dieses Andenken, das man ihm bewahrte, nicht für ihn schmeichelhaft war, habe ich schon in der Einleitung betont. Einzig und allein Ludwig Geiger hat in seiner Geschichte des geistigen Lebens in Berlin den Versuch einer sachlichen Würdigung gemacht. Jeder andere sagte nur: Er hat Goethe gelästert, er sei verdammt! Wir werden uns deshalb doppelt bemühen müssen, die Leitung des Freimütigen sine ira et studio zu betrachten.

Dadurch, daß er den literarischen Artikel der Spencerschen Zeitung leitete, hatte Merkel, der seine Briefe an ein Frauenzimmer um diese Zeit eingehen ließ, eine starke Stellung. Daß er zudem in gleicher Front focht, war für Kogebue Grund genug, ihm die Bundesgenossenschaft anzutragen. Sander vertagte seinen Groll, und Merfels anschlägiger Kopf produzierte sofort Vorschläge für die Ausgestaltung des Blattes. Weshalb es dann vor dem Erscheinen des Blattes zwischen ihm und Sander und Kogebue zum Bruche kam, ist nicht leicht klarzustellen. Merfels Darstellung ist sicherlich gefärbt, aber auch Sanders

Briefe an Böttiger sind nicht unparteiisch. Jedenfalls scheint der Krach erheblich gewesen zu sein, denn in Sanders erster Mitteilung über den Bruch fließt der Zorn über. Er hat mit Merkel gebrochen, weil er „ein Lügner, ein Prahler, ein Kläffcher, ein Keifer, ein mißtrauischer und hämischer Mensch ist“. Bierzehn Tage später folgt dann ein eingehender Bericht. Merkel habe Honorar für seine Beiträge, ein Drittel des Gewinns und 400 Taler für die Redaktion verlangt. Er habe zwar mit sich handeln lassen, aber nach dem Erscheinen der Ankündigung mit seinem Namen die alten Forderungen wieder erhoben. Daraufhin habe dann Kogebue die Trennung herbeigeführt. „Ich habe mit diesem Menschen völlig gebrochen. Die Veranlassung dazu gab eine Kadomontade von ihm . . . Meine Begriffe von Schicklichkeit erlauben mir nicht, erklärte Feinde zusammen als Gäste zu mir zu bitten, namentlich also nicht Merkel auf der einen, Fichte und Schlegel auf der anderen Seite. Im vorigen Frühjahr war Herr Merkel zu Besuch aus Frankfurt hier . . . Nun kommt Loder nach Berlin und schreibt mir vorher: wenn ich ihn den ersten Tag seiner Anwesenheit bei mir haben wolle, so wünsche er, n u r B e l a n n t e zu finden. Ich lasse ihm also nur ehemalige Tenenser, die Familien Hufeland und Fichte, Herrn A. W. Schlegel und dessen Frau, die gerade hier war, und die beiden Delbrücks, die er ausdrücklich genannt hatte, einladen. Gerade an dem Morgen besucht Herr Merkel mich wieder, und ich sage ihm scherzend: Wenn Sie nicht so ein giftiger Mensch wären, so könnte man Sie auch diesen Abend zum Essen bitten. Aber jetzt! Loder zu Ehren habe ich A. W. Schlegel und Fichte einladen lassen. — Oh, das schadet nichts, ich werde kommen. — Er kam, und nur er betrug sich ungesittet, ließ sich aber durch ein paar ernste Miene wieder in Ordnung bringen.“ Im Herbst habe er dann Merkel versehentlich noch einmal zusammen mit Schlegel und Fichte eingeladen. Merkel sei früh gegangen und habe auf der Straße einen Bekannten getroffen, dem er erzählt habe, er habe der Madame Sander so oft gesagt, sie solle ihn nicht mit ihren Hausaffen einladen, und nun sei er doch wieder bei ihr mit Fichte und Schlegel zusammengetroffen; er habe aber beim Weggehen erklärt, jetzt gehe er in eine Bierchenke, um doch wenigstens in vernünftige Gesellschaft zu kommen. — Zur Rede gestellt, habe Merkel klein beigegeben. Und dann bricht Sander ganz verzweifelt aus: „Es ist ein Unglück, daß dieses eitle Geschöpf je in mein Haus gekommen ist. Denn etwa vor zwei Jahren wurde meine Frau, nur ihm zum Poffen, eine Schlegelianerin, und nun bleibt sie das, wenigstens noch einigermaßen, um sich kein Dementi zu geben, denn daß sie eine w a h r e Anhängerin jener Herren sein könnte, ist bei ihrem hellen und freien Verstande gar nicht möglich.“ Damit ist die Rolle der Frau Sander klar beleuchtet, und die Sandersche Ehe tragödie der kommenden Jahre wetterleuchtet jetzt schon. Was hier auf einmal sich Luft macht, ist lange verhaltener Groll des Gatten, der seine Frau sich entgleiten sieht, und der nun einen Sündenbock sucht. Vielleicht ist es sogar möglich, daß das frühere so gute Verständnis zwischen Sophie Sander und Merkel die Grenzen des Liebesverhältnisses streifte, und daß in dem Widerwillen der Frau eine erotische Ambivalenz zutage tritt. Sander sagt selbst, daß Merkel seine Frau habe verführen wollen.

Merkel schimpft einstweilen auf den Freimütigen. In seinen Augen ist er ein schlechtes und charakterloses Blatt; er mißfällt, die Hofzirkel ausgenommen, allgemein. Mit Kogebue stehe er aber gut. „Man fürchtet und fettert mich“, bemerkt er selbstzufrieden. — Auch auf der Gegenseite beachtete man die Pläne genau. Karoline Schlegel, die ja auf der von Sander erwähnten Gesellschaft mit Merkel zusammentraf, berichtet darüber am 24. April 1802 an Julie Gotter: „Wir haben viel Spaß gehabt, unter anderm hat Merkel einmal neben mir bei einem Souper gegessen und mir die Cour gemacht.“ — Tiefen Eindruck

scheint er aber nicht auf sie gemacht zu haben, denn bald darauf schreibt sie: „Über den Huber (den Redakteur der Allgemeinen Zeitung) muß man ein Kreuz machen, denn er ist ans Kreuz geschlagen, denn er ist ein Schwächer. Er hält gewiß den Merkel für einen ernsthaften, unparteiischen Mann.“ Und entsprechend am 29. November: „Die neue würdige Allianz zwischen Kogebue und Merkel wird Dir doch nicht entgangen sein, auch der dicke Sander hat sich außerhalb der Neutralität erklärt. Es wird ein schöner Spaß in Berlin werden.“ Und wie man beim Geheimrat Goethe dachte, das erzählt sein Schwager Vulpius dem jungen Nicolaus Meyer: „Merkel und Kogebue haben sich in Berlin vereinigt, der literarischen Welt eine Brille aufzusetzen, und in einem eigenen Journale werden sie beweisen, daß Goethe gar kein Dichter ist, daß Merkel und Kogebue allein Kenner des Geschmacks sind, und daß Kogebue eigentlich Deutschlands einziger Dichter ist, wie er sein soll. — Übrigens hat sich bei uns ein großer Wind gelegt, seit Kogebue ihn nach Berlin mitgenommen hat, und Böttiger sitzt ganz still in der antiquarischen Ecke, um Volzen zu heizen für die beiden Duben der eleganten Gasse, soi disant der literarischen Welt.“

Die Vorgänge in Weimar, auf die der Rinaldini-Dichter in den letzten Sätzen anspielt, sind bekannt genug; Kogebue hatte versucht, sich in Weimar festzusetzen und auch in Goethes engeren Kreis zu kommen. Das hatte der kühl abgelehnt und dabei geäußert, es sei schwerer, in Weimars geistlichen Hof als in den weltlichen aufgenommen zu werden<sup>1)</sup>. Der verschupfte Kogebue hatte nun Schiller gegen Goethe ausspielen wollen und eine Schillerfeier vorbereitet, bei der im Weimarer Rathaus die Glocke dargestellt und Schillers Büste bekränzt werden sollte. Daraufhin hatte Goethe veranlaßt, daß weder die Büste, noch der Saal zur Verfügung gestellt wurde — sehr zur Freude Schillers, dem beim Gedanken an diese „Ehrung“ sehr schwül war —, und Kogebue war auf der ganzen Linie geschlagen. Jetzt kam Kogebues Rache. In einem der ersten Hefte des Freimütigen berichtet er schon eine Begebenheit, von der er „wünscht, sie sei nicht wahr“. In Weimar habe man den Ion von A. W. Schlegel gegeben. Das Stück sei ein Mißerfolg gewesen. Böttiger habe für das Journal des Luxus und der Moden eine abfällige Kritik geschrieben. Davon habe Goethe vor dem Abdruck erfahren und sich den Korrekturbogen holen lassen. Nachdem habe er verlangt, daß der Bogen ungedruckt bleibe und Vertuch gegenüber mit der Drohung, zum Herzog gehen zu wollen, seinen Willen durchgesetzt, auch zugleich verhindert, daß die Rezension in den deutschen Merkur komme. Der Kommentar Kogebues ist entsprechend bissig. Eine Woche später folgt der zweite Angriff. Friedrich Schlegels Schauspiel Marcos hatte in Weimar nicht gefallen. Nun wurde Goethes Verhalten bei der Aufführung geschildert. „Um mit Anstand ein gebührendes Klatschen zu bewirken, hat der Herr Direktor (nämlich Goethe) ungefähr in der Mitte des Parterre sich einen ausgezeichneten runden Sessel machen lassen, auf welchen er sich im Notfalle setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe streckt und so laut als möglich das Signal zum Klatschen gibt. Da nun der Herr Direktor zugleich in anderer Rücksicht bedeutenden Einfluß hat, so geben alle diejenigen wohl auf ihn acht, die jenen Einfluß scheuen . . .“ So komme es, daß nie im Weimarer Theater ein Stück ausgezischt werde, aber beim Marcos habe man dem Publikum doch zu viel geboten, „und in dieser höchsten Not vergaß man den runden Sessel samt dem, der darauf saß: durch ein lautes schallendes Gelächter machte das Publikum sich plötzlich Luft. Umsonst wandte der Herr Direktor sich ganz gegen das Publikum (Referent hat es selbst gesehen), umsonst gebot er mit zornigen Blicken

<sup>1)</sup> Goethe zeichnete ein Blatt, das ihn mit seinen Freunden in einer Halle darstellte. Draußen saß Kogebue in sehr drastischer Stellung, und darunter stand: Ach, könnt' ich doch nur dort hinein, gleich sollt's voll Stank und Unrat sein.

und lautem Zischen Ruhe (Fußnote: In einem gewissen Journal . . . heißt es, er habe gerufen: Man soll hier nicht lachen!), er mußte den Sturm austoben lassen, und erst nachdem die Tränen des Lachens getrocknet waren, neigte sich das Stück ruhig zum seligen Ende."

Zwischendurch kommt ein Bericht über A. W. Schlegels Vorlesungen, die dieser im Saale des Herrn Bölke in der Französischen Straße hält, und der mit dem Redner nicht sanft umgeht. Eine Hauptaktion bildet die triumphierende Mitteilung, die allgemeine Literatur-Zeitung siedle von Jena nach Halle über, und der König von Preußen habe ihr eine Unterstützung von 10 000 Talern bewilligt, wobei dann einige Worte über geistige Despotie in Weimar abfallen. Mit dieser Mitteilung hatte aber Kogebue in Wirklichkeit Goethe einen Gefallen getan, denn die Pläne waren längst nicht zur Reife gediehen. Jetzt konnte Goethe den Herausgeber Schütz stellen, und die Folge war der Entschluß, in Jena eine neue Literatur-Zeitung unter Goethes Oberleitung zu gründen.

Die Universität Jena ließ ihrerseits eine Erklärung gegen den Vorwurf der geistigen Tyrannei vom Stapel, erreichte damit aber nur eine boshafte Erklärung des Freimütigen, in der die Geschichte des Verbotes der Böttigerischen Rezension noch einmal breit ausgewalzt wurde. Auch Kogebues Streit mit Goethe, der dazu führte, daß Kogebue die „Deutschen Kleinstädter“ von der Weimarer Bühne zurückzog, weil Goethe Anspielungen auf Kogebues literarische Gegner streichen wollte, wird ausführlich berichtet.

Alle diese Angriffe kommen, wohlgemerkt, auf das Konto Kogebue. Kein Wunder, daß der hypochondrische Sander, der an ihm wer weiß was gewonnen zu haben glaubt, sehr bald den Geschmack verliert. Zunächst beschwert er sich noch bitter über Merkel, von dessen „Madotagen“ er sagt, er schäme sich, daß solches Zeug in Berlin ausgeläutet werde. Freilich habe er Talente. Im übrigen schein es, daß man ihn als Professor nach Halle berufen wolle. Dann kommen aber schnell die Beschwerden über Kogebue. Er, Sander, kümmere sich nicht mehr um den Freimütigen und wolle den Verlag nicht behalten. Trotzdem — der Absatz des Blattes sei unbegreiflich stark.

Hat die Art und Weise, in der Kogebue Goethe bekämpft, einen sehr hässlichen Charakter, so kann man von Merkel, der von Oktober 1803 an den Kampf fortführt, einen gleich starken Ausdruck nicht gebrauchen. Kogebue greift an, obwohl er die Größe des Gegners begreift, Merkel glaubt e h r l i c h, Schwächen eines großen Mannes zu sehen. Kogebue, dessen gesellschaftliche Position in Berlin durch eine Unvorsichtigkeit erschüttert war, und der seine Frau verloren hatte, ging im Herbst nach Paris, von wo er eifrig Briefe schrieb. Inzwischen war in Berlin ein neues anonymes Pamphlet gegen Goethe und die Schlegel erschienen, das wohl das Größte darstellt, was je gegen Goethe erschienen ist. Es hieß: „Erpektionen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorpiel zum Marcos“, knüpfte also an den im Freimütigen erwähnten Vorfall bei der Aufführung des Schlegelschen Stückes an. Der Schauplatz ist ein Saal, mit Wäldern geziert, die Spazier besorgt hat, eine Anspielung auf den geschilderten Reinsfall der Zeitung für die elegante Welt. Goethe der Große sitzt auf einem Throne und murmelt:

„Ich bin doch ein erstaunlich großer Mann!  
In meinem Hause zweifelt keiner daran.  
Daß ich der größte Dichter auf Erden sei,  
Ist nun einmal meine Liebhaberei,  
Und dazu halt ich mir ein paar Jungen,  
Daß es mir täglich wird vorgesungen,  
Die bekommen zum süßen Lohn  
Meine allerhöchste Protektion,

Dürfen der Welt ein Rübchen schaben  
 Und sie mit Floskeln zum besten haben,  
 Dürfen von Kunst wie die Elstern schwätzen,  
 Vor Eigenliebe wie Frösche zerplätzen,  
 Dürfen an Wielands Ruhme nagen  
 Wie ein paar ausgehungerte Katzen,  
 Dürfen dem Voltaire Schipröchen schlagen  
 Und den Euripides zertragen,  
 Dürfen ihre Zoten zu Märkte tragen  
 Wie geile Böcke oder Späßen,  
 Dürfen wie Esel nach Löwen schlagen,  
 Reck jeden Ruhm aus unsern Tagen  
 Anhauchen wie die wilden Katzen,  
 Ja, kurz, sie mögen voll Inkonsequenz  
 All' Unsinn, Eigenlob, Impertinenz  
 In ihren Magazinen aufspeichern,  
 Wenn sie nur mich — nur mich beräuchern!" —

Der „Kleine Falk“ meldet A. W. Schlegel den Wütenden und Fr. Schlegel den Rasenden als ein paar „tüchtige Räucherpfannen“, die Goethe begrüßen:

„Du reine poetische Poesie,  
 Du Poesie der Poesie.  
 Hier nakt sich dein getreues Vieh,  
 Dem deine Hoheit Schutz verlieh.“

Goethe antwortet und spuckt aus. Die drei geraten sich in die Haare, wer das Gespuckte auflecken darf, aber Falk bleibt Sieger. Nun läßt Goethe die Schlegel zum Essen ein und erzählt, was er ihnen vorsezen will:

„Jetzt aber hab ich eine Tracht  
 Der leckersten Schüsseln euch zugebracht,  
 Und will euch dermaßen traktieren,  
 Daß ihr euch sollt gesättigt verspüren.  
 Seht, aufgetragen wird soeben:  
 Ein gebratener Wieland den Anfang macht,  
 Ein gefroster Böttiger steht daneben,  
 Ein Haschee von Kogebue gehört zur zweiten Tracht.  
 Ein eingepökelter Lafontaine  
 Und Collins Regulus noch ganz frisch,  
 Auch seht ihr dort für eure Zähne  
 Einen gesalznen Merkel auf dem Tisch.  
 Ich weiß, es sind eure Lieblingschüsseln,  
 So laß es euch wohl gedeihn Hygiea!  
 Zum Nachtißch liefr' ich euren Küßeln  
 Noch eine fritassierte Abrastca.  
 Ihr seht, ich lasse braten und sieden,  
 Denn unter euch schwillt mir der Kamm.  
 Hier, zum Getränk sei euch beschieden  
 Türkscher Fusel und Bernhardtischer Schlamm.

(Er setzt sich zur Tafel.)

Ihr, ihr fremden Ruhms gedungene Mörder,  
 Nehmt Platz, ich bitte, langet zu!  
 Beliebt euch etwa ein Stückchen Herder?  
 Oder eine Portion von Kogebue?  
 Eßt nach Gefallen mit frischer Semmel,

---

Ober tunkt den Brocken in eigen Gift,  
Den man stets bei euch, ihr Neidhämmer,  
Im Bläschen unter der Zunge trifft."

August Wilhelm erzählt dann von seinen Vorlesungen:

"Sie müssen es glauben, besonders die Damen,  
Die sollen mich auf dem Katheder sehn,  
Mich preisen und kein Wort verstehen;  
Die werden haufenweis zu mir rennen,  
Mit Cicisbees und Ridikülen  
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,  
Damit sie nachher sagen können:  
Als das Kollegium ward gelesen,  
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen,  
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,  
Hab ich lernen auf Wieland schimpfen  
Und die Göttinger verunglimpfen,  
Und über Virgil die Nase rümpfen;  
Die ganze Ästhetik in einer Nuß  
Kostet mich nur zwei Friedrichsdor,  
Dabei hab ich meinen schönen Fuß  
Gezeigt der ganzen Versammlung vor,  
Und mein elegantes Negligé  
Ist auch nebenher bewundert worden.  
Was nun gedruckt wird in Süden und Norden,  
Das kritisier' ich an der Spree,  
Nach dem echten kritischen Maßstab,  
Bei dem es immer sehr viel Spaß gab."

Friedrich entwickelt seine Pläne, auch Falk gibt guten Rat, und Goethe ist mit allem einverstanden:

"Ja, dieser Rat uns wohl gefällt.  
Wohlan, meine Söhne, vollbringet das.  
Man muß den Leuten das Judizium schärfen,  
Nebenher könnt ihr auch schleudern und werfen  
Mir an den Kopf das Wehrauchfaß.  
Der Dampf verbunkle immerhin  
Das Sonnenlicht,  
Ich, der ich dran gewöhnet bin,  
Ersticke nicht.  
Doch durch Kollegien allein  
(Wenngleich durch Freibilletts gefüllt)  
Mein Durst nach Ehre nicht wird gestillt,  
Es muß auch gedruckt zu lesen sein."

Doch August Wilhelm hat Bedenken:

"Ja, mit dem Drucken ist es schon schlimmer  
Als mit dem neugierigen Frauenzimmer,  
Immer seltner werden die Verleger,  
Im Drucken und Zahlen immer träger,  
Sie sprechen alle, man woll' uns nicht kaufen;  
Selbst unser neuer Almanach,  
Wo wir so christlich beten und taufen,  
Dem Jacob Böhm die Federn ausraufen,  
Und jedem Heiligen nachlaufen,

Liegt da wie Blei — o Weh und Ach!  
 Wir möchten pläzen vor Ungebuld!  
 Wir schreien vergebens und schimpfen uns heisch;  
 Daran ist unter andern der Merkel schuld,  
 Der ist uns ein spitziger Pfahl ins Fleisch.  
 Zwar haben wir ein miserables Sonett  
 Mit allerlei Wortspiel auf ihn gemacht,  
 Doch werden wir mager, und er bleibt fett,  
 Und hat uns obendrein ausgelacht.“

Auch Friedrich Schlegel hat Bedenken, doch Goethe lehnt sie ab:

„Was wollen die Hunde mich necken und schrauben?  
 Ich sage 's ist gut, sie müßens glauben,  
 Ich geb' es von mir, sie müssen es lecken,  
 Und muß ihnen wie Ambrosia schmecken,  
 Ich verkaufe die Raze für einen Luchsen,  
 Sie müssen sie kaufen und dürfen nicht muclsen.  
 Kenn' ich etwa nicht das Publikum!  
 Es ist geduldig, fromm und dumm,  
 Mit eignem Urteil befaßt sichs nicht,  
 Schnattert nach, was ein anderer spricht.  
 Schreit nur immer mit großem Geschrei,  
 Daß ich der größte Dichter sei,  
 Und jedes Wort aus meinem Munde  
 In die Ewigkeit fahre zur selben Stunde;  
 Dann stehen sie alle mit offnem Maul,  
 Denn selber zu prüfen sind sie zu faul,  
 Da stehn sie gehorsam jederzeit  
 Und gaffen mir nach in die Ewigkeit,  
 Und ich — auf Erden das achte Wunder —  
 Hoffiere vornehm auf sie herunter.  
 Will das nicht helfen, so haben wir ja  
 Die Literatur-Zeitung in Jena,  
 Die seift mir den Bart mit dicker Seife,  
 Denn die muß singen wie ich pfeife,  
 Sonst soll der Teufel den Hals ihr brechen!  
 Wir haben ein großes Wort zu sprechen.“

Falk spricht von der Verlegung der Literatur-Zeitung, und Goethe muß bekennen, daß man vor ihm leider nur zwei Meilen in der Runde zittert. Nun kommt die kassierte Rezension des Ion zur Sprache, Kogebues Theatererfolge, die Ehrenpforte, das Triolett, die Änderungen in den „Deutschen Kleinstädtern“, Goethes „Götter, Helden und Wieland“, seine frühere Abneigung gegen Schiller und die Schlegel, und schließlich erklärt Goethe, Kogebue solle zu Gnaden angenommen sein, wenn auch er ihm räuchern wolle. A. W. Schlegel will ihn aber lieber vertilgen, damit nur ihre Poesie das Publikum blende:

„Drum, lieber Gott! vertilge du  
 Mit Feuer und Schwert, durch Gift und Pest,  
 Was sich nicht imponieren läßt;  
 Besonders den verwegnen Kogebue,  
 Zerflöre sein verdammtes Glück,  
 Ehe vor Neid wir alle bersten,  
 Und send' ihn auf dreihundert Wersten  
 Flugs nach Sibirien zurück!

Uns alle und unsern großen Götzen  
Wollest du überhäufen mit Schätzen,  
Auch das Publikum in Aem setzen,  
Daß wir nicht mehr allein uns ergötzen  
In unserm Marcos oder Ion!  
Kyrie, Eleison!"

Schließlich ist noch vom Marcos die Rede. Friedrich Schlegel hat Bedenken, ob er Erfolg haben werde, aber Goethe beruhigt ihn.

Falk:

„Wenn sie nun aber nicht klatschen wollen?“

Goethe:

„So ist der Kamm mir hochrot geschwollen!  
Dann hab ich so meine eigne Manier,  
Wie ichs erzwinge ohne Bitte;  
Ich setze mich nämlich in ihre Mitte  
Und hebe die Hände wie ein Panier,  
Und klatsche so lange mit komischer Wut,  
Und klatsche die Hände mir wund bis aufs Blut,  
Und schaue umher mit grimmiigen Gebärden,  
Bis sie furchtsam oder barmherzig werden;  
Dann stehn endlich zwei oder drei  
In meinen höchsten Nöten mir bei,  
Und klatschen ein wenig unter Leitung;  
Dann wird gedruckt in der eleganten Zeitung:  
Infarktus hat den Weimaranern allen  
Ganz außerordentlich gefallen!“

Friedrich bedankt sich:

„Nun wohl, so sei zum lebendigen Leben  
Dies reine Nachwerk dir übergeben;  
Befehl' es mit deinem allmächtigen Hauch,  
So will ich dir streicheln den schwellenden Bauch.“

Goethe:

„So bleiben wir euch in Gnaden gewogen!  
Es werde die Welt, wie immer, betrogen,  
Und ihr Getreuen wohl Achtung gebt,  
Daß ihr stets schimpfend, grob und hüzig  
Nur mich und wiederum mich erhebt,  
Und zwar, wo möglich, mitunter wüzig.  
Zwar habt ihr wenig Wiß in bonis,  
Doch zeugt mir auch ein saftig Sonett;  
Drum räuchert nur, den adulationis  
Bonus odor ex re qualibet.“

Dann schlummert Goethe, indem die Brüder räuchern, ein und träumt, er sei zum Papst erwählt. Er lächelt und schnarcht. U. W. Schlegel setzt die Melodie seines Schnarchens sogleich in Noten und preist es der Welt als rein musikalische Musik und als Musik der Musik. Friedrich nimmt es als Ouvertüre für sein Stück. Und der kleine Falk „nimmt den Augenblick wahr, wo Goethe schläft, und redet über entsetzlich viele Dinge entsetzlich viel“.

Der Skandal, den der neue Marcos machte, war kaum minder stark als der, den vor Jahren Kogebues Pamphlet „Dr. Wahrheit mit der eisernen Stirn“ gemacht hatte. Das Stück ist von einem verruchten, bössartigen Wiß, voll

von Gift und Galle. Daß man auf Kogebue als den Verfasser riet, lag nahe, er selbst aber versuchte zu leugnen, mußte aber freilich in einer gewundenen Erklärung zugeben, daß irgend welche Zusammenhänge zwischen den Expektorationen und ihm beständen. Der Buchhändler Quien hatte offen erzählt, daß Kogebue der Verfasser sei. Nunmehr veranlaßte Kogebue ihn, öffentlich zu erklären, daß er das Manuskript nicht aus seinen Händen empfangen habe. Auf diese Erklärung hat sich auch Kogebue noch 1812 in der „Grille“ öffentlich berufen, und sein Sohn W. von Kogebue, der 1881 eine Art Ehrenrettung seines Vaters in „Urteilen seiner Zeitgenossen und der Gegenwart“ zusammenstellte — er bringt darin eine kurose Zusammenstellung der Kogebueschen Stücke nach ihrem moralischen Wert, nämlich 163, die den Vorwurf der Immoralität nicht rechtfertigen, 43 Stücke mit zweideutigen, gewagten Situationen und dergleichen und 5 mit unmoralischer Tendenz, macht zusammen 211 (!) Bühnenwerke —, nimmt es für gewiß, daß das Schimpfspiel nicht von ihm herrührt. Auch der Goetheforscher Woldemar v. Wiedermann, der eine ausgezeichnete Arbeit über Goethe und Kogebue geliefert hat, erwähnt nur das Gerücht, das ihn als Verfasser nennt. Demgegenüber bezeugt Sander in einem Brief an Böttiger, daß er das Manuskript bei Quien eingesehen, die Handschrift verglichen und festgestellt habe, daß es die Kogebues sei. Auch Merkel läßt in einem Artikel seiner Zeitung für Literatur und Kunst (1811 Nr. 21) keinen Zweifel, daß er von der Autorschaft seines Kollegen überzeugt ist. Und schließlich bedarf es nur einer Vergleichung zwischen den Angriffen im Freimütigen und den einzelnen Stellen des Pamphletes, um zu der Überzeugung zu kommen, daß Kogebue sicher der Verfasser ist.

Den massiven Angriffen im ersten Jahrgang des Freimütigen und in den Expektorationen gegenüber ist das, was Merkel gegen die literarischen Feinde veröffentlichte, eigentlich nur Kleinkrieg, freilich oft genug überheblich und boshaft, aber doch nie so bössartig. Schließlich war auch einmal Schillers Kabale und Liebe in der Vossischen Zeitung mit folgenden Worten verrissen worden: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann? . . . Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes, affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechet, und voll krassen, pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimathias durchlesen kann und mag, der prüfe selbst!“ Und der Verfasser dieser Rezension war kein Geringerer als R. Ph. Moritz, der Verfasser des Anton Reiser! — Am schlimmsten ist wohl im Freimütigen unter Merckels Leitung ein Artikel „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutsch versteht“, aber der ist wieder von Kogebue, der sich über den Epilog zu Schillers Glocke hermacht und ihn nach bester Bedemessermanier behandelt. Über die erste Darstellung des Epilogs zu Schillers Glocke bei Schillers Gedächtnisfeier im Lauchstedter Theater hatte das Blatt schon vorher einen abfälligen Bericht gebracht. Merckels Stellung läßt sich etwa mit folgenden, 1805 über Goethe geschriebenen Worten umreißen: „Es lassen sich auf dem Felde der Schriftstellerei zwar wichtigere Verdienste erwerben, als die seinigen sind; aber auch diese sind nicht verächtlich. Wir besitzen von ihm etwa ein Viertelhundert gelungener Gedichte, ein Duzend Dramen, von denen sich ein paar jährlich einmal, ohne einzuschlafen, ansehen lassen, ein nicht ganz schlechtes episches Gedicht, ein paar Romane, die beide berühmt sind, und von denen der eine auch gut ist — und ungefähr fünf bis sechs in verschiedenen Schriften zerstreute gesunde Gedanken über schöne Kunst.“ Das ist dumm, borniert, anmaßend, töricht, albern, aber nicht gemein und übel wie etwa der neue Marcos.

Wie reagierte nun Weimar auf solche Angriffe? Die Briefe an ein Frauenzimmer sowohl wie den Freimütigen besorgte Böttiger an die Herzogin Anna Amalia. Die aber fand keinen Gefallen an dem Blatte. Charlotte von Stein schreibt am 26. Januar 1803 an Knebel: „(die Herzogin) erzählte mir mit Abscheu einige Artikel aus dem Freimütigen. Er ist ein Kogebuesches Journal, welches mir aber unbekannt war . . . Sollte nicht unser Freund Goethe durch seine unglücklichen Fentien diesen Geist, sich alles zu erlauben, ein wenig angefacht haben? Auch hat man den Kogebue hier etwas unhold behandelt.“ Schiller soll, als er einige Tage vor seinem Tode ein Blatt davon liegen sah, es haben wegtragen lassen, um in Wahrheit sagen zu können, er habe es nie gesehen. Er erwähnt Merckels Namen auch nur einmal in einem Briefe an Lotte, in dem er bei Gelegenheit der Tell-Aufführung in Berlin sagt, daß selbst Merkel, der immer mit ihm im Streite lag, das Schauspiel mit vollen Backen angekündigt habe.

Goethe dagegen fühlte sich empfindlich verletzt. Er hat freilich nie etwas gegen das Treiben veröffentlicht, und vielleicht hat das die Angreifer am meisten gereizt. Aber dafür, daß er die Stiche empfand, haben wir aus späterer Zeit und aus dem Nachlasse Zeugnisse in Menge. Daß er nicht antworten wollte, zeigt ein Brief von Christiane an Nicolaus Meyer: „Unsere lieben Geheimen Rat beurteilen Sie ganz recht, wenn Sie überzeugt sind, daß er zu den Kogebueschen Ausfällen schweigen wird.“ Das Schweigen löste sich erst später, als er die Angriffe verwunden hatte. Eine ganz deutliche Wendung gegen Merckels Argumente, zugleich ein Zeugnis für dessen tatsächlichen Einfluß, enthält folgende Stelle in den *Maximen und Reflexionen über Literatur und Ethik*: „Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sei einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen.“ Und mit ähnlichen Worten schreibt er 1822 in der *Geneigten Teilnahme an den Wanderjahren*: „In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will. Sie stellen sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer in Literaturkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Schein von Liberalität auszuüben schien. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.“

Von Gedichten, die zu Goethes Lebzeiten veröffentlicht sind, wendet sich nur eine Stelle gegen diese und andere Angriffe, — folgende Strophe im *Westfälischen Divan*:

„Wohl, Herr Knitterer, er kann sich  
Mit Zersplitterer vereinen  
Und Verwitterer, alsdann sich  
Allenfalls der Beste scheinen.“

Aber auch hier ist der Gegenangriff unverständlich; er wird es erst, seit wir wissen, daß die Stelle ursprünglich lautete:

„Und das Morgenblatt, es kann sich  
Mit Freimütigem vereinen,  
Und die Elegante dann sich  
Allenfalls die Beste scheinen.“

Sein Groll richtet sich also nicht allein gegen den Freimütigen, sondern auch gegen andere Journale. Entsprechend äußert er sich am 14. Dezember 1808 zum Kanzler von Müller: „Ein Volk, das ein Morgenblatt, eine elegante Zeitung,

einen Freimütigen hat und Leser dazu, ist schon wie verloren.“ Ausführlicher noch hat er sich gegenüber Fernow 1807, also nachdem Merkel Deutschland hatte verlassen müssen, ausgesprochen; Fernow berichtet: „Ich kam zufällig mit Goethe auf das Journal- und Zeitungswesen unseres Vaterlandes zu sprechen. Sie wissen, wie Goethe von jeher über die Neuigkeitskrämerei der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indigniert über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar in einigen Zeitungen gestanden haben. Er sagte mir, er habe deshalb auch sehr ernstlich an . . . geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifrigste zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geflatsche der Müßiggänger, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. Oktober müsse kein Freimütiger mehr existieren . . . Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachtheilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben können, die Achtung für unsere Kultur und für unser geistiges Streben, wovon sie jetzt als Augenzeugen genauer und besser unterrichtet werden können, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Kultur und Männer, welche als tätige Beförderer derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung haben könnten, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um so weniger ehren werde, wenn wir uns selbst so wenig ehren und achten, daß wir nichts Besseres zu tun wissen, als vor seinen Augen unsere Blößen aufzudecken. Besonders müsse Weimar und diejenigen in Weimar, welche zum Teil dazu beigetragen, auch selbst in den Augen der Franzosen unsere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rücksicht behandelt werden, um so mehr, da der Kaiser Napoleon selbst auf Weimar aufmerksam geworden, so daß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn Weimar auch in Deutschland selbst wegen seiner höheren Bildung in demselben Ansehen stehe, wie bei den französischen Gelehrten.“

Das einzige Zeichen, daß man in Weimar Mißbehagen empfand, war eine diplomatische Beschwerde im Mai 1805, die der russische Gesandte Mopäus als Sachwalter der Großfürstin erhob, und in der er ersuchte, den Freimütigen zu veranlassen, möglichst wenig über den Weimarer Hof zu bringen. Man kann annehmen, daß Goethe mit dieser Aktion auf Umwegen, deren Akten im Berliner Staatsarchiv liegen, zu tun hatte, beweisen läßt es sich nicht. Eine spätere Beschwerde der weimarischen Regierung im Juni 1806 knüpft an einen ganz konkreten Fall an und hat mit den literarischen Zänkereien nichts zu tun.

Wie Goethe seinen Ärger abreagierte, zeigt vielmehr seine Äußerung gegenüber Eckermann vom 16. Mai 1818: Er (Goethe) amüsierte sich an der Erinnerung seiner Streitigkeiten mit Kogebue und Konsorten und rezitierte einige sehr bissige Epigramme gegen den ersteren, die übrigens mehr spaßhaft als verlegend waren. Ich fragte ihn, warum er sie nicht in seine Werke aufgenommen. „Ich habe eine ganze Sammlung solcher Gedichtchen,“ erwiderte Goethe, „die ich geheim halte und nur gelegentlich den vertrautesten meiner Freunde zeige. Es war dies die e i n z i g e u n s c h u l d i g e W a f f e, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote stand. Ich machte mir dadurch im stillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwillens, das ich sonst gegen die öffentlichen und oft boshaften Håleleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müssen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir also persönlich einen

---

wesentlichen Dienst geleistet. Aber ich will nicht das Publikum mit meinen Privathändeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verlegen. In späterer Zeit wird sich jedoch davon dies oder jenes ganz ohne Bedenken mittheilen lassen."

Diese Goetheschen Stachelverse sind in den „Invektiven“ erhalten. Den Hauptgroll erfahren darin Kogebue und Böttiger, der Freund Ubique. Immerhin wird auch Merkel nicht zu knapp bedacht. Das älteste der Gedichte dürfte „Der neue Alcinous“ sein, der etwa um 1802 entstanden ist. Kogebue hatte von dem Mediziner Loder einen Garten in Jena gekauft. Daß man dort kugelte, ist auch sonst überliefert.

## Der neue Alcinous

### Erster Teil

Laßt mir die Phäaken schlafen,  
Jene alten, jene fernern!  
Freunde, kommt in meinen Garten,  
Den gefühlten, den modernen!

Freilich nicht vom besten Boden;  
Doch in allerschönster Richtung,  
Nächst an Jena gegen Weimar,  
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes Zweigen  
Und geschenkten Bäumen leben;  
Doch zu ganz gewisser Nührung  
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Loter  
An der dumpfen Mauer ranzet,  
Hat daher der gute Loder  
Lebensbäume hingepflanzet.

Der einst gerne Geld vergeudet,  
Der Direktor Graf von Soden,  
Schickt für jedes Stück mir vierzehn  
Stämmchen aus dem besten Boden.

Ob sie alle wie in Franken  
Und bei Siedler, neu bekleiben,  
Wird sich finden; wenn sie darren,  
Werd ich neue Stücke schreiben.

Hier an diesem Wege stehen  
Die Verleger miteinander:  
Diese Rispeln pflanzte Kummer,  
Diesen Korfbaum schickte Sander.

Sollte dieser Korf nun freilich  
Wie der Geber sich verdicken,  
Mögen Enkel und Urenkel  
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir versprochen,  
Der scharmante kleine Merkel,  
Und nun sind es Schlehen worden:  
Meine Kinder, sind sie Ferkel?

Hahnebutter wählte Bött'ger,  
Aus Pomonens bunten Kindern;  
Leidlich schmecken sie durchfröstet,  
Doch sie krazen mich am H . . .

Kammerkätschen, Kammermäuschen  
Stifteten die schönsten Nelken,  
Wieland gab ein Lorbeerreischen,  
Doch es will bei mir verwelken.

Haselstauden will die Gräfin  
Mir ein ganzes Wäldchen schenken,  
Und sooft ich Nüsse knacke,  
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Liefurts Zauberhainen  
Seh ich manches Reis mit Freuden;  
Doch um einen Lilienstengel  
Will man mich besonders neiden.

Und so pflanzten sie mit Eifer,  
Nah und ferne, gute Seelen,  
Und der Magistrat zu Raumburg  
Lief es nicht an Kirichen fehlen.

#### Zweiter Teil

Wenn ich nun im holden Haine  
Unter meinen Freunden wandle,  
Mögens meine Feinde haben,  
Die als Regel ich behandle.

Kommt mir her, geliebte Freunde!  
Laßt uns schleudern, laßt uns schieben;  
Seht nur, es ist jedem Regel  
Auch sein Name angeschrieben.

Dort den Procerem der Mitte  
Lauft ich mir zu Vater Ranten,  
Hüben Fichte, drüben Schelling  
Als die nächsten Geistsverwandten.

Braun steht hinten in dem Grunde,  
Röschland aber trugt mir vorne,  
Und besonders diesen legten  
Hab ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels und die Tiecke  
Sollen durcheinander stürzen  
Und durch ihre Wurzelbäume  
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb ich Holz, da wird gejubelt:  
Dreie! Fünfe! Sechse! Neune!  
Zimmer stürz' ich meine Feinde  
Über ihre steifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel  
Sie verdienen ewige Hölle,  
Setzt sie der behende Junge  
Zimmer wieder auf die Stelle.

---

Und so stürzen meine Feinde  
Durch des Arms Geschick und Stärke;  
Darum nann' ich auch die Kugeln  
Nach den Namen meiner Werke.

Eine heißt „Die Sucht zu glänzen“,  
Und dann steigt es immer höher:  
Das „Jahrhundert“ nann' ich eine,  
Eine den „Hyperboreer“!

Wie Alcinous behaglich  
Könnst ich mich auf Rosen betten;  
Doch das Weimarsche Theater  
Schickt mir mit dem Westwind Kletten.

Und das Unkraut wächst behende,  
Und aus jedem Distelkopfe  
Seh ich eine Maske blicken;  
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel schickt mir einen Voten.  
Doch ich schweige, laß ihn warten;  
Weiter geh ich, und er folgt mir  
Gar bescheiden durch den Garten.

Und wie jener röm'sche König  
Sich den höchsten Mohn erlesen,  
Also fahr ich mit der Gerte  
In das schöne Distelwesen.

Alle die verdammten Köpfe,  
Die so frech herübergucken,  
Sollen gleich vor meinen Hieben  
Fallen oder niederducken.

Und der Vote merkt verwundert  
Mein geheimnisvolles Handeln,  
Geht und meldet's meinem Freunde;  
Dieser fängt nun an zu handeln.

Und so glänzen wir mit Ehren  
Unter allen krit'schen Mächten:  
Die Verständ'gen, die Bescheid'nen  
Und besonders die Gerechten.

Den überlegensten Humor atmen die Verse, die die posthume Überschrift  
„Ultimatum“ tragen:

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr,  
Gesund und froh, wie ich meistens war;  
Merkel, Spazier und Kogebue  
Hätten auch so lange keine Ruh,  
Nüßstens kollegialisch treiben,  
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.  
Das würde nun fürs nächste Leben  
Sechshunddreißigtausendfünfhundert geben,  
Und bei der schönen runden Zahl  
Rechn' ich die Schalttag' nicht einmal.  
Gern würd' ich dieses holde Wesen  
Zu Abend auf dem Nachstuhl lesen,

Gute Worte, gelind' Papier  
Nach Würdigkeit bedienen hier;  
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,  
In Gottes Namen mich aufs Dhr.

Auf Merkel, Kogebue und Böttiger bezieht man auch allgemein folgende Strophen:

### Triumvirat

Den Gott der Puschereien zu begrüßen,  
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:  
Laß uns, mein Teurer, aneinander hangen  
Wie Klett' und Kleid! Pedanten mag's verdrießen.

Wir ruhen bald von unsrer einz'gen süßen  
Planlosen Arbeit mit genährten Wangen;  
Wenn Dilettanten-Skizzen einzig prangen,  
Sei ernste Kunst ins Fabelreich gewiesen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;  
Der rühmt sich selbst, den preiset ein Verlacher,  
Der gleiche den, der Pöbel einen dritten;

Doch fehlt im Ganzen noch ein Räbelsführer,  
Ein unermülich unverschämter Pracher  
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Überall, in Tag- und Monatstempeln  
Den Lumpenbrei der Puschler und der Schmierer  
Mit „B + r“ zum Meisterwerk zu stempeln.

Ob diese Verse aber wirklich auch Merkel meinen, scheint mir zweifelhaft, denn „Genius der Zeit“ ist der Titel der Zeitschrift des Kammerherrn von Hennings. Aus viel späteren Jahren sind dann die letzten Verse:

„Verwandte sind sie von Natur,  
Der Frischling und das Ferkel;  
So ist Herr Menzel endlich nur  
Ein potenziertter Merkel.“

Die Bedeutung der Gegnerschaft gegen Goethe erforderte es, diese Streitigkeiten aus der allgemeinen Darstellung der Schicksale des Freimütigen herauszuschälen und für sich zu entwickeln.

Ich muß nun zum Jahre 1803 zurückkehren, zu dem Zeitpunkt, als Merkel von der Herausgabe des Freimütigen zurückgetreten war. Die Stellung, die er durch die Tätigkeit für die Spenersche Zeitung einnahm, war stark genug, um Merkel den Rücktritt nicht schmerzlich empfinden zu lassen. Dazu kam dann sein eigenes Blatt „Ernst und Scherz“, das am 7. Juni zum erstenmal erschien. Es ist mir leider nicht gelungen, das Blatt aufzutreiben, aber es dürfte sich im allgemeinen kaum vom Freimütigen, wie ihn Merkel ausgestaltete, unterscheiden haben. Von Oktober an übernimmt er auch die Leitung des Freimütigen und die doppelte, ja zeitweise dreifache redaktionelle Tätigkeit steigert seine tatsächliche kritische Macht noch bedeutend. Von jetzt ab bis zum Zusammenbruch des alten Preußen stellt Merkel einen berlinischen Literaturpapst im Miniaturformat dar, dessen Unfehlbarkeit freilich stark umstritten war. Der Hauptwiderstand kam von Leipzig, wo die Zeitung für die elegante Welt einen erbitterten Kampf gegen ihn führte. Der Zwist begann schon früh. Noch in der Spenerschen Zeitung setzt Merkel sich gegen Spazier zur Wehr, immer wieder die alte Taktik gebrauchend, ja sogar sich erbietend,

Angriffe gegen ihn, die anderweit nicht untergebracht werden können, selbst zu drucken. Das Jahr 1803 ist das schlimmste. Hier findet sich im Inhaltsverzeichnis der Zeitung für die elegante Welt eine besondere Rubrik mit 25 Beiträgen „Ernst- und scherzhafte Tendenzen gegen den Freimütigen“, von dem ein Epigramm zweideutig behauptet:

Il veüt donc cinq fois par semaine  
Aller a la postérité!

Ein langer Brief eines Frauenzimmers, der vielleicht mit Anspielung auf Frau Sander Sophie unterzeichnet ist, wendet sich gegen Merkel als Verfasser der Frauenzimmerbriefe. Und ein anderes Epigramm meint:

„Mit Doktor M—I ist es eigen,  
Dem Bandwurm gleich ist sein Genie,  
Er schreibt und schreibt und endet nie,  
Es müßte denn der Kopf sich zeigen.“

Natürlich melden sich die Schriftsteller, die von ihm schlecht behandelt sind, im redaktionellen und im Anzeigenteil zum Wort. Wir erfahren auch, daß ein Herr R. G. Schelle ein Buch „Garlieb Merkel als Schriftsteller, Kritiker usw. vor das Forum der Kritik, Philosophie und Kunst gezogen“ geschrieben hat, aber gegen Ende des Jahres scheint man auf beiden Seiten des Streitens überdrüssig zu sein, denn Spazier erklärt, keine Angriffe mehr bringen zu wollen. Er hält freilich nicht Wort, dann nach einigen Monaten geht der Zanf aufs neue los. Merkel hat sich irgendwie über Spaziers Neuwiedischen Hofrathstitel mokiert. Der fühlt sich gekränkt und versucht, Merkel bei der Zensur wegen Beleidigung des Fürsten von Neuwied anzuschwärzen. Im Oktober übernimmt ein anderer den Kampf, August Klingemann<sup>1)</sup>, der auch der (bisher nicht identifizierte) Verfasser eines Pamphletes gegen den Freimütigen ist, aus dem die Zeitung für die elegante Welt einen Vorabdruck mit seinem Namen bringt. Das Pamphlet selbst ist anonym erschienen: „Freimütigkeiten. Ein Seitenstück zu den Erpektorationen und zugleich ein blöder Mitbewerber um den von Herrn v. Kogebue ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel. Abdera.“ Merkel tritt darin als Theobald, ein Kritikus, und Kogebue als Hilarius, der berühmteste Dichter, auf. Es ist nach dem Muster des Gesselfelten Raters gearbeitet; die Zuschauer spielen auch hier mit. Das Stück beginnt mit einer Anspielung auf das Schlegelsche Sonett. Theobald hat Apoll und Amor gefangen. Er steckt sie in moderne Kleider, aber Amors Pfeile stören alle Pläne. Apoll bricht in antiker Nacktheit herein und plagt Kogebues Klärchen, das nach dem Muster Daphnes in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. Der Harlekin beschließt das Stück mit einem Epilog; übrigens ist um diese Zeit auch ein ebenfalls gegen Kogebue und Merkel gerichtetes Stück „Der Freimütige. Trauerspiel in zwei Aufzügen. In Versen a la Gürtel“ erschienen, das ich nicht habe aufreiben können.

Spazier scheint aber letzten Endes keine Freude mehr an den Katzbalgereien mit dem Freimütigen gehabt zu haben, denn kurz vor seinem Tode im Januar 1805 läßt er Merkel um Verzeihung bitten. Der Verbreitung des Blattes

<sup>1)</sup> August Klingemann, Braunschweiger, 1777—1831, trat als Student in Jena in die Gefolgschaft Fichtes, Schellings und A. W. Schlegels. 1796 erscheint sein Roman Bildgraf Eckard v. d. Wölpe, dem eine Menge anderer Romane und Dramen folgen (dabei ein Faust), die ihrer Zeit große Erfolge hatten. Früh beginnt sein Interesse für die Bühne, zu der er später ganz als Regisseur und Direktor tritt. Er ist der Gründer und erste Leiter des Braunschweiger Hoftheaters, auf dem er freilich auf Anregung des Herzogs Karl II., des „Diamantenherzogs“, zuerst Goethes Faust auf die Bretter bringt.

hat der Zank nicht geschadet. Im Juli 1804 berichtet Merkel Böttiger, daß die Auflagen zweitausend Exemplare betragen, eine für jene Zeit unverhältnismäßig große Zahl, die sich später noch steigerte, vor allem, als das Blatt anfang, politischen Charakter anzunehmen.

Bei der intensiven Tätigkeit für den *Freimütigen* konnte Merkel der *Spenerischen Zeitung* nicht mehr die gleiche Arbeit widmen. Er befiel sich nur noch die Oberaufsicht vor, die eigentliche Arbeit, auch die Theaterkritik, übernahm Julius v. Voß. Übrigens wird der Umfang des literarischen Artikels in der *Spenerischen Zeitung* in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 eingeschränkt.

Was Merkel in der *Spener* angestrebt hatte, das übertrug er in erhöhtem Maße auf den *Freimütigen*, unter viel kräftigerer Betonung des Artikelteiles. Der *Freimütige* übernahm von den alten Literaturzeitungen den Kritikenteil, der auch weiterhin eine bedeutende Rolle spielt. Daneben kommt aber das Unterhaltende, etwa im Sinne der heutigen Familienzeitschriften, freilich mit größerer Hervorhebung gelehrter Tendenzen zur Geltung. Der *Freimütige* greift alles auf, was der Tag ihm zuträgt, mag der braunschweigische Hofagent Jacobsohn in Seesen eine Schule gründen oder der Doktor Gall Vorträge über seine Schädellehre halten und die Köpfe von Zuchthausinsassen zu Studienzwecken untersuchen, oder mag ein lettischer Küster eine kühne Rettung aus Seenot vollbringen. Ein immer dichter werdendes Netz von Korrespondenten berichtet aus allen Teilen Deutschlands und des Baltikums. Kogebue schreibt Briefe aus Paris und Italien, Naturwissenschaftler, Historiker und Reisende berichten aus ihren Fachgebieten. Der alte Schadow bespricht *Wilder*, der Räuber *Feger* — als Sekundaner las ich einen herrlichen Roman in 50 Hefen, dessen Held er war, und schwänzte darüber die *Homerstunde* — ist ebenso interessant wie ein „melancholischer“ Mörder in Hamburg und die Kunstschätze des preussischen Königshauses. Daneben stehen Gedichte, Epigramme, Anekdoten, Gedankenplitter, Lesefrüchte, kleinere Glossen. Und allmählich entwickelt sich ein Nachrichtenteil, dem Merkel die Überschrift „Nichtpolitische Zeitung“ gibt. Hier drängt sich ganz kurz, aber pointiert gefaßt, zusammen, was er fremden Zeitungen entnimmt — die verblüffend einfache Methode, wie er diese Zeitungen sich verschafft, hat er ja selbst geschildert —, Kunstnachrichten neben gesellschaftlichem Klatsch, Kapitalverbrechen neben politischen Neuigkeiten, Entdeckungen und Erfindungen neben polemischen Bemerkungen. Man muß wieder wie im literarischen Artikel der *Spenerischen Zeitung* das journalistische Temperament Merckels anerkennen, diese Fähigkeit, auf jeden Reiz im Augenblick zu reagieren, auf der Zunge zu verdauen, die der Verbreitung des *Freimütigen* den wesentlichsten Antrieb gab, denn die Redaktion ist allein Merckels Werk. Kogebue erscheint zwar als Herausgeber, liefert aber nur noch Beiträge, und selbst das nicht regelmäßig, denn Merkel nennt ihn gelegentlich faul. Für die technische Entwicklung des deutschen Zeitschriftenwesens ist der *Freimütige* so von außerordentlicher Bedeutung geworden, von ihm stammen die Familienzeitschriften so gut wie die literarischen *Revue* ab, und Merkel sagt nicht zu viel, wenn er auf die Nachahmung durch die Zeitung für die elegante Welt und das *Cottasche Morgenblatt* hinweist.

Die letzte Entwicklung des *Freimütigen* gehört nicht mehr in dieses Kapitel, das vielmehr mit dem letzten und größten literarischen Angriff gegen Merkel beschlossen werden muß. Nach dem Tode *Spaziers* hatten die literarischen Streitigkeiten nachgelassen. Die *Elegante* ging unter der Leitung *Mahlmanns* andere Wege. *Goethe* schwieg, *A. W. Schlegel* weilte in Frankreich bei *Frau von Stael*, *Friedrich Schlegel* saß über Sanskritstudien in Paris. Obwohl ihre Anhänger in Berlin zahlreich waren, fehlte ihnen doch der Wortführer. Nur eine Gesellschaft von sechsern junger Dichter, eine literarische *Bohème* des damaligen Berlin dachten an Kampf. Die Angehörigen dieses Kreises hatten einen „Nord-

sternbund“ geschlossen, dessen Lösungswort Τὸ τοῦ πλόου ἄστρον hieß, und der mit freimaurerischen Gebräuchen kokettierte. Brüder des Nordsternbundes waren der 1803 noch nicht zwanzigjährige K. A. W a r n h a g e n, der der Peviniere entlaufen war, in der er zu guter Letzt den vorschriftsmäßigen Zopf an die Haustür genagelt hatte, Adalbert von C h a m i s s o, damals noch Offizier, Wilhelm N e u m a n n, Nabels Bruder Levin Marcus, der sich später Ludwig R o b e r t nannte, Ferdinand K o r e f f, Julius K l a p r o t h, der Theologe Franz T h e r e m i n, Chamisso's Freund de la F o y e, der Graf von der L i p p e, Eduard H i g g und noch einige andere. Den engsten Kreis bildeten W a r n h a g e n, Chamisso und Neumann, der fast wie ein Sohn im Hause Cohen lebte, in dem W a r n h a g e n damals Hauslehrer war. Natürlich standen ihnen auch die anderen jüdischen Häuser offen, die wir bereits kennen gelernt haben, und ein anderes, dessen Hausfrau schon oft auf diesen Blättern genannt wurde. In Sophie Sander fanden die Nordsternbrüder eine Muse und mehr. Der Erkorene ihres Herzens war Theremin, der spätere Hofprediger, und die Liaison beschäftigte die Mäuler der Leute so, daß der junge Theologe beim ersten Eintreffen der Nachricht von der Jenaer Schlacht angeblich rief: „Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der (französischen) Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander!“ Den jungen Romantikern zeigte sie sich als unverstandene Frau, so daß Chamisso an de la Foye schreibt:

„Ich habe leghin, lieber Guter, und mit inbrünstiger Andacht Deine Gesundheit getrunken. Es war bei der Sander. Sie trank sie mir zuerst zu. Glaubst auch Du an diese Gebete im Weine? Heilig sind sie mir und heilig das Blut der Reben. Besoffen sein ist ein viehischer Zustand, ein göttlicher aber berauschet zu sein, und ich weiß ihn zu genießen. Ich bin oft bei der Sander, trinke oft in ihrem Hause, sie ist ein wunderbares, göttliches Wesen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben. Und sie ganz nach ihrer Weise. Daß sie unglücklich ist, erträgt sie mit Ironie und hat ihr wohl einige Bitterkeit gegeben; aber ich glaube sie natürlich und bei hohen Gaben, die einen Deutschen fesseln können, hat sie alle die, welche einen Franzosen anziehen können. Verstehst Du mich? Man kann bei ihr über das Schreckliche scherzen und lachen und es recht tief fühlen, daß es schrecklich sei. Doch nicht ich liebe sie, aber wie sehr ich sie schätze, habe ich Dir gesagt, und ich glaube, daß auch sie mich schätzt. Sie sehe ich am meisten.“

Auch ein Sonett auf sie hat Chamisso gemacht, das hier, da es sich in den Chamissoausgaben sonst kaum findet, stehen möge:

#### An Sophie Sander

Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachtete,  
Des Glückes, dessen Kränze sich mir woben,  
Ich um mich her den düstern Blick erhoben,  
Und zu den Opfern, die dem Tod ich brachte,

Zu Schmerzens Stürmen mir das Herz erwachte,  
Daß ich in Zorneswahnsinn mußte toben,  
Daß Wut ich weinte, bald zur Welt gehoben,  
Und bald mich selbst mit grim'm'gem Hohn verlachte.

Wohl wußt ich, deren Blick ob er mir schiene,  
Ins wogende Gemüte Ruhe brachte,  
Und Wehmutslächeln würde mir erfunkeln,

Doch unaufhaltsam ohne Hort und Sühne,  
Reißt es mich tief und tiefer in die Nächte,  
Die alle Lebens Lichte mir umdunkeln.

Als getreue Jünger der Schlegel machten die Nordsternbrüder natürlich Sonette in fast unheimlichem Umfange. Man findet sie in dem Musenalmanach, den Chamisso und Barnhagen für die Jahre 1804 bis 1806 herausgeben, unter den Freunden seines Anschlages wegen der „grüne“ Almanach genannt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Almanach nicht sehr viel Aufsehen erregte. Nun behauptet Barnhagen in seinen Denkwürdigkeiten, daß Merkel den Almanach besonders übel behandelt habe: „Am schlimmsten verfuhr Carlrieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verstand und den Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte und in diesem Kampfe das possierlichste Schauspiel und die traurigsten Wlößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Literatur, und weil er uns unbedingt für Jünger der Schlegelschen Schule erklärte, so mußten wir es auch sein, obgleich weder durch literarische Richtung, noch durch persönliches Anschließen irgendeiner von uns bis jetzt dahin zu rechnen war.“ Diese Merkelsche Kritik des Musenalmanachs von 1804 hat Ludwig Geiger, der den folgenden Jahrgang in den Berliner Neudrucken herausgegeben hat, vergeblich gesucht. Auch ich habe keine bitterböse Kritik Merkels gefunden, sondern nur eine kurze Anzeige in der Spenerschen Zeitung, in der er den grünen Almanach mit den Worten abtut: „Ein sehr rührender Beweis, wie sehr das Poetisieren durch die Theorie und Weise der poetisch-poetischen Schule erleichtert wird.“ Es ist möglich, daß außer dieser G. M. gezeichneten Rezension noch eine andere in Ernst und Scherz erschien, festzustellen war es beim Fehlen der Zeitschrift nicht. Möglich ist vielmehr, daß der Einfluß der Frau Sander die Abneigung gegen Merkel bis zur Höhe gesteigert hat. Im nächsten Jahrgang arbeitete Fichte mit, der zwei Sonette und zwei Übersetzungen lateinischer Hymnen anonym beisteuerte. Dieser Jahrgang wurde in der Jenaer Literatur-Zeitung sogar zweimal und in der neuen Berlinischen Monatschrift abfällig besprochen, ja Fichtes Beiträge besonders verurteilt und in der Berliner Zeitschrift sogar parodiert. Es ist natürlich möglich, daß Merkel der Verfasser der Rezension in der Berliner Zeitschrift ist, aber viel Wahrscheinlichkeit hat diese Vermutung nicht für sich, da ihr Herausgeber Biefter Merkel spinnefeind war. — Daß die Nordsternbrüder sich das Sonettieren dadurch weiter nicht verdrießen ließen, geht aus einem noch nicht gedruckten Spottsonett Wilhelm Neumanns von 1805 hervor, das als artiges Zeugnis der Selbstkritik aus Barnhagens Nachlaß hier Platz finden möge:

#### Die Sonettierwut

Freund, sonettiere, sonst erhältst du Prügel;  
 Bereitet liegt vor dir Papier aus Lumpen,  
 Begeisterung wird herumgereicht in Lumpen,  
 Besteig den Pegasus, sitz fest im Bügel.

Zahn ist er sehr, drum laß ihm nur die Zügel,  
 Leicht hüpfet er über aller Regel Klumpen,  
 Sein wird Rezensionen-Regen krumpen,  
 Dann lacht er aller Kritiker Geklügel.

Schmückt du dich auch mit fremder Dichtung Klappen,  
 Wer wiederfordert sie, den mußt du horen,  
 Den du bestiehlst, mußt selber Dieb du heißen,

Die Narr dich nennen, tragen selbst die Klappen,  
 Wer Esel nennt dich, nenn ihn einen Döhsen.

So macht man die Sonette hier in Preußen.

Aber trotz solcher Selbsterkenntnis war die Abneigung gegen den Kritiker, mag sie nun wie auch immer entstanden und angefaßt sein, nicht geringer ge-

worden. Und sie äußerte sich in einem Büchlein gegen ihn, dessen Entstehung Barnhagen in seinen Erinnerungen schildert: „Für dieses Mißgeschick (den schlechten Erfolg des Almanachs) . . . mußte uns ein literarischer Streifzug trösten, der gegen Carlleb Merkel ausging. Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und anderen lagen zum erneuten Gebrauch fertig, handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles dies zusammengepackt erschien als Testimonia auctorum de Merkelio (mit dem deutschen Untertitel Paradiesgärtlein für Carlleb Merkel) gedruckt, um der eben angekündigten Ausgabe seiner sämtlichen Schriften empfehlend vorauszu laufen. Das Büchlein, mit einer Frage geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück. Die Teilnahme Bernhardis wurde sorgfältig verschwiegen; das Geheimnis war um so ratsamer, als Merkel eben in höhere Gunst gekommen war und, im Auftrag der Staatsbehörde, mit Johann von Müller vereint eine politische Zeitschrift herausgeben sollte, eine Zusammenkuppelung, die nicht ungeschickter und schmähhcher auszu denken war; denn Müllers geehrter Name war durch Merkels verschrienen mehr als aufgewogen.

Die Entstehung des Büchleins läßt sich aus den Briefen Barnhagens, der in Hamburg weilte, an Chamisso, der mit seinem Regiment in der Weser- gegend lag und von Altdorf bei Holzmin den ungeduldig um das Heft schreibt, verfolgen. Gedruckt wurde das Buch, das angeblich bei Peter Hammer in Rdn, jenem fingierten Verleger so vieler pasquillantischer Bücher, erschienen war, in Hamburg bei Adolf Schmidt. Das Bildnis stellt nicht Merkel dar, sondern ist eine Nachbildung des Veit Weberschen Gramsalus. Ende Februar 1806 liegt das Büchlein vor, 104 Seiten in Oktav stark. Es enthält manches, was uns schon bekannt ist, das Sonett, das Triolett, Stellen aus Bernhardis Wambocciaden, aus Jean Pauls Titan, Fichtes Angriff, einige Briefe aus der Zeitung für die elegante Welt, die Thersitesstelle aus der Ilias und sonst einiges Ältere, was man auf Merkel anwandte. Von größerem Interesse sind die Original- beiträge. Fichte und Bernhar di waren von Barnhagen um Beiträge angegangen, Chamissos ablehnende Antwort ist noch erhalten, aber auch Fichte hat nichts Neues geliefert, dagegen steuerte Bernhar di folgenden Beitrag bei, dessen Herkunft aber — er forderte Barnhagen das Ehrenwort ab — ganz geheim bleiben sollte.

## Variationen

### Thema

Sei stets dein und andrer Plage,  
 Ärgerlich beim Großen, Rechten,  
 Huldige dem Platten, Schlechten —  
 Merk' Clender, was ich sage.

### I

Ignorant voll Präntentionen,  
 Arrogant und aufgeblasen,  
 Zierst du dich wie junge Hasen,  
 Schnappst du nach gelehrten Kronen  
 Doch sie werden nie dich lohnen,  
 Diesem frechen Wunsch entsage,  
 Und mit deiner schalen Klage  
 Und mit deinem matten Klappen  
 Und mit deinem platten Klappen  
 Sei stets dein und andrer Plage.

---

Ausgelacht und ausgepiffen,  
Hast du dennoch keine Ruh,  
Und das Schicksal jagt dich zu  
Neuem Kampf und neuen Püffen.  
Fliehe denn zu kleinen Kniffen,  
Und, um glücklicher zu sechten,  
Gatte dich nur andern Knechten;  
Tiefer abwärts geht dein Schritt,  
Und die Strafe führst du mit,  
Ärgerlich beim Großen, Rechten.

Zankend, gallicht, furchtsam neckend  
Gehe fort auf deinem Wege,  
Trage die verdienten Schläge,  
Dich bald hier, bald dort versteckend,  
Dich in deinem Lager reckend,  
Wirft du bald die Geißel flechten  
Dir und deinen andern Knechten.  
Drum, uns alle zu versöhnen,  
Und das schlaue Werk zu krönen,  
Huldige dem Platten, Schlechten.

So wird man dich dann erblicken,  
Wo sich Albernheit gefällt,  
Pöbel frech zusammenhält,  
Nicht: sich will zum Bessern schicken,  
Voll Verdruß und matten Lücken,  
Freund und Feinden eine Plage,  
Lebst du deine jungen Tage,  
Und aus frechem, innerm Trieb  
Wird das Platte dir G a r l i e b —  
M e r k ' E l e n d e r , was ich sage!

## II

Als die Mutter dich empfangen,  
Kleiner Mann aus Fabelzeiten,  
Hat ein — voll Lüfternheiten  
Sich mit einer — vergangen.  
Was sie mühevoll errangen,  
Steht nun leider klar zutage;  
Bist du nun von solchem Schläge,  
Trage deine Narrenkappen,  
Und mit deinem Schmarren, Plappen  
Sei stets dein und andrer Plage.

Von den Letten kamst du Lette,  
Wolltest dich in Deutschland pugen,  
Doch sie wußten dich zu stugen,  
Wälztest dich in schmutz'gem Bette.  
Allen bist du zum Gespötte,  
Wann nur Kränze andern Knechten  
Du mit schmutz'ger Hand willst flechten,  
Oder auch in breitem Schwagen  
Edelleute willst verschwagen,  
Ärgerlich beim Großen, Rechten.

Nichts verstehst du, alles weißt du,  
 Und nichts sagend sagst du alles,  
 Und wenn Bött'ger oder Gall es  
 Billigt, wirst ein großer Geist du!  
 Doch warum so lang noch schreist du?  
 Wirst du ohne Recht stets rechten,  
 In die blaue Luft stets fechten?  
 Nein! vielmehr die hohe Sendung  
 Bringe l o b e n d zur Vollen dung,  
 Huldige dem Platten, Schlechten.

Wirst auch jezo wieder knurren,  
 Da wir dir dein Bestes raten:  
 Aber deine Heldentaten  
 Sind nur matte, platte Schnurren!  
 Bohnen laß statt Bomben surren,  
 Immerzu mit Halmen schlage!  
 Es verkehrt sich dir zur Plage,  
 Dir zur Schande dein Erboßen,  
 Uns zur Lust dein dummes Stoßen —  
 Merk' Elender, was ich sage!

Wilhelm Neumann lieferte die Einleitung, die scharf mit der kritischen Tätigkeit ins Gericht geht, ein recht ledernes Spottgedicht „Meister und Lehrling“ und folgendes Sonett:

„An Carl Lieb Merkel

Viel Neid und Hunger trieb die trocknen Räder,  
 Da du zu deinem Pindus aufgefahren,  
 Dem Blockberg, zu den andern Heldenscharen,  
 Die Kogebue angeführt und Schikaneder.

Umsonst wohl führt man gegen euch die Feder.  
 An dir und Kogebue hat mans erfahren:  
 Dies schöne Paar trieb keiner noch zu Paaren,  
 So hart man euch auch stäubt' das nackte Leder.

Wir wissens wohl! so gehts auf dieser Erde:  
 Doch dich zu bessern, soll es nicht geschehen,  
 Dem Volk nur soll es dienen zum Exempel.

Nicht daß der Delinquent humaner werde,  
 Nein, daß das Volk sein Schicksal möge sehen,  
 Drückt man ihm auf die Stirn den heißen Stempel“.

Als eigene Beiträge nennt Barnhagen eine Anekdote, bei der ich nicht weiß, welcher Beitrag gemeint ist, und zwei Seiten mäßige Epigramme. Amüsanter ist Adolf Schlesingers Sonett auf die Adressatin der Frauenzimmerbriefe:

O f f e n b a r u n g

Wer mag wohl die holde Jungfrau kennen,  
 Der ein gar lieb Männlein Briefe weihte?  
 Gebt mir doch Bescheid, ihr lieben Leute;  
 Kann mir keiner ihren Namen nennen?

„Ich bins, ich! Ich will es frei bekennen,  
 Ich bins, die er so gelehrt erfreute,  
 Mir ward seine Liebe einst zur Beute,  
 Und ich werde nie von ihm mich trennen.“

Wer sie ist? — Ihr werdet's nicht erraten,  
Doch ich will's geradezu verkünden:  
Dortchen Lafenreißer ist ihr Name!

Sonst Maitresse mehrerer Soldaten,  
Jetzt verschmäht, entstellt durch häufig sünden,  
Ward sie jenes Männleins Herzensdame!

Und als letzter Beitrag der Sammlung sei noch der folgende abgedruckt,  
dessen Autor ich leider nicht feststellen konnte:

Noah der Deutsche  
Romanze

Das Ihr befiedert, saß am Pult  
Ein Mann, der schoß mit Ungeduld  
Auf einer Jagd nach Witz  
Bald hin, bald her die Müze:

Er dachte so in seinem Sinn:  
Ich Meister Unfried Schörkel bin  
Voll Geist und Kraft wie einer  
Und hochstudiert wie keiner!

Nun kam die Feder hinterm Ohr  
Und aus dem Pult Papier hervor;  
Die freche Stirne rieb er:

„Ihr Schreiber alle“ — schrieb er —

„Mich nehm ich aus, seid Lumpenpack,  
Euch fehlt Kritik, euch fehlt Geschmack;  
Ja, weit umher erschall es,  
Euch fehlt nicht mehr als alles!“

„Jean Paul ist toll und butterweich,  
Arm an Verstand, an Tränen reich,  
Sein Affe Lafontaine;  
Die Clique fletscht die Zähne,  
Auch Schillern fehlt es hie und da,  
Selbst Goethe klimpert nur lala.  
Der Rest, ich kanns beteuern,  
Heizt mit gemalten Feuern.“

Und aus des Mannes Tintenfaß  
Kanns unaufhörlich schwarz und naß —  
Trotz Gottes Regenbogen,  
Erstickt' in Well'n und Wogen

Durch allgemeine Sündenflut  
Er Mann für Mann die böse Brut  
Der deutschen schönen Geister  
Gleich einem Hexenmeister.

Die guten armen Teufel, die,  
Wie kläglich schrien um Mitleid sie! —  
Er aber fuhr in Wettern  
Fort, alle zu zerschmettern.

Nur mit der Tierheit schwamm umher  
Auf den Gewässern selber er,  
Von Segeln bloß und Masten  
Wie Noah in dem Kasten.

So gab er nun die Blößen fein,  
 Gebärdend sich nicht eben fein  
 Bei seines Kieles Festen,  
 Vor allem Volk zum besten:  
 Doch ach! kein frommer Sohn erschien,  
 Von hinten her zu decken ihn,  
 Denn alle, alle machten  
 Es so wie Ham — sie lachten.

Daß das Paradiesgärtlein einschlug, berichtet ja Barmhagen selbst. Die Jenaer Literatur-Zeitung besprach es gut, aber auch Merkel selbst zeigte es im Freimütigen an, versteht sich nach dem bewährten Rezept, mit dem er die Angriffe zu registrieren pflegte: „Den Anfang dieses Büchleins macht eine kleine Abhandlung, worin der anonyme Herausgeber mich einen niedrigen, verworfenen, gemeinen Geist, ein literarisches Gespenst usw. nennt, dann in eben diesem Tone Untersuchungen über meinen Charakter anstellt, und endlich erklärt, Bosheit und Neid seien die Triebfedern aller meiner literarischen Unternehmungen . . . dann folgen eine ganze Menge Schimpfreden und Schimpfgedichte, welche Schriftsteller, die ich getadelt hatte, gegen mich drucken ließen . . . Es ist schade, daß diese Sammlung nicht vollständig ist; sie enthält nicht den zehnten Teil von dem, was man gegen mich gedruckt hat . . .“

In Barmhagens oben angeführten Worten war schon eine andere Seite von Merckels Tätigkeit, die politische, angedeutet. Sie ist nicht minder interessant, ja vielleicht wichtiger als die literarische, und heute, wo wir wiederum den Zusammenbruch unseres Vaterlandes erlebt haben, von einer Aktualität, die manchmal fast erschrecken macht.

## Der Politikus

**J**ch<sup>1)</sup> halte es für einen Akt der Pietät gegen Preußen, wo ich acht Jahre lebte, das ich als mein zweites Vaterland, und wo man mich als einen Eingeborenen betrachtete, aus meiner Chronika mitzuteilen, was mir zum Teil in einem sehr hochachtungswerten, dem Hofe nahestehenden Zirkel vertraut wurde, und was ich teils als Zeitgenosse selber sah.

Nach dem Urteil der Einsichtsvollsten, die ich darüber zu Berlin sprach, war das Unglück Preußens eine Frucht der vorhergehenden Regierung. Diese hatte den Schatz Friedrichs des Zweiten in wenig Jahren geleert und ließ dem Nachfolger eine sehr bedeutende Schuldenlast zurück. Der junge Monarch sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen, so schnell es sich tun ließ: bei diesem rechtlichen, hausväterlichen Bestreben aber konnte sich, trotz der verhältnismäßigen Einfachheit des Hoflebens, nur sehr langsam wieder ein Schatz bilden, und ein reicher war noch nach acht Jahren nicht vorhanden.

Ein zweites, noch schlimmeres Erbeil als die Leerheit und Verschuldung des Schazes war ein Gewimmel von hinterlistigen Heuchlern, Ausschweiflingen von schwachem Charakter und schmutzigen Habsüchtigen, die nach dem Urteil des Publikums selbst keinen Verrat scheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter dieser bisher um den Thron gelagerten Harpyien

<sup>1)</sup> Darstellungen I, Seite 240.

fühlten wohl, daß ihre Rolle ausgespielt sein würde, sobald der neue Monarch die Regierung ergriffe. Die Häupter derselben, die Gräfin Lichtenau usw., traf unter der neuen Regierung ihr verdientes Schicksal. Zwei ihrer untergeordneten Glieder blieben zurück in dem Kabinett, und sie reichten hin, dem Staate den Untergang zu bereiten: Graf H a u g w i ß und der damalige Kabinettssekretär L o m b a r d. Den erstern empfahl zur Schonung sein gewandter, von einigen Halbtalenten und gefälligem Geist unterstützter Höflingscharakter und seine vornehme Geburt; den andern das Fürwort des Predigers und Professors, später Geheime Rat Erman, der, soviel ich weiß, der Reichvater des königlichen Paares war; und außerdem seine hohe Brauchbarkeit für die französische Korrespondenz. Der dritte, aber entfernt lebende Mann zu ihnen war der Marchese L u c c h e s i n i. Er war einst Vorleser und Nebengesellschafter Friedrichs des Zweiten gewesen. Man hatte ihn zu Gesandtschaften gebraucht, und auch ihn ließ der junge Monarch in dieser Laufbahn. Als das Unglücksjahr Preußens eintrat, war Lucchesini schon seit geraumer Zeit Gesandter zu Paris und sandte von dort, versicherte man, Berichte ein, nicht mit der Wahrheit, die das Interesse des Hofes forderte, sondern so gefärbt und beleuchtet, wie es seinem eigenen entsprach: denn er wünschte seine angenehme Situation so lange ununterbrochen fortzuauern zu sehen als möglich. Übrigens blickte der eifersüchtige Italiener auf den deutschen Hof, dem er diente, mit der kältesten Gleichgültigkeit, auch wohl mit Ironie hin.

Dem Grafen Haugwitz hab' ich nie etwas anderes schuld geben gehört, als Schwäche des Charakters, die in dringenden Verhältnissen auch Schwäche des Verstandes wird und ihn zum leichtbetörten Werkzeug für fremde Pläne machte. Anders urteilte man über Lombard, der ihn unterjocht hatte, ohne eigentlich ihm an Geist überlegen zu sein.

Der Kabinettsrat Lombard war der Sohn eines Friseurs in der französischen Kolonie zu Berlin, die ihrer Sprache und mancherlei bei ihrer Ansiedlung ihr zugestanden und von Friedrich dem Zweiten erhöhten Begünstigungen wegen sich für vornehmer hielt als die deutsche Bevölkerung und nicht selten auch so behandelt wurde. Lombard hatte nicht nur vielseitige Fähigkeiten, sondern auch sehr lebhaftes Begierden. Er war im geheimen einer der ärgsten Wüstlinge Berlins und, seitdem seine Nerven dadurch ruiniert waren, ein wütender Spieler — sagte die öffentliche Meinung, deren Urteile ich hier überall mitteile, ohne mein eignes aussprechen zu wollen. Jenen Lastern schrieb man es zu, daß er immer dürftig war, womit er gelegentlich gern prahlte als mit einem Beweise seiner Redlichkeit. Intrigen waren es, womit Lombard sich erhielt und sich die Mittel zu seiner Lebensart verschaffte. Für das wirksamste Werkzeug dabei galt sein Bruder, den er bei dem Grafen Haugwitz als Privatsekretär anzustellen gewußt. Durch diesen bekam er den Minister ganz in seine Gewalt.

Daß Lombard in französischem Interesse handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde schien die ganze französische Kolonie mehr für Napoleon als für Preußen gestimmt; aber sie enthielt viele sehr rechtliche Männer, die auch nicht der entfernteste Argwohn eines Verrates treffen konnte; nur gegen Lombard sprach er sich sehr laut aus. Man nannte

die Summe, mit der er bei seiner Sendung nach Brüssel zu Napoleon von diesem beschenkt, d. h. bestochen worden. Man schrieb seinen Ränken die schwankende Unentschlossenheit des Kabinetts zu in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzens Politik über die männliche feste Staatsklugheit Hardenbergs die Oberhand behielt, war ganz gewiß sein Werk, denn jene war ja die seinige. Ihm schrieb man daher das späte Ausrücken der preussischen Armee im Jahre 1805 zu, ihre Rückkehr, ohne etwas getan zu haben, den Wiener Traktat, die Verspätung der Rüstungen 1806 und der russischen Hilfe, kurz alles Nachtheilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde.

Der feckste und ärgste Streich seines Hochverrats wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte September, Rußlands Hilfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstleutnant Krusemark<sup>1)</sup> mit ihrer Überbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener, und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man, daß dieser Mensch, der zur Kolonie gehörte, ein Wette Lombards war. Krusemark trug die Depeschen auf der Brust, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er sie, um sich sogleich zu ihrer Übergabe umzukleiden, einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrt, sind sie verschwunden, und alle Bemühungen Krusemarks und der Polizei, sie aufzufinden, bleiben vergeblich. Es war nichts übrig, als einen Kurier nach Berlin zu senden, nach einer neuen Ausfertigung derselben: es gingen ein paar Wochen darüber hin, und die russische Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet oder ihre Folgen schon in Deutschland gehemmt hätte, erschien erst auf dem Kampfsplatz, als die Trümmer des preussischen Heeres schon nach Ostpreußen zurückgetrieben waren, die letzte Grenzprovinz.

Wie allgemein und fest die Überzeugung von Lombards Hochverrat war, beweisen folgende Vorgänge. Als Ihre Majestät die Königin auf der Flucht von Berlin in Stettin angekommen war, fand auch Lombard sich ein und erschien, indem sie abreisen wollte, im Landschaftshause, wo sie abgestiegen war. Sowie die Monarchin ihn ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor, ihn zu verhaften, und stieg in den Wagen. Als ich einige Minuten später dorthin kam, fand ich noch die zahlreich Versammelten sehr aufgeregert und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reise wenigstens sicher fortsetzen können. Man hielt also sein Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verrats. Die Stadt war voll Freude über seine Verhaftung, und als man Gastwirte aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speisen zu versehen, schlugen sie es ab: sie wollten keinen Verräter bedienen. Es war ein eigner, strenger Befehl des Gouverneurs nötig, einen Gastwirt dazu zu bewegen;

<sup>1)</sup> Krusemark, der 60 000 Mann verlangen sollte, ging am 18. September ab. Das Gerücht von dem unterschlagenen Brief hat die Erbprinzeßin von Weimar später in Stettin kolportiert, wo es Merkel gehört zu haben scheint. Es gab Veranlassung zu Lombards im folgenden erzählten Verhaftung.

aber man erzählte, er habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geschirr zerbrechen, aus dem Lombard gegessen, und die Betten verbrennen, worauf er geschlafen.

Sobald der König Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Kurier von Graudenz nach Küstrin<sup>1)</sup>, wohin er bei Annäherung der Franzosen gebracht worden, mit dem Befehl, ihn in Freiheit zu setzen. Das Publikum sah darin nicht einen Beweis seiner Unschuld, sondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf inkompetenten Befehl geschehen; denn die so allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. Man behauptete sogar, es sei in Kolberg mit Trommelschlag auf den Gassen bekannt gemacht worden, Lombard sei nicht Verräter. Er selbst indes erzählte zu Königsberg, wohin er floh, mit noch zitternder Stimme, wie die Postknechte und, wo diese fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorspann geliefert, davon gesprochen, wenn er des Weges käme, solle er tüchtig durchgewalzt werden. Übrigens hörte seine Funktion als Kabinettsrat auf, und der König ließ ihn nicht mehr vor sich.

War er schuldig oder nicht? Ich habe bisher nur die Ansichten mitgeteilt, die am Hofe, in der Hauptstadt und im Volke über ihn herrschten. Der meinigen nach war er zu entnerot und im Grunde zu charakterlos, um eines eigenen bössartigen Planes fähig zu sein oder auch um gegen Lockungen strenge an seine Pflicht zu halten.

1805 herrschte im ganzen preußischen Staate der lebendigste Enthusiasmus. Der schändliche Druck, unter welchem schon ein großer Teil Deutschlands ächzte, und der dem übrigen dasselbe Los drohte; die Insolenz, mit welcher die französischen Beamten und Generale die preußischen in Westfalen an der Grenze behandelten oder doch zu behandeln versuchten; die scham- und maßlose Insolenz der offiziellen und nichtoffiziellen Zeitungen in Paris gegen Deutschland, seine Fürsten und Völker; zuletzt noch der höhrende, verachtungsvolle Durchmarsch ohne Anfrage, den das französische Heer zuerst durch Hessen, das ein Alliierter Preußens war, dann durch die preußischen Provinzen Ansbach und Banreuth gemacht, hatte alle Gemüter empört. In den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe Begeisterung aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die französische Kolonie machte ernste Gesichter, und die jüdische<sup>2)</sup> lauschte und flüsterte noch: nicht Beweis von Verrat, sondern von Fremdheit mit dem Staatsinteresse. Um diese Zeit verfaßte auch ein Offizier den Festgesang: „Heil, unserm König! heil!“ der immer noch gesungen wird. Er erschien zuerst in meinem Freimütigen. Da alle publizistischen Stimmen in Deutschland verstummten, glaubt' ich, da meine Stimme in Norddeutschland die geltendste war, eintreten zu müssen. Ich erklärte, der Freimütige solle künftig auch politischen Aufsätzen gewidmet sein, und erhielt sogleich mehrere dergleichen, zuerst von dem berühmten Böttiger in Dresden. Ich

<sup>1)</sup> Irrtum Merkel's. Lombard blieb in Stettin. Der König war in Küstrin, wo ihn die Königin traf. Die unter Trommelschlag erfolgte Bekanntmachung, daß Lombard kein Verräter sei, berichtet auch Hardenberg.

<sup>2)</sup> Merkel, der doch sonst viel in jüdischen Kreisen verkehrt hatte, wird um diese Zeit, unter dem Einflusse der Bemühungen Napoleons, die Judenheit für sich zu gewinnen, zu scharfer Stellungnahme gegen solche Versuche in Berlin veranlaßt.

selbst machte es mir zum Geschäfte, die Modomantaden und Impertinenzen des Journal de l'Empire, des Journal de Paris usw. zurückzuweisen und zu persiflieren. Um aber nicht bloß durch gelegentliche Entgegnungen, sondern in offenem Kampf die niedrige Anmaßung des französischen Kabinetts und dem Hallo seiner publizistischen Schreiber ihr Recht widerfahren lassen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das bloß diese Bestimmung haben und unter dem Titel „Der Zuschauer“ erscheinen sollte. Ich lud Johannes von Müller ein, sich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht Taugliches von ihm erwartete, sondern weil er in den Hof- und Gelehrtenzirkeln viel galt und viele, die meine Feinde waren, sich seinem berühmten Namen angeschlossen hätten. Er schlug ein, und ich legte nun den Plan dem Kabinette vor mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weisungen zu unterstützen.

(Diesen Plan Merckels füge ich nach dem im Berliner Geh. Staatsarchiv erhaltenen Original hier ein. W. M. S.)

Höchstverehrter Herr Geheimer Kabinetts-Rat<sup>1)</sup>! Ew. Hochwohlgeboren gebe ich mir die Ehre einen Plan vorzulegen, der mir wichtig und endlich gereift scheint. Auch wenn die Möglichkeit seiner Ausführung nicht von Ihrer Entscheidung abhinge, würde ich seinen Wert Ihrem Scharfblick, hochverehrter Herr Kabinettsrat, zur Prüfung unterlegt haben. Aber ich bin sehr glücklich, in dem erlauchtesten Beurteiler des Planes auch seinen Richter zu ehren.

Der furchtbare Einfluß, den Frankreich auf die öffentliche Meinung und folglich auf die politische Gesinnung in Deutschland hat, kommt vorzüglich daher, daß die französischen Zeitungen nicht nur offizielle Neuigkeiten, sondern auch offizielle Räsonnements verbreiten. Diese sind es, was in Frankreich unter allen Umständen patriotische Einmütigkeit erhält und in Deutschland allen Gemeingeist und Patriotismus zerflört. Täglich argumentiert im Moniteur eine laute Stimme für Frankreichs Interesse und demonstriert den Franzosen, daß ihnen die Herrschaft der Welt gebührt. In Deutschland hingegen ist alles stumm, ausgenommen der Widerhall: die deutschen Zeitungen wissen mit den Argumenten des Moniteurs nichts anzufangen, als sie nachzusprechen, und sind daher beinahe nichts als Werkzeuge der französischen Regierung.

Der einzige Damm, den man jenem gefährlichen Einflusse entgegensetzen kann, scheint mir ein deutsches Blatt, das mit ebenso konsequentem Patriotismus, wie der Moniteur für Frankreich, für Preußens Interesse kräftig, würdevoll, aber zugleich populär redet.

Ich entwarf den Plan eines solchen Blattes, der Herr Geh. Rat von Müller nahm meine Ideen mit Feuer auf und versprach, der fleißigste Mitarbeiter zu sein. Eben das taten mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller außerhalb Berlins, und das gibt mir den Mut, auch Ihnen, hochverehrter Herr Kabinettsrat, meinen Plan zu unterlegen. Erhält er Ihren Beifall, so bin ich seines Wertes gewiß, und dann ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren um Ihre entscheidende Vermittlung und die gewogene Zusicherung des einzigen, was mir noch fehlt. Soll das Blatt wirklich Wert haben,

<sup>1)</sup> Der Brief ist an Beyme gerichtet.

so muß der Herausgeber gewiß sein, daß er es immer im Geist der Regierung sprechen läßt, — so muß das Kabinett ihn mit Aufträgen und Instruktionen beehren. — Ich würde meine ganze Kraft aufbieten, mich des Wohlwollens Ew. Hochwohlgeboren und des ehrenvollen Zutrauens, nach dem ich strebe, nicht unwert zu zeigen.

Aus der gedruckten, aber noch nicht verteilten Ankündigung, welche ich mir die Freiheit nehme, beizulegen, geht hervor, daß übrigens die bestehenden Zeitungsprivilegien durch mein Blatt nicht würden gekränkt werden. Es ist keine Zeitung, da der Herausgeber sich nennt; die politischen Neuigkeiten werden in ihm nur Nebensache sein, und bezahlte Inserate wird es nicht annehmen.

Ich erwarte die Entscheidung Ew. Hochwohlgeboren, ob ich zur Ausführung meines Planes schreiten darf, und habe die Ehre, mit unbeschränkter Verehrung zu sein

Hochwohlgeborener Herr  
Höchstverehrter Herr Kabinettsrat  
Euer Hochwohlgeboren  
gehorsamster Diener

Berlin, am 18. Nov. 1805.

G. Merkel

Hierauf antwortete Kabinettsrat Beyme<sup>1)</sup>:

Potsdam, 20. Nov. 1805

Sowohl der Zweck, den Ew. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitschrift sich vorgesetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eignen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter lassen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Person, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung von dem Beifall Sr. Majestät des Königs geben; so daß Sie sich bei der Ausführung des Beistandes der Regierung versichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entspricht, so wird die Regierung Ihnen auch gern tätige Beweise ihres Beifalls geben, und ich werde es mir zur angenehmsten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weise dankbar und nützlich zu sein. Zwar kann die preussische Regierung es mehr als irgendeine andere entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu stimmen, weil ihr ganzes Tun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weisen Maxime laut und wahr genug zu ihren Untertanen spricht. Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entschlossenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anstrengung der Untertanen unterstützt werden muß, kann eine solche Zeitschrift dazu dienen, den Enthusiasmus zu beleben und zu erhalten, vorzüglich aber dem Auslande beweisen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Untertanen zu tun bekommt. Schon haben die Untertanen

<sup>1)</sup> Karl Friedrich Beyme, 1765—1838, 1791 Kammergerichtsrat, erregt die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms III., der ihn 1798 als Kabinettsrat beruft. Geschäftig, ohne an die wirkliche Reform zu gehen. Im Kabinett bearbeitete er die inneren Angelegenheiten. Nach der Katastrophe erwies er sich als nützlich und arbeitete, obwohl Stein und Hardenberg ihm feind waren, an der Reform mit. Von ihm stammt die Idee der Berliner Universität. 1808 wurde er Staatsminister und Großkanzler.

dem Könige sehr sprechende und rührende Beweise davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht, viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Untertanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absichten oder erraten solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzustellen und darin den Frieden für sein eigenes Reich und zugleich Genugthuung, die schönste, die sich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu suchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den preussischen Staaten eher das Gegenteil als die Äußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet schienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg bei der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getreide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern und alle Klassen von Untertanen haben sich an die Stände enge angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beispiel gegeben, so daß die Provinzen miteinander wetteiferten, die Lasten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edlen Wettstreites äußerte sich darin, daß keine ihr patriotisches Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen noch weiter, als es das Bedürfnis erforderte, und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Kurmark allein ein Geschenk von 10 000 Wspl. Roggen votiert. Und dies alles geschah in einem Jahre, wo man nur eben durch die größten Aufopferungen der Regierung einer Hungersnot entgangen war, so daß der König ins Mittel treten, das Opfer sich verbitten und damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt würde, die Lieferungen für angemessene Mittelpreise verhältnismäßig auf das ganze Land verteilen mußte. Wo hat man je ein so schönes Einverständnis zwischen Herrn und Volk gesehen? Wo anders als in Preußen kann man so etwas erwarten? In Preußen allein, dessen Völker den siebenjährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll bestanden und nicht verzweifelten, als die Hauptstadt zweimal in die Hände der Feinde geriet, als nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunersdorf fast alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren und der Staat nur in den Lagern des großen und einzigen Königs zu suchen war.

Lange hab' ich angestanden, ob ich auch nur einmal diese Tatsache bekannt werden lassen sollte. Der Gedanke, daß das Verschweigen derselben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmütige Nation sein würde, wozu Ew. Wohlgeboren Plan mit Veranlassung gab, siegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke im „Freimütigen“ zu erzählen und hiernächst in die Zeitungen übergehen zu lassen.

Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da soll es mir sehr angenehm sein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu sprechen.

21. Nov. 1805.

Weyme

N. S. Ich komme heute schon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ew. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr besuchen wollten.

Dieser Brief, so sehr er meinen Plan begünstigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Beyme hatte ich größere, umfassendere Ansichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, sich verständlicher gegen mich zu erklären. Dieses Troßen auf die Teilnahme des Volkes an dem König durch dargebrachte Getreidemassen, von seiten des Adels bewiesen, beklemmte mir die Brust. Mir schien, hier hätte nur davon die Rede sein sollen, daß das Volk sein eignes Wohl nicht durch 10 000 Wispel Roggen, sondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen verteidigen werde. Doch man scheute noch die Vorstellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erst Spaniens und Rußlands Beispiel ermutigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem siebenjährigen Kriege. Sie war längst zur Floskel geworden, die nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutschen Völker zu gewinnen, sie für das gemeinschaftliche Interesse zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden sollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutschland? Und zu welchem Zwecke hatte er sieben Jahre lang dieses verheert? Die Erwähnung des siebenjährigen Krieges, mit dem die Preußen so gern prunken, erregt bei andern Deutschen nur Ärger und Widerwillen. Und das wußte und bedachte Beyme nicht?

Ich ging am folgenden Tage zu ihm; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres erging. Bald nachher fiel die unglücklichste der Schlachten für Deutschland, die bei Austerlitz, vor. — Ich besuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach diesem Ereignisse die Erscheinung des Blattes nicht beschleunigt werden solle? „Wenn Sie jetzt noch den Mut haben, es zu schreiben“, sagte er fragend. — Jetzt gerade scheint es mir am notwendigsten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen ist. — „Nicht doch! Unsere Truppen sind auf dem Rückmarsche.“ — Ohne Ansbach und Bayreuth wieder genommen zu haben? — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz ist in Wien.“ — Haugwitz? wiederholte ich bang und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und sagte: „Haugwitz ist ein sehr gewandter Unterhändler und hat bestimmte Instruktionen. (Von Lombard, dachte ich seufzend.) Und wen hätten wir sonst schicken können?“ Ich war im Begriff, Hardenbergs Namen auszusprechen, aber mir fiel ein, daß, durch Lombards Ränke, sagte das Publikum, Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erscheinen des Blattes wurde bis Ende Februar verschoben und sodann ganz aufgegeben.

Daß die Befürchtungen des Publikums begründet gewesen waren, bewies der Erfolg sehr schnell. Haugwitz schloß einen Traktat, der den höchsten Unwillen des Königs erregte, der sich aber den Umständen nach nicht mehr umstoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zustande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England veruneinigt und das Mißtrauen gegen seine Politik, das heißt Lombards Ränke erhöht. Das Heer kehrte unmutig zurück und zeigte sogar Spuren von Indisziplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über seine erzwungene Untätigkeit. Der Enthusiasmus war bald so erloschen bei allen Ständen, daß, als sie im folgenden Jahre aufgefordert wurden,

Winterkleider fürs Heer zu liefern, es strenger Verordnungen dazu bedurfte und die Lieferung doch sehr faumselig geschah.

\*

Von allen Ausführungen Merckels bedarf das Kapitel über die Krisis des Winters 1805/06 vielleicht am meisten der beigefügten Warnungstafel, aber in seiner Einseitigkeit liegt eigentlich auch sein besonderer Wert. Nach dem verlorenen Feldzug von 1806 hatte ein Streit um die Schuldfrage genau so sich erhoben wie in unseren Tagen. Die Ansichten, die Merkel wiedergibt, sind die einseitigen einer ganz bestimmten Gruppe, die die historische Forschung der letzten Jahrzehnte sehr verändert hat. Natürlich steckt auch in seiner Anschauung ein berechtigter Kern, aber er ist nur recht klein.

Die politische Situation jener Jahre muß mit ganz wenigen Strichen umrissen werden. Die Politik Friedrich Wilhelms III., der eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten Preußens hatte, die ihm in der Verwaltung und in der äußeren Politik bei seinem Regierungsantritt drohten, war, was der schwierigen Lage des Staates und seinem eigenen zaudernden Charakter entsprach, die der *Neutralität* in den Wirren der napoleonischen Kriege. Diese Politik war starken Versuchungen von beiden Seiten ausgesetzt, der stärksten im Jahre 1799, als die Verhandlungen mit Rußland und England ziemlich weit gediehen waren und der französische Gesandte Siéyès sich sehr ungeschickt benommen hatte. Aber auch diesmal wurde die Linie der Neutralität, so starke Opfer sie forderte, innegehalten.

Die Stütze dieser Politik des Königs war sein *Kabinet*, eine Behörde, die innerhalb der preußischen Verwaltung eine eigenartige Stellung einnahm. Bei der starren Durchführung des monarchischen Gedankens in Preußen hatten die Minister des Landes bei weitem nicht die Vollmachten wie in anderen Staaten. Die Stelle, die ganz allein entschied, war der *König*, den die Minister verhältnismäßig selten sahen. Solange Friedrich der Große lebte, der diese Zentralisation ganz straff durchgeführt hatte und mit seiner Energie und seinem Verstande die ganzen Staatsgeschäfte zu beherrschen vermochte, konnte sein überragendes Genie den Gedanken der ständigen letzten Entscheidung durch den König selbst wirklich in die Tat umsetzen. Aber auch er konnte die damit verbundene mechanische Arbeit nicht bewältigen. Dazu diente ihm sein Kabinet, das Friedrich Wilhelm I. als sein Privatsekretariat geschaffen hatte. Daneben standen die Minister, die das Generaldirektorium bildeten, und von denen der Minister des Auswärtigen, den der König häufiger sah als seine Kollegen, die Bezeichnung Kabinettsminister führte. Eigene Initiative kam den Beamten des Kabinetts nicht zu, sie hießen Geheime Kabinettssekretäre, wurden schließlich sogar Geheime Kabinettsräte, aber was man von ihnen verlangte, war lediglich unbedingte Zuverlässigkeit, Beherrschung der Formen des Schriftverkehrs, Kenntnis der Geschäfte, letzten Endes also subalterne Fähigkeiten. Selbst eine so bedeutende Persönlichkeit wie der Geheime Kabinettsrat Menken, Bismarcks Großvater, der noch von Friedrich in das Kabinet berufen wurde mußte sich in die Schablone einfügen, wenn auch die persönliche Geschicklichkeit mancher Räte ihnen großen tatsächlichen Einfluß sicherte. Die Stellung des Kabinetts änderte sich, als Friedrichs Augen sich geschlossen hatten und sein Neffe die straffen Zügel sinken ließ. Und Friedrich Wilhelm III. lehnte sich ebenfalls stark auf das Kabinet, in dem er den Träger der Tradition des großen Königs erblicken mußte.

1786 war noch von Friedrich II. der neunzehnjährige Sohn eines Friseurs aus der französischen Kolonie Johann Wilhelm *Lombard* auf Empfehlung des Oberkonsistorialrates Erman als Kabinettskanzlist angestellt worden. Einige

Probeentwürfe in französischer Sprache hatte der junge Angehörige der Kolonie, von dem der König schon früher ein französisches Drama Virginia, das Lombard als Knabe geschrieben, gesehen hatte, zu Friedrichs Zufriedenheit gemacht. Bald nach dem Regierungsantritt des neuen Königs wurde er Geheimer Kabinettssekretär und arbeitete unter Menken. 1790 heiratete er Dorothea Gilly, eine Verwandte des bekannten Architekten; der Briefwechsel aus ihrer Brautzeit, zärtlicher Liebe voll, ist noch erhalten. Seine Begabung setzte sich schnell durch, so daß man ihn bald zu wichtigeren Geschäften heranzog. Er begleitete den König mit anderen Beamten des Kabinetts auf Reisen, machte auch die Kampagne in Frankreich mit, wurde von den Franzosen gefangen, aber wieder ausgewechselt, erkrankte und kehrte mit dem König zurück, der ihm in dieser Zeit seine Gunst geschenkt hatte. Daß Lombard sich diese Gunst auf dem Umwege über die Lichtenau erschlichen hat, an ihren Gelagen teilnahm oder überhaupt in näheren Beziehungen zu den Ränkeschmieden am Hofe Friedrich Wilhelms II. gestanden hat, ist nicht wahr. Die Gräfin Lichtenau selbst berichtet, sie sei Lombard nur ein einziges Mal im Hause des Grafen Haugwitz begegnet.

Immerhin machte die Gunst des Königs Lombard seinem Nachfolger zunächst verdächtig. Bald freilich wurde sein Einfluß größer als ehedem, indem nämlich innerhalb des Kabinetts eine Ressortenteilung vorgenommen wurde, bei der Lombard, der erst später zum Geheimen Kabinettsrat ernannt wurde, das Auswärtige zufiel. Bei dieser Geschäftsteilung hatte er mit dem Minister des Auswärtigen, dem Grafen Haugwitz, zusammen zu arbeiten.

Christian August Heinrich Kurt Graf von Haugwitz war 1752 in Penke in Schlesien geboren, hatte in Halle und Göttingen studiert und in Fühlung mit den Stolbergs, Goethe und Lavater, aber auch mit Cagliostro gestanden. Später zogen ihn die Herrnhuter an, und von den deutschen Dichtern unterhält jetzt Mathias Claudius Beziehungen zu ihm. Den hochgebildeten Mann beruft man 1791 zum Generallandschaftsdirektor von Schlesien. Auch Friedrich Wilhelm II. bemüht sich um ihn, aber erst, als Kaiser Leopold II., der damals ein Bündnis mit Preußen betrieb, ihn sich als Gesandten erbat, willigte er ein, kam aber erst 1792 nach des Kaisers Tod. Dann holt ihn der König als Kabinettsminister nach Berlin. Seine Verhandlungen über Polen und mit Frankreich interessieren hier weniger, jedenfalls behält er sein Amt auch unter dem jungen König und wird der Träger der Neutralitätspolitik. Freilich nicht einer Neutralitätspolitik um jeden Preis, denn bei den schon erwähnten Verhandlungen von 1799 neigt er so gut wie Lombard zum Bruch mit Frankreich. Nur das Zaudern des Königs gab den Ausschlag für die Beibehaltung der Neutralität. Lombard fügte sich der Entscheidung schnell, aber auch Haugwitz blieb trotz der Desavouierung. Die Neutralitätspolitik schien sogar Früchte zu tragen; am 23. Mai 1802 wurde zwischen Preußen und Frankreich unter Vermittlung des Gesandten Lucchesini<sup>1)</sup> ein Entschädigungsvertrag geschlossen; Preußen verzichtete auf die französischen Bistümer, das Herzogtum Westfalen und Recklinghausen, erhielt aber den Hauptteil von Münster, einige andere Gebiete, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, das Eichsfeld und für den Prinzen von Dranien Fulda und Corvey. Bei den Verhandlungen hatte Lombards Bruder Peter, der sich tatsächlich der besonderen Gunst des Grafen Haugwitz erfreute, als Sekretär Lucchesinis gute Dienste leisten können. Er war später Legationsrat im Auswärtigen Amt. Unser Lombard erhielt, wie das damals gang und gäbe war, von Napoleon beim Abschluß des Vertrages ein Geschenk von tausend Louisdor.

<sup>1)</sup> Girolamo Marquis L u c c h e s i n i , 1751 in Lucca geboren, durch d'Allembert bei Friedrich II. eingeführt, 1780 preussischer Kammerherr, unter Friedrich Wilhelm II. zur Diplomatie herangezogen, Gesandter in Warschau und Wien, seit 1800 in Paris. 1807 aus dem Dienste ausgeschieden, ging er in seine Heimat, wo er 1825 starb.

Die nächste Folgezeit brachte Lombard weitere Steigerungen seines Ansehens. Nicht nur, daß sein politischer Einfluß ständig zunahm, auch mit seinen Privatneigungen entete er Anerkennungen. Er hatte ja schon als Knabe französische Dichtungen verfaßt. Jetzt ließ er in Paris und Berlin eine französische Übersetzung des vierten Gesanges der Aeneide erscheinen; unter der Hand hatte man ihm versprochen, ihn zum Mitglied des französischen Instituts zu machen. Er wurde jedoch nur in die Akademie von Nîmes aufgenommen. Dafür machte ihn aber die philosophische Klasse der Berliner Akademie — zugleich mit Kosebue — zu ihrem Mitgliede. 1803 wurde ihm auch eine wichtige diplomatische Mission anvertraut. Die Franzosen hatten Hannover besetzt, und durch die damit verbundene Schädigung des preussischen Ansehens in Norddeutschland waren die Beziehungen wieder gespannt geworden. Haugwitz befürwortete einen schärferen Ton, ja, trat für eine Teilmobilisierung und Verständigung mit Rußland ein. Um Klarheit zu schaffen, entschloß sich der König, Lombard als Sondergesandten zu Napoleon nach Brüssel zu schicken.

Hier, wo Lombard wirklich diplomatische Geschicklichkeit beweisen konnte, hat er sich von Napoleon regelrecht einwickeln lassen. Der erste Konsul begegnete ihm mit gewinnender Liebenswürdigkeit; lud ihn wiederholt ein, schenkte ihm sein von Isabey gemaltes Porträt, aber wirkliche Zugeständnisse machte er nicht. Wohl war Lombard mit geringen Erwartungen gekommen, aber was er zurückbrachte, war auch blutwenig, waren nur angenehme Eindrücke. Die Verhandlungen gingen im Grunde ergebnislos bis zum Frühjahr 1804 weiter. Schließlich verlangte Haugwitz den Anschluß an Rußland, und als sein Ratschlag nicht angenommen wurde, legte er seine Tätigkeit einstweilen nieder.

Sein Nachfolger wurde Hardenberg, der aus braunschweigischen Diensten kommend, Preußen in Ansbach und Bayreuth großen Nutzen gebracht hatte und damals schon zum Rabinettminister ernannt war. Hardenbergs politische Ansichten entsprachen in dieser Zeit etwa denen von Haugwitz. Die Neutralitätspolitik wurde fortgesetzt, selbst Ereignisse wie die Ermordung des Herzogs von Enghien wurden trotz des Wunsches der Königin, Hoftrauer deswegen anzulegen, krampfhaft übersehen. Haugwitz, der nicht regelrecht aus dem Dienst ausgeschieden war, sondern von allem unterrichtet werden und seinen Rat geben sollte, der auch gelegentlich Hardenberg vertrat, behielt den Standpunkt der schärferen Tonart bei. Da ließ Frankreich in frechem Völkerrechtsbruch den englischen Geschäftsträger für den niedersächsischen Kreis, Ritter Rumbold, durch eine Abteilung Infanterie, die über die Elbe setzte, bei Hamburg verhaften. Diese Gewalttat konnte Preußen sich nicht bieten lassen. Man beschloß, die Freilassung Rumbolds zu fordern, im anderen Falle das Schwert zu ziehen. Wenig Hoffnung war vorhanden, daß Napoleon dem Verlangen entsprechen werde; aber trotzdem geschah das Nichterwartete. Lombard triumphierte, wenn auch nach außen hin der tatsächlich erreichte Erfolg, um Napoleons Eigenliebe zu schonen, nicht betont wurde.

Der Erfolg bedeutete nur einen kurzen Lichtblick. Rußland, England und Oesterreich hatten die dritte Koalition geschlossen, zu der sie Preußen herüberzuziehen versuchten. Dagegen bot Napoleon Preußen Hannover an, ja, es fehlte wenig, daß es unter Zustimmung Hardenbergs zum Bündnis gekommen wäre, zumal da Alexander reichlich ungeschickt verfuhr; da verletzte Napoleon die Neutralität der fränkischen Bistümer, und damit fiel der König ganz auf die andere Seite. Man brach zwar die Beziehungen zu Frankreich nicht ab, aber allgemein neigte man sich zu der Ansicht, daß Preußen nunmehr loszuschlagen müßte. Alexander kam selbst nach Potsdam, wo die Fürsten sich am Sarge Friedrichs des Großen Treue gelobten, und am 3. November wurde ein Vertrag mit Rußland geschlossen. In dem Spiel der Parteien schien die Kriegspartei die Oberhand zu behalten.

Denn in den Kreisen, die verantwortlich oder nicht verantwortlich die preußische Politik beeinflussten, bestanden scharf geschieden, eine Kriegspartei und eine Neutralitätspartei. Der gewichtigste Vertreter der Neutralität war der König selbst; Haugwitz und Lombard hingen ihr fast unbedingt an, und die Gegenpartei sah in ihnen die hervorragendsten Vertreter des Systems. Daneben glaubte man den Gesandten in Paris Lucchesini mit ihr verbündet. Schließlich ist ihr bis zu diesem Zeitpunkte wenigstens praktisch auch Hardenberg zuzuzählen, der sich sogar zum Bündnis mit Frankreich hatte verstehen wollen. Die Stimmung im Volke läßt sich heute schwer beurteilen. Neutralität ist ein Wort, das nicht geeignet ist, Begeisterung zu wecken und die Massen mit sich fortzureißen. Viel besser läßt sich eine frankophile Partei feststellen. Einer ihrer Wortführer war der Publizist Friedrich Buchholz, ein Journalist mit originellen Ideen, der damals den politischen Teil der Wossischen Zeitung leitete. Daß diese Zeitung schon damals im Grunde dieselbe, stark gegen England gerichtete, ja zum Teil mit denselben Argumenten operierende Kontinentalpolitik wie heute führte, ist ein seltsamer Zufall. Ein Journalist minderer Qualität war Karl Julius Lange, der später den geradezu liebedienersischen „Telegraphen“ redigierte und sich durch seine Servilität so verhaßt machte, daß er später fliehen mußte. Daß sie französisch orientiert waren, zeigten eine Anzahl von Schriftstellern, wie der Kriegsrat Friedrich von Cölln, Heinrich von Bülow, Hans von Helldorf, ein tapferer Bekämpfer der Korruption, und der Oberst von Massenbach in Büchern, die sie nach dem Zusammenbruch veröffentlichten. Der Gegensatz der Kriegspartei zur Gruppe Haugwitz und Lombard war in diesem Augenblick noch nicht so scharf, wie er sich später gestalten sollte; sie hatte sich auch innerlich noch nicht so eng zusammengeschlossen. Ihr Mittelpunkt begann der Freiherr von Stein zu werden. Auch die Königin, Prinz Louis Ferdinand, mehrere andere Prinzen, der General von Röchel und andere Offiziere zählten sich dazu, wie denn überhaupt die Stimmung der Armee für ein Losschlagen gegen Frankreich war. Solche Stimmung fand gelegentlich in geradezu unklugen Laten von Offizieren ihren Ausdruck.

Einstweilen war die Ansicht, daß es zum Kriege gegen Frankreich kommen müsse, ziemlich einheitlich. Und deshalb wollte man den Feldzug in jeder Hinsicht sorgsam vorbereiten. Mit merkwürdiger Einsicht erkannte man damals die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung, und so entwickelte sich der Plan, den Merkel in seinen Erinnerungen dargestellt hat. In der kontinentalen Presse — die englische hat ihre Sonderentwicklung gehabt — hatte die französische Revolution und das Auftreten Napoleons eine neue Strömung gebracht. Napoleon hatte es verstanden, sich aus der Presse des revolutionären Frankreich ein Werkzeug von größtem Nutzen für seine Politik zurecht zu biegen. Der *Moniteur* wird unter ihm das große offiziöse Blatt, durch das er zu den Völkern spricht. Und die Völker wie ihre Beherrscher lauschen den Worten. Die anderen Pariser Zeitungen gaben die Begleitung zu der Leitmelodie. Man versteht, daß die fremden Regierungen die Wirkung dieser Presstechnik unangenehm zu spüren begannen; daß auch in Preußen mit dem Ungerschen Vorschlag eines preußischen National-Anzeigers die Idee eines großen offiziellen Blattes mit ausgedehntem Nachrichtendienst auftauchte, habe ich bereits früher erzählt. Damals hatte die bürokratische Kurzsichtigkeit und obrigkeitliche Angflichkeit dem bedeutenden Plane kurzweg den Hals abgedreht. Jetzt war eine günstigere Stimmung vorhanden. Merkel hatte schon vor dieser Zeit den *Freimütigen* vorsichtig politisiert, seltsamerweise, indem er den „Nichtpolitische Zeitung“ genannten Teil dazu benutzte. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Gedanke des *Antimoniteurs* ganz allein in seinem eigenen Hirn gewachsen ist. Das Wahrscheinliche ist, daß sich verschiedene Pläne gekreuzt haben, daß aber die verschiedenen Urheber auch die Sache selbst

ganz verschieden angesehen haben. Hardenberg erwähnt in seinen Erinnerungen den Plan zum Zuschauer mit folgenden Worten: „Wir hatten uns auch im voraus mit einer Druckschrift und einem fortzuführenden Journale beschäftigt, die bestimmt sein sollten, wenn der Krieg ausbräche, die öffentliche Meinung zu gewinnen. Johannes von Müller<sup>1)</sup> hatte die Anfertigung der ersten und die Leitung der letzten übernommen, und dem berühmten Verfasser zu Ehren füge ich (in dem Urkundenanhang) den Plan zu ersterer hier bei. Die Zeitschrift ist ebendieselbe, von der Friedrich Buchholz, bei dem unter anderen sonderbaren politischen Ansichten die Feindschaft gegen England so zur fixen Idee geworden ist, daß er es, wie Don Quichote die Ritter und Riesen, in allen Gegenständen bekämpft, irgendwo unter bitteren persönlichen Bemerkungen sagt, er habe den Antrag abgewiesen, daran teilzunehmen.“ Die Druckschrift Johannes von Müllers entwickelt mit ausführlicher Disposition den Plan einer Propagandaschrift, die dartun sollte, wie Preußen in den zu erwartenden Krieg hineingezwungen sei. Daran sollten sich dann zwei Zeitungen anschließen, die Müller mit folgenden Worten erwähnt: „Alsdann vom neuen Jahr an ein deutsches und ein französisches historisch-politisches Journal nach der Art, aber im Gegensatz des Moniteurs; wenn die Redaktion der Verfasser (Müller), das übrige der französischen Journale Fauche-Vorel, der deutschen Merkel besorgen würde, um der öffentlichen Meinung endlich einen vaterländischen Umschwung zu geben.“ Hier stellt sich der Plan also anders dar. Der Historiker, der in Büchern zu wirken gewohnt ist, betont in erster Linie die Propagandaschrift; unter der Ausföhrung des Zeitungsplanes vermag er sich anscheinend nicht so viel Tatsächliches vorzustellen. Er sowohl wie Hardenberg sprechen von den Journalisten — nach Müllers Druckschrift sollte man annehmen, als hätten sie etwa Sekretärdienste zu verrichten — etwas von oben herab. Aber der Plan hat sich schon erweitert. Nicht nur eine deutsche, sondern auch eine französische Zeitung soll entstehen. Fauche-Vorel, der sie machen soll, ist ein Buchhändler aus Neuchâtel, der als Agent Ludwig XVIII. wirkte. Er hatte lange im Temple gesessen, war dann aber befreit und wirkte nun mit Pichegru und dem Prinzen Condé gegen die Revolution und gegen Napoleon. Er schmuggelte später eine Proklamation des Präzidenten in tausenden von Exemplaren über Wesel und Frankfurt nach Frankreich. Napoleon war dadurch sehr verschupft; er machte Haugwitz Vorwürfe; als man aber zur Aufhebung Fauche-Vorels schreiten wollte, war der schon nach England verschwunden. Später bekam er den preußischen Adel, wie die Allgemeine Zeitung behauptete, wegen seiner Verdienste um die Verbesserung der „nicht stinkenden Abtritte“.

Die Erwähnung von Buchholz durch Hardenberg bezieht sich auf Ausföhrungen in der von diesem anonym 1807 herausgegebenen Schmähdruckschrift „Galerie preußischer Charaktere“, die damals von den vielen nach dem Zusammenbruch erschienenen Enthüllungsschriften — das war nicht nur 1819 so — neben Köllns „Feuerbränden“ am meisten Aufsehen machte. Sie kennzeichnet die Stellung des Wortführers der Franzosenpartei zu dem Plan und gibt somit das Bild von der anderen Seite. Buchholz, der sich für so bedeutend hält, daß er sich in dem Buche ein besonderes Kapitel widmet, erzählt:

„Herr D. Merkel, bis zum 17. oder 18. Oktober 1806 Redakteur des Freimütigen und ein entschlossener Lobredner Alexanders I., in welchem er ein Genie erster Größe sieht, hatte bald nach der Schlacht bei Ulm den heroischen Gedanken,

<sup>1)</sup> Johannes von Müller, geborener Schweizer, 1752—1809, kam 1804 von Österreich nach Berlin, wurde hier Geheimer Rat, ständiger Sekretär der Akademie und Historiograph des königlichen Hofes. Man erwartete von ihm eine Geschichte Friedrichs des Großen. Nach dem Zusammenbruch wurde er Renegat und Minister Teromes.

Herausgeber eines politischen Blattes zu werden, dessen Kühnheit die Welt in Erstaunen setzen und den *Moniteur*, wenn nicht verdrängen, so doch ihm wenigstens das Gleichgewicht halten sollte. Er teilte seinen Gedanken mehreren Ministern mit, die ihn vortrefflich fanden und Herrn M. Unterstützung versprachen; vorzüglich begünstigten Hardenberg und Schulenburg diese, ihrer Meinung nach dem preussischen Staate sehr angemessene Unternehmung. Es war indes ein Unglück, daß der kühne Merkel (nebenher anzumerken, gleichfalls ein kleiner, gewiß nicht fünf Fuß hoher Mann) kein Jota von der Politik verstand. Wie war nun diesem Übel abzuhelpfen? Er wendete sich an den Geh. Rat von Müller, in der Voraussetzung, daß dieser aus allen Kräften an dem Blatte mitarbeiten würde, das er selbst nur zu redigieren gedachte. Und hierin betrog er sich nicht ganz. Müller schlug ein, sobald Merkel nur seinen Antrag vollendet hatte, und versprach fürs erste eine Einleitung in dem preussischen *Moniteur*, die eine große Sensation hervorbringen sollte. Mit diesem Versprechen kam Merkel zu Friedrich Buchholz, wahrscheinlich, weil er voraussetzte, daß man für Geld und gute Worte alles in der Welt erhalten könne. Buchholz erkundigte sich nach der Tendenz des soi-disant Regierungsblattes, das, wenn ich nicht irre, der *Zuschauer* genannt werden sollte. Merkel machte ihm kein Geheimnis daraus, daß es gegen Frankreich gerichtet sein sollte. „Wer leistet die Garantie für ein solches Blatt?“ fragte Buchholz. — „Der preussische Staat“, erwiderte Merkel. „Nun, so kann ich keinen Anteil an dem Blatte nehmen,“ fuhr Buchholz fort, „denn ich halte diese Garantie für keine. Wozu überhaupt eine solche Opposition? Der *Moniteur*, sofern er beleidigt, ist nur gegen England und dessen Bundesgenossen gerichtet, und diese Richtung ist gut, weil Englands Verfassung, wenn sie nur noch 20 Jahre fort dauert, den Untergang der ganzen kultivierten Welt nach sich zieht.“

Es war unmöglich, Merkeln hiervon zu überzeugen. Gelockt von dem großen Gewinne, den er sich von der Herausgabe eines preussischen Regierungsblattes versprach, hörte er nicht auf, Buchholzen zur Teilnahme an demselben bereden zu wollen; und als dieser sich gleich blieb, setzte er Personen in Bewegung, von deren Autorität er sich etwas versprach. Buchholz beharrte indes auf seinem einmal gefaßten Entschlusse und rettete sich zuletzt vor weiteren Zudringlichkeiten durch die farlastische Erklärung, „daß er sich nicht aufgelegt fühle, zwischen einem Letten (Merkel) und einem Schweizer (Müller) in der Mitte zu stehen, und daß er einen Schwaben dazu in Vorschlag bringen wolle“. Diese Erklärung wurde ungefähr um eben die Zeit gegeben, als sich die Russen in den Gefilden von Austerlitz schlagen ließen, und nach dieser denkwürdigen Schlacht war denn nicht länger die Rede von einem preussischen Regierungsblatte, welches dem *Moniteur* das Gleichgewicht halten sollte. Nie kam also Müllers kraftvolle Einleitung zustande!).

Außer der Denkschrift Johannes von Müllers, die Hardenberg mit seinen Erinnerungen veröffentlicht hat, befinden sich im Nachlaß Hardenbergs im Berliner Geheimen Staatsarchiv noch einige Akten, die über das weitere Schicksal des Planes Auskunft geben. Nicht Hardenberg, sondern Stein hatte die Denkschrift am 26. Oktober dem König überreicht. Er erhält den Plan genehmigt mit folgender Rabinetsorder vom 2. November zurück: „Mein lieber Staatsminister Frhr. v. Stein. Es ist mir besonders angenehm gewesen, aus Eurem Bericht vom 26. v. M. zu ersehen, daß Ihr die von Mir genehmigten

1) Gegen diese Darstellung Buchholz' hat Merkel sich, anscheinend im *Zuschauer* — die Erwiderung ist dann in den „*Aufsätzen*, während des Krieges geschrieben“ nachgedruckt — zur Wehr gesetzt. Danach hat nicht er, sondern Frau Sander Buchholz als Mitarbeiter vorgeschlagen, und sie scheint auch die „*Autoritäten*“ darstellen zu sollen.

aufserordentlichen Hilfsmittel zur Ausführung der für die Sicherheit des Staates erforderlichen Unternehmungen aufs neue in ihrem Zusammenhange, nach ihrer Natur und Wirkung sowohl zu dem vorhabenden Zweck als in Beziehung auf die öffentliche Meinung erwogen habt, in Eurer Meinung von der Zweckmäßigkeit und Sicherheit derselben bekräftigt worden seid. Ich finde Euer ganzes Raisonement hierüber sehr gegründet und insonderheit es sehr ratsam, durch eine in der Stille zu veranlassende und zu autorisierende Schrift die Begriffe des Publikums von der Notwendigkeit dieser Maßregeln und von der Güte der Absichten und Ansichten zu bestimmen und zu befestigen. Ihr könnt daher eine solche Schrift veranstalten, müßt Euch aber dazu eines klassischen Schriftstellers, dem Ihr und der Staatsminister Frhr. v. Hardenberg die nötigen Daten anvertrauen könnt, bedienen, und die Erscheinung der Schrift im Druck so lange aussetzen, bis die Maßregeln publiziert und zugleich die Schritte der Regierung, welche solche erweisen, dem Publikum vorgelegt werden können. Ich bin usw.“ Damit hat sich der Kreis der Befürworter der Propaganda um Stein und den von Buchholz genannten Minister Grafen von Schulenburg erweitert. Stein, der sich damals in Berlin aufhielt, sandte die Kabinettsorder am 3. November nach Potsdam an Hardenberg. Er fügt ein offizielles deutsches Schreiben, in dem er sich weitere Rücksprache über Inhalt der Schrift und Auswahl des Bearbeiters vorbehält, und ein zweites französisches bei. In den folgenden Tagen ist dann Merckels Plan im einzelnen ausgereift. Am 9. November teilt er Böttiger zuerst mit, daß er ein politisch-historisches Blatt herausgeben will, das unter einem unbefangenen Titel einen Krieg auf Leben und Tod mit dem Moniteur führen soll. Vom Kabinett könne er so ziemlich sicher auf offizielle Nachrichten rechnen. „Die Art, wie man meine kurzen politischen Deklamationen im Publikum aufgenommen hat, bürgt mir für eine sehr lebhaftere Empfänglichkeit, und Joh. Müller, Buchholz (!) und andere Bedeutende haben mir ihre eifrige Unterstützung versprochen.“

Nach dem Empfang der Antwort Beymes jubelt er (am 1. Dezember): „Mein Plan ist nicht allein gelungen, sondern der König selbst hat mich seines Beifalls versichern lassen, Beyme mir alles versprechen, was er tun könne, um mir nützlich und dankbar zu sein, die Minister sind sehr froh über den Gedanken eines solchen Blattes, versprechen mir Instruktionen, bitten mich zu Tisch usw. Johannes Müller wird mein fleißigster Gehilfe und — Jenfor. Kurz, alles geht nach Wunsch, und ich werde so glücklich sein, Deutschlands höchstem Bedürfnis vielleicht abhelfen zu können.“ Er bittet Böttiger, den Zuschauer im Deutschen Merkur anzukündigen. Um mit möglichst vielen Buchhändlern in Verbindung zu stehen, habe er den Zuschauer Sander, der mit Müller liiert sei, in Verlag gegeben. Die so oft zerrissene Freundschaft ist also wieder geleimt<sup>1)</sup>. Ursprünglich freilich sollte Frölich, der auch auf der ersten Ankündigung

<sup>1)</sup> Sander begegnet uns hier zum letzten Male. Er scheint bedeutend genug, um kurz auf seinen Ausgang hinzuweisen, den sein letzter erscheinender Brief an Böttiger aus Stendal vom 18. 5. 1814 offenbart. Nach der Katastrophe von Jena hatte er sich an wilde Geschäfte gewagt und die Buchholz'sche Schmähschrift „Galerie preussischer Charaktere“ verlegt, bei der er es sich zum Verdienste anrechnete, die Kapitel gegen Personen des königlichen Hauses unterdrückt zu haben. Später sah er sich genötigt, die Buchhandlung seiner Frau zu übertragen, die ihn dann gänzlich hinauswarf und ihm die eheliche Gemeinschaft verweigerte. Er schreibt darüber: „Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß vom Jahre 1803 mein vorher so schönes häusliches Glück zerrüttet war. Die Schuld lag an der neuen Ästhetik der poetischen Poeten, die damals in der deutschen Literatur rumorten, und von denen sich, unter vielen anderen Weibern, auch meine Frau betören ließ; doch auch an mir selbst, daß ich auf den Besitz dieser Frau eitel war und sie daher mit nach Leipzig, Jena und Weimar nahm, wo ihr Schmeicheleien den Kopf verdrehten, so daß sie, eine von Goethe selbst

zeichnet, der Verleger sein. In dieser Ankündigung, einem einseitigen Blatt in Quart, das der Eingabe an Beyme beiliegt, kündigte er als Inhalt des Zuschauers die Geschichte des Tages, kurze politische Abhandlungen, Schilderungen, Erörterungen, historische Bruchstücke und Beurteilungen und Auszüge von wichtigen politischen, militärischen und historischen Werken an. Das Blatt soll zweimal wöchentlich in Folio, also wie der *Moniteur* und doppelt so groß wie die damaligen deutschen Zeitungen erscheinen. Sein Programm lautet: „Im allgemeinen ist der Zweck dieses Blattes: durch Verbreitung richtiger politischer Begriffe und Ansichten wahren und allgemeinen Patriotismus in Deutschland zu erwecken. Das Nähere sage jedem, der es wert ist, ein Preuße, ein Deutscher zu sein, das eigene Selbstgefühl. — Der Herausgeber wagt dieses Unternehmen auf die Zusage der ersten politischen Schriftsteller Berlins, ihn zu unterstützen, aber auch die Zuversicht, daß die reine Absicht und der Charakter der Schrift ihr bald die Teilnahme aller patriotischen Denker in Deutschland erwerben werden.“

Eingehender erörtert er seinen Plan in einem Briefe an Böttiger, der Bedenken erhoben hat (vom 8. Dezember): „Vogue la galère! Ich habe mehr günstigen Wind als ich brauche, nicht nur alle gewünschten Verheißungen von den hiesigen Ministern, sondern auch schon Anerbietungen von zwei Gesandten großer Höfe, wenn ich nur Relationen von ihnen annehme will<sup>1)</sup>. Die Idee des Blattes wirkt in allen Köpfen lebhaft und glücklich. Ihre Besorgnisse verstehe ich nicht. Daß keine Invektiven gegen B(onaparte) und sein Volk vorkommen sollen, versteht sich von selbst, und daß ich in dem Sinne des Kabinetts immer bleiben werde, gleichfalls, denn — es fällt mir gar nicht ein, auf meine eigene Hand den Volksprediger machen zu wollen. Ich will Deutschland ein offiziell-räsonnierendes Blatt geben, da es ein solches braucht, nicht aber den philosophischen Messias spielen; hält man mit den Notizen und Relationen Wort, so wird für die politisch-literarischen Raisonnements wenig Raum bleiben, und was die übrigen betrifft, so wird man für oder wider England oder Frankreich sprechen, je nachdem das Kabinett gesinnt ist. Die Regierung braucht ein Mittel, die öffentliche Meinung zu lenken, und ich will ihr — ohne das für bezahlte zu werden — eines liefern. Das ist alles. Was ist dabei für Gefahr? Freilich soll mein Zuschauer den Vorzug vor dem *Moniteur* haben, daß er auch Debatten aufstellt; aber es versteht sich, daß auch diese im Sinne der Regierung geführt werden müssen. Wir Privatmänner müssen es uns nicht herausnehmen, dem Volk durch Zeitungen unsere Privatansichten aufdrängen zu wollen. Das führt nur zu Unfug. (!) Etwas anderes ist es mit Büchern. — Mir ist, als sähe ich Sie von den vorstehenden Ausführungen aus meiner Feder überrascht; aber sie sind jederzeit meine feste Überzeugung gewesen. Gegen die preussische Regierung hätte ich nie so etwas geschrieben, als ich gegen den holländischen Adel schrieb . . .“ Man sieht, daß ihn die Gunst

für „poetisch“ erklärte „Natur“, auf mich, eine so „gemeine, prosaische“, nur mit Verachtung heruntersah. Mein Haus wurde mir bald, zu meinem größten Mißvergnügen, ein Sammelplatz der mir so widrigen Afters-Poeten und Afters-Philosophen, die sich an dem Teetisch meiner Frau recht wohl befanden und von ihr sehr oft zum Abendessen behalten wurden. Daß eine Zeitlang einer ganz erklärter Liebding war, in so hohem Grade, daß mir die eheliche Treue meiner Frau verdächtig werden mußte, will ich übergehen, um nicht allzu schmerzliche Wunden, die nur verharscht sind, wieder aufzureißen . . .“ Als Sander diesen Brief schrieb, hatte er ein kleines Amtchen, das ihm aber verloren zu gehen drohte. Nun bittet er Böttiger an, er möge ihm Arbeit besorgen, gleichgültig, was es sei. Böttiger hat, scheint es, den Brief nicht beantwortet. Ein literarisches Denkmal hat Fontane Sander im Schach von Wuthenow errichtet.

<sup>1)</sup> Wie die Dinge lagen, wird es sich um Rußland und Oesterreich handeln.

der Mächtigen schnell zu einer Art von Macchiavellismus geführt hat, der, vielleicht um Böttigers Bedenken zu beseitigen, vielleicht auch, um sich selbst zu überzeugen, ganz knallig zum Ausdruck kommt. Um die vermehrte Arbeitslast tragen zu können, will er einen Herrn Friedrichsen, der auch sonst als Mitarbeiter des Freimütigen vorkommt, als Gehilfen anstellen, übrigens Kogebue ganz den Stuhl vor die Tür setzen.

Noch ein Wort ist über das Bündnis mit Johannes v. Müller zu sagen, den Schweizer Historiker, der als preussischer Historiograph von Wien, wo er ziemlich kaltgestellt saß, nach Berlin geholt war. Sein Ruhm war groß, und man erwartete das Bedeutendste von ihm. Er hatte bald nach seiner Ankunft Merkel besucht, der aber keinen Gefallen an ihm fand. „Ich kann mich nicht überwinden,“ schreibt er an Böttiger, „den Besuch zu erwidern. Sie fragen mich um mein Urteil über ihn. Hier haben Sie es in vier Worten: ich kann ihn nicht leiden.“ Ein solches Urteil überrascht selbst bei Merkel. Vielleicht läßt sich die instinktive Abneigung aber dadurch erklären, daß irgend etwas in Merkel gegen eine Eigenschaft des Historikers revoltierte: Müller galt, wie übrigens auch Jffland und der Buchdrucker Unger, als homosexuell und scheint es wirklich gewesen zu sein. Vielleicht liegt darin seine außergewöhnliche Beeindruckbarkeit begründet, die ihn später aus dem erbitterten Feinde Napoleons zu seinem Bewunderer, ja zum westfälischen Minister machte. Jedenfalls machte das Bündnis den allergrößten Eindruck, und insofern hatte Merkel richtig gerechnet. Hören wir wieder den übrigens auch Müllers abnorme Veranlagung zynisch erwähnenden Barnhagen (Brief an Chamisso vom 31. Dezember 1805): „Im neuen Jahr erscheint bei Sander der Zuschauer, eine politische Zeitschrift von Garlieb Merkel, und sein Genosse ist, *аldop 'Аpreior!* ist — Johannes Müller. Hardenberg und Beyme liefern offizielle Berichte. Es ist Zeit, daß der niederträchtige Merkel nur wieder einmal an seine Sterblichkeit erinnert werde. Und Johannes Müller? Was kann ihn an Merkel, dem Kegel und Ekel gefallen als etwa dessen A . . . ? Die Kenien sagen ihm:

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?

Er bleibt klein wie zuvor. Du hast den Höcker davon.

So laß uns denn diese Verschlechterung fester noch gegen die Kanaille verbunden machen.“

Inzwischen drohten aber die schönen Pläne schon zu Wasser zu zerrinnen. Haugwitz war am 14. November abgereist, um Napoleon die preussischen Forderungen zu überbringen. Er reiste absichtlich langsam, denn die Mobilisierung sollte mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Als er daher am 28. November die erste Unterredung mit Napoleon hatte, formulierte er die preussischen Forderungen nicht. Erst am 14. Dezember hatte er in Schönbrunn die zweite Audienz bei ihm, und inzwischen hatte sich die Lage entscheidend geändert. In der Schlacht bei Austerlitz war Österreich schwer geschlagen, am 6. Dezember hatte es einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen. Während in Berlin wilde Gerüchte herumschwirrten, ja, während man an einen Sieg der Verbündeten glaubte — Willibald Alexis, der diese Zeit in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ geschildert hat, führt, anscheinend nach Erzählungen solcher, die es miterlebt haben, bei der Darstellung dieser Lage Merkel als handelnde Person in seinen Roman ein —, mußte der Unterhändler, den man sich in Berlin dachte wie jenen Römer, der den Krieg und den Frieden in den Falten seiner toga barg, nicht nur den Frieden, sondern sogar ein Bündnis mit dem Sieger mit nach Haus nehmen, das gegen Abtretung von Ansbach, Neufchatel und Alwe den Besitz von Hannover bringen sollte.

Die Enttäuschung in Berlin war fürchterlich. Nur der König und die Kabinettsräte suchten Gutes in den Abmachungen zu finden. Doch zur unbe-

dingten Annahme des Schönbrunner Vertrages konnten auch sie sich nicht entschließen. Aber Napoleon weigerte sich, den veränderten Vertrag anzuerkennen, und so kam es — da man inzwischen die Demobilisierung durchgeführt hatte — zu dem Vertrag von Paris, in dem Preußen ohne ein Mehr dagegen einzutauschen, auch noch Bayreuth, die Grafschaft Mark und Osnabrück abtrat. Um so mehr wuchs die Wut bei der preussischen Kriegspartei. Hardenberg, dem Napoleon besonders feindlich war, mußte zurücktreten, Haugwitz übernahm wieder die Leitung des Auswärtigen Amtes. Freilich verschwand Hardenberg nicht ganz, sondern führte geheime Verhandlungen mit Rußland, die einen Rückversicherungsvertrag zwischen Petersburg und Berlin herbeiführten, nach dem Preußen den Pariser Vertrag so verstand, daß es nicht gehalten sei, an Frankreichs Seite gegen Rußland zu marschieren. Aber gerade diese Politik mit doppeltem Boden schlang später die Schlinge, in der sich Preußen fing. In die Herausgabe des Zuschauers war, nachdem die Dinge sich so gewandt hatten, natürlich nicht mehr zu denken. Das Blatt, dessen Erscheinen zuerst verschoben wurde, wurde gänzlich abgesagt. Daß dieses Experiment, das nach unseren Begriffen offizielles Blatt, Kriegspresseamt, Eberzensurstelle und vaterländischen Unterrichts in einem darstellte, nicht zur Ausführung kam, ist bedauerlich, denn Merkel hätte wohl das Zeug gehabt, die schwierige Aufgabe zu bewältigen.

Man begreift, daß sich unter solchen Umständen die Feinde der Neutralitätspolitik, zu denen Hardenberg jetzt ganz überging, immer fester zusammenschlossen. Sie sahen den Grund der politischen Niederlage in der Kabinettspolitik. Die fürchterlichsten Verdächtigungen gingen um. Sie haben ihren Niederschlag in einer Denkschrift Steins gefunden, in der er die Männer des Kabinetts ohne jede Rücksicht und von keinem Bedenken gehemmt schildert, wie er sie sah: „Der Geheime Rat Beyme besaß als Kammergerichtsrat Achtung wegen seines geraden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurteilung, seiner Arbeitsamkeit und seiner Rechtskenntnis. Ihm fehlt aber die zur Leitung der inneren Angelegenheit nötige Bekanntschaft mit den staatswirtschaftlichen Grundfragen. Das neue Verhältnis, in welches er als Kabinettsrat kam, machte ihn übermütig und absprechend, die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig, seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittlichkeit, seine Liebe zum Guten und seine Arbeitsamkeit. — Der Geheime Kabinettsrat Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse schränken sich ein auf französische Schöngesteirerei; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes oder des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Dingen des Riez, der Gräfin Lichtenau, an den Ränken und Abscheulichkeiten dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse bei ihm gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, der mit der moralischen Verderbtheit eine physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgange leerer und erbärmlicher Menschen, mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet. — Das Leben des mit dem Kabinettsrat affilierten Grafen von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten oder von Verworfenheiten. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig; sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Toren, die in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, die Lavater umgab, war Theosoph, Geistesseher und endigte mit der Teilnahme an den Gelagen und Intrigen der

Lichtenau, ward ihr geschmeidiger Gesellschafter, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am Lombré-Lisch und seine Kräfte in tierisch-sündigen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines ränkevollen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin, eines schamlosen Lügners und eines abgestumpften Wollüstlings. — Der General Rökritz ist ein eingeschränkter, ungebildeter Kopf, von einem gemeinen Charakter und Denfungsart, die ihm einen unwiderstehlichen Hang zur Platttheit in Ansichten, Beschlüssen und in der Auswahl seiner Umgebung gibt, und womit er eine höchst schädliche und unverständige Geschwägigkeit verbindet.“

Daß diese maßlosen Schilderungen eines guten Hassers nicht stimmen, wissen wir heute. Sie können aber an dem grundsätzlichen Wert der Denkschrift, die ein verantwortliches Ministerium, in dem die Geschäfte nach dem Real-system verteilt sind, und die Rückführung der Bedeutung des Kabinetts fordert, nicht beeinträchtigen. Zugleich zeigt sie aber auch den Kreis, unter dessen Einfluß Merkel urteilt, und von dem er ja auch ausdrücklich sagt, daß er ihm seine Informationen verdanke. Mit dem Fallenlassen des Planes zum Zuschauer waren seine Verbindungen zur Kriegspartei nicht abgerissen, und was der Zuschauer werden sollte, das suchte er jetzt wenigstens zum Teil im Freimütigen zu verwirklichen, der immer politischer wurde. Es hat ja nur theoretischen Wert, wenn man erweisen wollte, daß das strikt durchgeführte Neutralitätssystem Preußen damals am Abgrunde vorbei geführt hätte; das, was einstens Stein zu seinem Handeln trieb, war edelster Patriotismus und geschlossenes politisches Denken. Die Steinische Denkschrift<sup>1)</sup>, die der Königin Luise übergeben wurde, ist dem König kaum zu Gesicht gekommen; aber eine andere, von Johannes Müller verfaßte, von dem Prinzen Louis Ferdinand, August, Heinrich und Wilhelm, dem Prinzen von Oranien, den Generalen von Rückel und Phull und Stein unterschriebene Eingabe, die in maßvollerer Form dieselben Forderungen stellte, wurde ihm vorgelegt, freilich ohne daß er ihr nachgab.

Den Intentionen des K a b i n e t t s entsprach also Merckels Stellungnahme trotz seiner Ausführungen an Böttiger längst nicht mehr. Wie stark die Partei, auf die er sich stützte, in Wahrheit war, und was sie erreichen würde, konnte er damals nicht ermessen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, war ringsumher der Widerspruch gegen Napoleon in der deutschen Öffentlichkeit verstummt. Was er tat, bedeutete also eine gehörige Portion Zivilcourage, der man, mag auch journalistisches Sensationsbedürfnis und die Lust am literarischen Kampf da mitsprechen, die Achtung nicht versagen kann. In dieser Tätigkeit hat Merkel später stets einen Ruhmestitel erblickt, und deshalb möge er selbst darüber berichten:

### Aus dem Sommer und Herbst 1806

Die<sup>2)</sup> Geschichte des unglücklichen Feldzuges von 1806 und seine Folgen hat die Aufmerksamkeit auf das nichtmilitärische Norddeutschland dieser Periode völlig vernichtet. Und doch sind seine Geschichte und seine patriotische Stimmung in dieser Zeit großer Beachtung wert, schon als Vorbedeutung dessen, was 1813 geschah. Das Vergessen erklärt sich daraus, daß so wenige Andeutungen davon sich erhalten konnten unter der Zwangsherrschaft der Franzosen, die jede Erinnerung daran als rebellisch vernichteten und bestrafte. Es mußte ihnen leicht werden, da fast alle patriotischen Nachrichten und Stimmen der Zeit sich allmählich in e i n e Zeit-

<sup>1)</sup> Die Charakteristik der Kabinettsmitglieder aus dieser Denkschrift verwandte Buchholz in der Galerie preußischer Charaktere.

<sup>2)</sup> Darstellungen I, Seite 270.

schrift zusammendrängten: „Der Freimütige oder Ernst und Scherz“, die letzten Monate derselben aber, aus Furcht vor den Franzosen, nach dem Siege derselben, meistens selbst vom Verleger ängstlich vernichtet wurden. (Im Jahre 1817 bemühte ich mich in Berlin selbst vergebens, ein Exemplar davon aufzutreiben, da ich keins besaß; und erst mehr als 20 Jahre später gelang es mir, eins in Riga zu erhalten<sup>1)</sup>.) Das mußte geschehen, weil darin dringend und bei jedem Anlasse zur Erhebung der Nation in ganz Deutschland<sup>2)</sup> gegen die Franzosen aufgefördert wurde, Napoleon aber den Volkskrieg als den gefährlichsten scheute, also jeden Gedanken daran als Rebellion behandelte. Daß er richtig sah, hat Rußland 1812 und Deutschland selbst 1813 bewiesen. Seine Maßregeln dagegen, indem er die Bevölkerung in Norddeutschland in Parteien zu spalten, Gruppen zu bilden suchte, die ihr Interesse an ihn knüpfte, waren nicht weniger arglistig, als die er 1806 anwandte, Preußen als Macht zu isolieren, mit England und Schweden in Krieg zu verwickeln und selbst die deutschen Fürsten, die der Allianz mit Preußen allein es verdankten, daß sie noch nicht seine Sklaven waren, gegen dasselbe aufzuhezen. Der Moniteur, der Publizist, das Journal de l'Empire ergriffen jeden Anlaß, Hessen und Sachsen als von Preußen unterjocht darzustellen.

In fast ganz Deutschland regte sich unerwartet eine Stimmung, die Napoleon bedenklich sein mochte. Man weiß, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erste Symptom, daß ein solcher durch die allgemeine Stimmung sich bilden könne, war die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleons Befehl erschossen, aber das wirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, sondern Erbitterung. Jetzt begriff jedermann, wie wahr jene Schrift gesprochen. Im September der Minerva von Archenholz erschien ein rührender Bericht über Palms Benehmen und Tod, der wenigstens im mehr verbreiteten Freimütigen wiederholt wurde<sup>3)</sup>. Dieser Bericht war aus München selbst eingesandt worden, trotz des Vasallenverhältnisses, in welchem Bayern zu Frankreich stand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm bei seiner Abführung einen Konsulenten zur juristischen Verteidigung mitgegeben, den das Blutgericht indes gar nicht zugelassen. Noch auf dem Richtplatze habe man Palm Versöhnung angeboten, wenn er den Verfasser der Schrift nenne, aber er habe „heldenmütig“ den Tod dem Verrate vorgezogen.

<sup>1)</sup> Von den Heften des Freimütigen nach dem Juli 1806 habe ich nur im Rigaer Stadarchiv ein Exemplar gefunden. Ich konnte es während des Krieges kurze Zeit benutzen; jetzt bei der Ausarbeitung stehen mir die Hefte nicht zur Verfügung. M. S.

<sup>2)</sup> Unter dem Volkskrieg denkt Merkel, was beachtet werden muß, weniger an die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, als an einen Franktireurkrieg. Diese Gedanken gehen aber damals überhaupt durcheinander, selbst beim Freiherrn von Stein.

<sup>3)</sup> Der Bericht von Palms Ermordung steht im Freimütigen vom 13. Oktober. In der Nummer vom 14. Oktober, wahrscheinlich der letzten, die erschienen ist, findet sich noch folgende Notiz: Die englischen Zeitungen sagen mit Recht, „das Schicksal des unglücklichen Buchhändlers Palm ist nicht bloß die Sache seines Vaterlandes, sondern geht jede Nation an, welche das unschätzbare Gut der Gedankenfreiheit zu würdigen weiß. Auch sind in London bei Lloyds Subskriptionen zur Unterstützung seiner Familie eröffnet, die diese freilich nicht für den Verlust ihres Waters entschädigen, aber sie doch vor Elend schützen werden. In Deutschland wird gewiß nicht weniger für das Andenken des edelmütigen Patrioten geschehen.“

Die Schüsse der Soldaten hätten ihn nicht getödet; er habe noch lange im Todeskampfe gelitten, bis ihm ein mitleidiger Soldat sein Gewehr vor der Stirne losgebrannt, „und so die Leiden dieses edlen Opfers deutschen Patriotismus geendigt habe“. So wagte man schon in München zu schreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzosen hatten angefangen, in mehreren süddeutschen Städten Männer zu verhaften, die eine patriotische Schrift gelesen und weitergegeben hatten, — und Fürsten des Rheinbundes hatten sich dem widersezt. Davoust hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrsam reißen und nach Braunau schleppen lassen, doch der König von Württemberg hatte darüber an Berthier einen so starksprechenden Brief geschrieben, daß dieser für gut fand, ihm seinen Untertan auszuliefern. Zwei andre ließ der König den Händen der Franzosen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Festung Hohenasperg bringen. Als zu Würzburg der französische Gesandte die Auslieferung des Buchhändlers Stahl forderte, sandte der damalige Kurfürst von Würzburg, ein österreichischer Prinz, den Präsidenten seiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm seine Gefahr melden, aber zugleich Mut einsprechen und ihn auffordern, sich mit dem Präsidenten in die Versammlung der Regierung zu begeben. „Wir wollen doch sehen,“ hatte der Erzherzog-Kurfürst gesagt, „ob man ihn aus unserer Mitte fortführen wird.“ Das wagten die Franzosen wirklich nicht: die Schergen zogen mit leeren Händen ab und Stahl war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutschland schließt so: „Den Deutschen wird es einleuchtend sein, daß wir wirklich dahin gekommen sind, als Rebellen erschossen zu werden, wenn wir zur Rettung für unser gemeinsames Vaterland die Stimme erheben und unsern Schmerz in Schriften ausweinen. Welch eine Aussicht, wenn das so fortgehen sollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Hesse, Sachse, kurz ein jeder Deutsche, der mit dem Schwerte in der Hand sein Vaterland verteidigen wird, als Rebell schmähslich hingerichtet werden.“ (Freim. Nr. 205.)

Man übersehe den Aufruf des Süddeutschen an den Norddeutschen nicht, der den Preußen, Hessen, Sachsen dasselbe Los weisagt, das Süddeutschland drückte, und den Gedanken der allgemeinen Volksbewaffnung, der in dem „jeder Deutsche“ liegt. Es ist ebensosehr eine psychologische als politische und historische Merkwürdigkeit, die aber, soviel ich weiß, noch von allen Geschichtsschreibern der französischen Kriege übersehen worden ist, daß jener Gedanke immer lebendig sein und doch noch sieben Jahr unausgeführt, ja ganz unbenutzt bleiben konnte, bis fremdes Beispiel, fremde Siege und fremder Wille dazu hinriß. Entsehen mußte er schon beim ersten Einbruch der Franzosen, da man die Heere größtentheils aus aufgebotenen Bürgern und Bauern bestehen sah. Selbst Goethe, so sehr er Höfiling und Minister war, wurde von ihm hingerissen, als er während der Belagerung von Mainz, glaube ich, seinen Hermann und Dorothea entwarf, wie der Vers „So stände die Macht auf wider Macht“ beweist. Wie lebendig er sich immer erhielt, beweisen die Odenwalder Bauern, auf Jourdans Rückzug, und noch drei Jahr nach der Jenaer Schlacht Schills Auszug; immer vergeblich, weil — nun, die Ursache liegt zu offen da, um sie hier zu erörtern.

Im Jahre 1806, sobald in Deutschland der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich schien, erwachte jener Gedanke um so lebhafter, da man Preußen längst für die letzte Schutzwehr der Existenz Deutschlands ansah und seiner Unentslossenheit die Übel zuschrieb, die dieses erlitt, aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der Napoleons, wenigstens auf die Dauer, nicht gewachsen war. Diesmal boten die preußischen Provinzen nicht ihren Kornvorrat dar, sondern mehrere derselben fragten um Erlaubnis an, neue Regimenter auf ihre Kosten zu errichten (Freim., Nr. 190), und die Einwohner der Grafschaft Mark, Wesel zu überrumpeln. In Schlesien erklärten mehrere, noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottau, bei dem Ausmarsch ihrer Garnisonen, den Soldaten, sie bei ihrer Rückkehr zu belohnen und ihre Witwen und Waisen versorgen zu wollen, wozu auch gleich Subskriptionen eröffnet wurden (Freim. Nr. 185). In Sachsen selbst, bei dessen Einwohnern gegen Preußen seit dem siebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrschte, zeigten sich in diesem Jahre bei dem Militär dieselben Zeichen patriotischer Kriegslust, wie voriges Jahr im preußischen Heere. Ein Artikel aus Leipzig vom Ende September (Freim. Nr. 193) sagte: „Auch in unserm Lande ist der Enthusiasmus, für Heimat und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein schönes Feuer in dem Herzen der deutschen Völker, — nur, daß so viel geschehen mußte, es zu wecken! Der Mut des Militärs ist unbeschränkt, und unser Heer wird zeigen, daß die Sachsen nicht aufgehört haben, Deutsche zu sein und ihr Vaterland zu lieben. Warum ist das kein Krieg der ganzen Nation, und jeder, selbst die Vornehmsten, nähmen teil und ließen alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei dessen Verlust wir und alles, was uns teuer ist, gefährdet werden.“

Eine andre Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Universitat verließen, um sich als Freiwillige dem Heere anzuschließen. Das Angeführte reicht hin, zu zeigen, daß die heroischen Gefühle, welche die deutschen Völker in den Jahren 1813 und 1814 so herrlich entwickelten, auch 1806 schon erwacht waren und nur der Ermunterung und Benützung bedurften, um Napoleons Siege zu erschweren und nutzlos zu machen.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußische Heer eine Furchtbarkeit haben müssen, die ihn wahrscheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege weit und ungestüm vorzudringen. — Warum jene Stimmung nicht benützt wurde? Mir scheint es, der Gedanke, die Völker selbst wehrhaft zu sehn, hatte für Minister und Generale etwas sehr Schreckendes.

Es ist mir sehr teuer zu stehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimütiger“ — m e i n Freimütiger; denn seit ich im Herbst 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitschrift „Ernst und Scherz“ mit dem Freimütigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaktion des Doppelblattes an mich genommen, und sie trug bis zum Oktober 1806 meinen Charakter — daß mein Freimütiger die Haupt- und nach Palms Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermütigung gegen den Druck der französischen Herrschsucht aufzustehen, mit jedem Posttage in neuer Gestalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von

allen in Deutschland, Ungarn, Dänemark, Holland und Livland, die gelehrten oder sonst literarischen Ruf besaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einflusses wie kein anderes. (In Amsterdam wurde eine Zeitlang jede Nummer desselben gleich nach der Ankunft ins Holländische übersetzt und so gedruckt.) Ich wandte seine ganze Geltung und meine sehr weit verbreitete Korrespondenz jetzt mit heißem Eifer auf, für Preußens politisches Interesse und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung. Ich kann mir dreist das Zeugnis geben, ich hatte schon damals den schweigenden, aber wachsamem Groll der französischen Gewalthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elsäßer gewarnt wurde, bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland nicht eine ähnliche Rolle zu spielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeschobenen Pikett meine Aufhebung in meinem Landhause versucht wurde; aber auch die schöne Belohnung, daß Ihre Majestät die Königin Luise nach geschlossenem Frieden durch den damaligen Obristen von Malkahn von Königsberg aus mir als „der letzten Stimme Deutschlands“ schriftlich danken ließ. Ich hatte nämlich in Riga durch „Supplementblätter zum Freimütigen“ meinen Kampf gegen die französische Tyrannei bis zum Waffenstillstande nach der Schlacht bei Friedland fortgesetzt. Nicht vergeblich! Im Jahre 1817 sprach ich zu Berlin einen Hofrat Müller, der mir sagte, mit diesen Blättern in der Tasche habe er Deutschland als Werber für den Jugendbund durchwandert.

Ich glaube diese Nachrichten nicht besser schließen zu können, als durch Schilderungen aus jenem Herbst. Während des Sommers wurden der Regierung mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüstung und zur Verteidigung von Berlin übergeben. In Berlin erhielt sich die Teilnahme am längsten; sie verwandelte sich sogar wieder in Enthusiasmus<sup>1)</sup>, als die Armeen sich nun einander näherten; aber auch diese ging wieder in Ärger über, als nach Entfernung des Hofes durchaus keine Nachrichten mehr nach Berlin gesandt oder doch nicht bekannt wurden. In trüber unruhiger Erwartung schmachtete man vom Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Der einfache Umstand, den ein Reisender erzählte, er habe den König in Weimar sehr heiter spazieren reiten sehen, erheiterte und beschäftigte die ganze, große Residenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete sich das preußische Kriegsmanifest. Man hatte sich so sehr darnach gefehnt, die Regierung über diese Angelegenheiten sprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meisterstück der Beredtsamkeit erklärte<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Dieser Enthusiasmus führte oft zu unangenehmen Übertreibungen, wie wir sie 1914 auch kennen gelernt haben. Die Art, wie etwa die Schauspieler die entlegensten Zitate — selbst in Holbergs politischen Kannegeßern — um des Augenblicksbeifalls willen aktualisierten, war recht geschmacklos. Daß vieles nur Strohhfeuer war, zeigte sich ja bald.

<sup>2)</sup> Das Manifest war von Lombard verfaßt. Geng, der in seinen Erinnerungen Interessantes von der Entstehung erzählt, hatte es ins Deutsche übersetzt. Auf seinen Vorschlag wurden mehrere Stellen geändert. Der König sah das Manifest vor dem Drucke nicht mehr, das übrigens das Loschlagen nicht genügend motivierte. Talleyrand riet sofort auf Lombard oder Joh. v. Müller als Verfasser, Napoleon auf Geng.

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. Oktober lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief. Der Fürst von Hohenlohe hatte einer Prinzessin geschrieben, General Lauenzien habe sich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen und werde Tags darauf zu ihm stoßen. — Tausende Abschriften liefen von dieser unbedeutenden Nachricht umher, und Lauenzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch etwas getan; man wußte doch etwas von ihm.

Diese Freude wurde schon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte niemand daran glauben. Auf Märkten und Gassen, in den Klubs und Kaffeehäusern sah man große Haufen stehen, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte, bewies die Unmöglichkeit des Ereignisses. Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen sich nicht bestreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein Nationalunglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten gesehn haben, zerrauten auf offener Straße ihr graues Haar darüber; und ernste und feste Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung gestanden, sprachen mit Händeringen von seinem Verluste.

Aus Potsdam brachte man, dort werde ein sehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin höre man ihn. Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne sich. Also Sieg! schloß man, die Feinde fliehn!

Auch ich gehörte zu den immer Ermutigten, die aus Grundsatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der schönsten Herbstmorgen — ich glaube, es war der 17. Oktober — am Fenster und sann auf einen recht kräftigen Schluß für einen Aufsatz, der an demselben Tage gedruckt werden sollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlorenen Schlacht umgelaufen. „Desto gewisser“, dachte ich, „kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andere Gestalt und zum Eintreffen fremder Hilfe Zeit schaffen muß.“ Indem sah ich einen Kurier<sup>1)</sup> langsam die Friedrichstraße<sup>2)</sup> herauffahren. Ein langsamer Kurier konnte kein Freudenbote sein. Ich kleidete mich schnell an und ging zum Geheimrat L—r. Er war schon seit zwei Stunden bei dem Gouverneur Minister Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hause stand ein dichtes Gedränge von Menschen; aber ein Gorgonenhaupt schien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menschen mit lebhaft gespannten Gesichtern hinein, und andre kamen gesenkten Hauptes mit erloschenem Blick wieder heraus. Der Vorsaal war mit Beamten gefüllt. L—r. war unter ihnen. Er sagte mir mit erzwungener Fassung: „Wir haben eine Schlacht verloren!“ und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm sie mit der festen Überzeugung, sie sei ein Aufruf zu den Waffen, und las — die so famos gewordenen Zeilen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Die Hände sanken mir, und ich las nicht weiter. Erst auf der Straße wurde ich hernach auf den weitem Inhalt aufmerksam.

Ich fragte nach dem Minister, und L—r. flüsterte mir zu, er sei ausgegangen, um selbst Anstalten zur Räumung Berlins zu treffen. Ich

<sup>1)</sup> Der Kurier war der Kapitän Dorville.

<sup>2)</sup> Merkel wohnte Friedrichstraße 62.

zog mich in eine Fensterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Auffäße gegen Frankreich anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu schreiben. Mit den Pariser Zeitungen war ich längst darüber in offenem Kampf: denn ich hatte härtere Sachen gegen sie und ihr Treiben drucken lassen, als der unglückselige Palm, den Bonoparte vor acht Wochen in Freundesland arretieren und erschießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Russe, und konnte keine Autorisation vom preussischen Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emissär erklärt, und das gelindeste Los, das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenschaft nach Frankreich geschleppt zu werden. (Noch sechs Jahre nachher war einer der Punkte, über welchen der verhaftete Rat Becker<sup>1)</sup> sich vor einer französischen Kommission zu Magdeburg verteidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. S. Beckers Leiden und Freuden usw., S. 53.)

Eben trat der Minister herein. Ich bat ihn um einen Paß. „Ja,“ sagte er, „Ihnen ist wohl zu raten, daß Sie sich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinauszulassen.“

Betäubt von dem Vorgange, den schnell unterzeichneten Paß in der Tasche, geh ich fort. Aus einer Seitengasse tönt Gesang. Ich lausche hin. Die Kurrende-Schule steht vor einem Hause und singt aus meinem Schlachtliede:

Auf, Jüngling, auf! und Greis und Mann!  
 Kühn unserm Recht vertraut!  
 Zu Kampf und Sieg heran!  
 Für Preußens Thron und alten Ruhm!  
 Für Weib und Kind und Eigentum!  
 Der Bräut'gam für die Braut!  
 Die Trommel ruft! Die Fahne weht!  
 Es gilt fürs Vaterland!  
 Heran zur Schlacht fürs Vaterland!

Ich verwünschte den hämischen Zufall und eilte zu dem Verleger<sup>2)</sup> meines Freimütigen, um ihn zu bitten, da er besser darüber Bescheid wissen mußte als ich, die Bestellungen zu meiner Abreise zu machen. Ich fand den armen Mann ganz außer sich und selbst zur Flucht entschlossen. Wir wurden bald einig, gemeinschaftlich zu reisen. Ein Freund versah ihn mit einem schon bespannten Wagen bis zur nächsten Station. Aber er war so eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin senkt sich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müsse man die Ansicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimat gedacht, die ich als eine

<sup>1)</sup> Rudolf Zacharias Becker, 1759—1827, Redakteur der Nationalzeitung der Deutschen und des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen. Am 30. 11. 1811 wegen eines Artikels in der Nationalzeitung verhaftet und in Magdeburg bis 1813 in Haft.

<sup>2)</sup> Es war der Kommerzienrat Magdorf. Frölich war gestorben, Merkel war aber schon vorher mit seiner Geschäftsführung unzufrieden.

solche liebgewonnen, die ich jetzt so schnell und vielleicht auf ewig verlassen hatte. Ich ließ den Wagen halten und stand auf, um noch einmal auf Berlin zurückzusehen.

Während meiner ziemlich langsamen Weiterreise hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß eine Menge Juden herumstreifte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntniß setzte. Ebenso auffallend war mir die Weise, wie diese Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es sah meistens nur darin eine Demütigung der ihm verhassten Armee. Einen Sonntagnachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gassen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelassen, und die sich hier mit großem, eben nicht traurigem Lärm herumbewegten. Man sagte mir, sobald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, sei es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehen.

Da die Kürze der Reise und die Lebendigkeit auf der Heerstraße die Flucht fast zu einer Lustpartie gemacht hatte, brachten die Personen höherer Stände noch alle ihre heimatlichen Ansprüche zum Vorschein, aber es fehlte an Raum, sie geltend zu machen, und sie kamen jeden Augenblick in Kollision mit den laut verkündigten Forderungen solcher Personen, die sich zu Hause zwar immer sehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht selbst bewiesen zu haben glaubten, daß sie politische Wichtigkeit besäßen.

Einen ernstern und edlern Anblick als die Berliner Flüchtlinge gewährten die Stettiner selbst. So drückend ihnen auch die Überfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen sich bald auch die Berliner Garnison gesellte, nahmen sie sie doch gefällig und gastfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei so patriotisch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proklamation bedurft und eines tätigen Kommandanten, um die Stettiner so gut, als späterhin die Kolberger taten, die Verteidigung ihrer Festung selbst übernehmen zu machen. Doch an so etwas dachte hier niemand.

Bald liefen nun auch die Berlinischen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden französischen Bulletins und mit Schmähreden gegen die preussische Regierung. Diese Blätter, denen man freien Lauf ließ, die stündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zersprengten Armee, endlich die sichtbare Unmenslichkeit der Kommandierenden verwandelten die Stimmung der Stettiner in vierundzwanzig Stunden. Bald erinnerte man sich mit Bitterkeit wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Minister Haugwitz erlitten habe. Endlich hörte ich eben in dem Stettin, dessen patriotischer Sinn mich vor wenig Tagen so erfreut hatte, einen Mann laut im Schauspiele sagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin verteidigt wird.“ —

Bei diesen Erscheinungen schien es höchst notwendig, daß zu dem Volke gesprochen wurde. Ich ging zu dem Minister Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proklamation oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine

Pflicht getan," beliebte er zu sagen, „indem ich die Garnison von Berlin unverletzt hierher geführt habe. Ich kann Sie hier zu nichts autorisieren; aber da Ihre Ansicht wichtig ist, so rate ich Ihnen, sich nach Graudenz an den König zu wenden.“ Ich stellte ihm vor, daß es am notwendigsten sei, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln sagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und beim Kommandanten gewesen?“ „Nein“, erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erst mit diesen beiden und kommen Sie dann wieder zu mir.“ Ich tat, was er sagte, und lernte nun sein Lächeln verstehen. Beide waren alte abgelebte Männer, die sich selbst in ihren Zimmern nur mit Beschwerde bewegen zu können schienen, und von denen mir der eine sagte: Wenn die Franzosen näher kämen, würden sich wohl alle Fremden aus der Stadt entfernen müssen. Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterschrift.

„Nun?“ sagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam, „sind Sie dagewesen? Was meinen Sie jetzt?“ „Ich glaube nichts Besseres tun zu können“, sagte ich, „als Ev. Erzellenz um einen Befehl an alle Postmeister zu bitten, daß man mir auf der Reise nach Königsberg ohne Schwierigkeiten Pferde gibt.“

Er schlug mir vor, statt dessen mir eine Kajüte auf einem Schiffe anweisen zu lassen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen sollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Passagiere hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und Schulenburg selbst ließ dem Schiffer befehlen, „mir seine Kajüte zu vermieten“.

Die Reise dauerte sehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen schon am Abende am Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lotse „bei der schlechten Beforgung der Signale“, sagte er, nicht bei Nacht weiterzufahren wage. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windstille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Gegen Abend wurde der Wind günstig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein und — warfen wieder Anker: denn bei Nacht ließ sich die Durchfahrt durch die sehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskiert wird, nicht wagen.

Endlich waren wir denn so glücklich, von den grauen, wild im Sturme brausenden Meereswogen geschaukelt zu werden und uns von der gefährlichen Küste zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht: aber hier begann erst der wahrhaft furchtbare Teil unserer Reise. Der Wind war ungünstig zum Einsegeln, und unter beständigen Klagen der Schiffer über Vernachlässigung der Waken lavierten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, endlich glückt es uns, hineinzuschlüpfen; endlich erreichten wir die Reede von Danzig. Der Schiffer wirft Anker, gibt sein Signal. Bald hüpfte eine Schaluppe auf den hochrollenden Wogen heran. Mit Vergnügen machte der eine Schiffer die Bemerkung, der Lotsenkapitän selbst komme. So war es in der That; aber der andere Schiffer erklärte, jeder andre Lotse wäre ihm lieber gewesen. „Der Mann sei — zu neu in seiner Kunst; er verdanke seine Stelle nur dem Umstande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz gewesen.“

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe seiner Geschicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! Die Tresorschiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Wir von Mühseligkeit Erschöpfte sahen uns stumm an und schlichen in die traurige Kajüte zurück.

Noch mehr! Das Absegeln war durchaus unmöglich, denn ein starker Wind wehte gerade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage auf der Reede. Eines Morgens, da ich spät erwachte, sah ich den einen Kapitän ruhig schlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes. Fast atemlos vor Erwartung, eil' ich hinauf. Richtig! Kein Land ist mehr zu sehen, und wir segeln mit frischem Winde.

Endlich, ich glaube, am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauspiel, das uns gar nicht wieder vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im ganzen eine Wiederholung der Szenen, die ich in Stettin zurückgelassen hatte, nur in größerem Stil und anders nüanciert. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereise zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatten sich eine Menge anderer aus Brandenburg und den andern besetzten Provinzen gesellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Pässen größtenteils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garnison, die schon in Gefangenschaft war, fand ich hier die Überbleibsel fast aller Regimenter der zersprengten Armee. Unter diesen waren mir besonders die älteren Offiziere und Soldaten, die noch in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finstern, aber festen Haltung und ihrem Schweigen ein Achtung einflößender Anblick.

Die jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, sondern bei ihrem ersten Auszuge nach Ruhm so viel Unglück gehabt, schienen anfangs gedemütigt, bald aber kehrte ihr leichter Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem sie sonst die friedlichen Klassen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig ebenso raube Erwiderung und erregte mehr Erbitterung als je. Diese Stimmung teilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Ton zu ordnen und zu befehlen versuchten, weil sie aus der Residenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weise erinnert wurden, daß sie sich hier in der Hauptstadt des eigentlichen Königreiches Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäste, die nur Teilnahme fordern konnten.

Alles dies änderte sich vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majestät des Königs. Die Geschichte wird es mit Achtung aufbewahren, welch ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerstand aus den kleinen Überresten des preussischen Staates in kurzer Zeit organisiert wurde, und welchen standhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen sowohl bei ihren Leistungen, als bei ihren Leiden bewiesen haben. —

Hier in der letzten, nicht großen Grenzprovinz des preussischen Staates, die genau genommen, nicht einmal zu Deutschland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutsche Nation, sich zu bewaffnen, vielen hoffnungslos

erscheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgeedrungen war, desto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung im Rücken sein, der sich gewiß bald viel Militär angeschlossen hätte. Ich war überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, besonders da das russische Heer in schnellem Anmarsch war und mit dem wieder organisierten Überrest der preußischen Armee ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, besonders einen alten Grafen Wartensleben, ehemals einen von Friedrich dem Zweiten persönlich geachteten Militär, jetzt Kastellan des königlichen Schlosses, so für den Gedanken zu enthusiasmierten, daß er erklärte, selbst die Volksscharen im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg viele für meinen Plan; nur nicht diejenigen, die über seine Ausführung zu entscheiden hatten. Ich beschloß, weiterzureisen. Indem ich in den Wagen stieg, kam Hr. Reimann, der Erzieher des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Gesicht, mir zu melden, nun sei der Aufruf beschlossen. Jetzt zweifelte ich und erklärte, ich wolle ihn in Memel erwarten. Ich machte dort wirklich mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger aufforderte, — ins Militär zu treten, mit dem Versprechen, während des Krieges sollten auch Bürgerliche Offiziere werden können. Ich setzte meine Reise fort. —

\*

Mit wenigen Worten muß die Darstellung Merkels durch die Darstellung der Hauptlinie der großen Politik erläutert werden. Auf die Annexion Hannovers folgte sofort die Kriegserklärung Englands, auch mit Schweden kam es zu Verhandlungen. Mit Napoleons fernem Verhalten war man wenig zufrieden, ja, man argwöhnte immer mehr, glaubte sogar für gewiß, daß er Hannover den Engländern wieder zuschanzen wolle. Entsprechend war die Stimmung bis zur Siedehitze gesteigert. Wie sie sich im Freimütigen entlud, hat Merkel selbst geschildert. Die Kabinettsregierung wurde schon vorher in der Öffentlichkeit angegriffen. Fauche-Vorel war mit dabei beteiligt, als der Graf d'Autraignes eine Schrift gegen das Kabinett veröffentlichte. Er nannte sie „Neu aufgefundenes Bruchstück aus dem achtzehnten Buche des Polybius“ und schildert darin einen Ministerrat des syrischen Königs Antiochus, in dem der verbannte Hannibal zum Kriege gegen Rom aufruft, während der Kabinettssekretär Polykrates zur Neutralität rät. Die Anspielung war deutlich genug. Daß d'Autraignes, der ein Agent der Bourbons war, in Fühlung mit der Kriegspartei handelte, beweist ein Bericht Fauche-Vorels im Berliner Geheimen Staatsarchiv, wonach die Schrift während der Anwesenheit des Kaisers Alexander unter Begünstigung der Königin Luise und Hardenbergs in der königlichen Oberhofbuchdruckerei gedruckt worden ist. Andere Pamphlete sind „Bonaparte, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name“, — ein wichtiges Werk, als dessen Verfasser Otto Tschirch Kogebue nachgewiesen hat, der übrigens die grundgelehrten Anmerkungen einfach aus Gibbons Römischer Kaisergeschichte abgeschrieben hat, dann „Napoleon Bonaparte, wie er leibt und lebt“ von Reichardt, in dem Napoleon heuchlerisch gelobt wird, und das von dem Sachsen J. A. Bergk unter dem Pseudonym Germanus verfaßte „Verstehen wir auch Bonaparte?“

Mit der Möglichkeit des Krieges rechnete man in Berlin seit der Mitte des Jahres. Am 10. August gingen auf den Ratsschlag von Haugwitz die Kuriere ab, die die Mobilisierungsbefehle überbrachten. Der französische Gesandte wurde

mehr als nervös, Napoleon, der einen unvorsichtigen Brief Lucchesinis aufgefangen hatte, tobte. Lucchesini mußte aus Paris abberufen werden; der General Knobelsdorf wurde sein Nachfolger. In Berlin ging der Kampf zwischen Kabinett und Opposition weiter, aber die Entscheidung kam von einer anderen Seite. Zwischen Rußland und Frankreich war es in Paris zu Abmachungen gekommen, die noch der Ratifizierung bedurften. Der Zar aber verweigerte schroff die Ratifizierung, und damit waren die Würfel gefallen. Preußen mußte sich jetzt zwischen Frankreich und Rußland entscheiden; daß die Entscheidung für Rußland fiel, war selbstverständlich. Am 20. September reiste der König ins Hauptquartier ab.

Wenige Wochen später war der Staat Friedrichs des Großen ein Trümmerhaufen. Die Ereignisse der letzten Jahre rücken uns die Schilderung Merkels vom Zusammenbruch fast aufreizend nahe. Um so weniger ist es nötig, sie im einzelnen zu kommentieren. Dagegen müssen wir noch einiges über Lombard berichten. Er war mit dem König im Hauptquartier und hatte unter körperlichen Leiden das Kriegsmanifest und den Absagebrief des Königs an Napoleon entworfen. Dann ging er nach Berlin zurück, wo er am 15. Oktober ankam. Die Unglücksbotschaft putschte aufs neue die Leidenschaften gegen ihn auf, so daß er am 17. Oktober Berlin verließ. Seine Verhaftung in Stettin und seine Befreiung hat Merkel im wesentlichen richtig erzählt. Friedrich Wilhelm war durch die Übereilung der Königin tief verletzt und sandte eine geharnischte Kabinettsorder nach Stettin. Trotzdem war Lombards Laufbahn damit zu Ende. In den Geschäften nahm er nicht mehr teil, und im August 1807 erhielt er seine förmliche Entlassung aus dem Amt und gleichzeitig die Ernennung zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Im selben Jahre noch veröffentlichte er anonym als Antwort auf die vielen Schmähungen, die seinen Namen beschmutzten, die „Matériaux pour servir a l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dedié aux Prussiens par un ancien compatriote“, ein Buch, das nach den maßlosen Anwürfen der Buchholz, Cölln und Massenbach, gegen die es sich richtet, die erste große Darstellung dieser Jahre bringt und heute noch seinen Wert besitzt. Am 28. April 1812 starb der merkwürdige Mann, der, von einfachem Herkommen, eine Stellung erreicht hatte, die zu den wichtigsten des Staates gehörte, und der begeistert wurde wie wenige andere. Daß er nicht so war, wie ihn die Mitwelt sah, ist erwiesen. Aber er hatte bei aller Geniehaftigkeit doch nicht das große Format des Politikers; vielleicht hat ihn Menken am richtigsten charakterisiert, als er schrieb: „Lombard, mit wirklich großen Talenten, Kenntnissen, außerordentlicher Tätigkeit, unglaublicher Leichtigkeit im Arbeiten ist zu flüchtig, zu unsicher in seinen Grundsätzen und vor allem zu unsittlich.“ Der Vorwurf der „Unsittlichkeit“ wiederholt sich auch sonst bei wohlwollenden Beurteilern, mit wieviel Grund, ist kaum zu entscheiden. Immerhin scheint in seinem Charakter irgendwo eine Bruchstelle zu sein. Verraten aber, wie man damals behauptete, hat er nicht. Was der französische Gesandte an Nachrichten auftrieb, verdankt er in erster Linie dem Geheimen Kommerzienrat Veitel Ephraim, dem Neffen jenes Ephraim, nach dem die minderwertigen Münzen Friedrichs des Großen „Ephraimiten“ getauft sind, einem Amateurpolitiker, dessen Verbindungen zwar hin und wieder benutzt wurden, den Eitelkeit und Selbstüberschätzung aber zu allerhand Unvorsichtigkeiten, freilich auch nicht zu bewußter Verrätereien verleiteten. Ephraim bezog seine Informationen seinerseits wohl von dem Generaladjutanten des Königs, General von Köckritz, dem Friedrich Wilhelm ein fast abenteuerliches Vertrauen schenkte. —

Merkels Rolle in Berlin ist mit seiner Flucht ausgespielt; was noch folgte, waren die Steinwürfe und Eselstritte. Die Poeten freilich rühren sich nicht mehr, dafür aber die Politiker und die, die es sein wollten. Den Nachruf von Buchholz

---

habe ich oben schon angeführt. Der Kriegsrat von Eöln, dessen „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs des Zweiten“ — sie erschienen angeblich wie das Paradiesgärtlein bei Peter Hammer, in Wahrheit bei Gräff in Leipzig und wurden später in den „Neuen Feuerbränden“ fortgesetzt — einen reißenden Absatz fanden, widmeten ihm folgende Charakteristik, deren Schiefheit ohne weiteres klar ist: „Die Berliner Journalisten singen alle in einem Ton, der jetzt Mode geworden war, an, den Patriotismus anzufeuern: der Freimütige, der Hausfreund, der Staatsanzeiger, der wiederauferstandene Telegraph und sogar der Beobachter an der Spree. Der Dr. Merkel, der übrigens nie einen tiefen Blick in die Weltbegebenheiten getan hat, als Letzte aber sich berufen fühlte, sich für seinen Monarchen zu verwenden und beiläufig den König von Preußen in Schutz zu nehmen (da er hier sein Brot fand), warf sich vorzüglich in die Brust, um den Publizisten niederzudonnern, der den Untergang des preußischen Staates vorausgesagt hatte.“

Und später heißt es: „Der kleine Doctor, der, um immer im Widerspruche mit sich selbst zu stehen, in seiner nicht politischen Zeitung zu politisieren begann, kam hier ganz inkognito an, lebte inkognito und war, trotz seiner freimütigen Äußerungen, die er, ehe das Kriegsgewitter begann, in seine verstümmte Trompete gestossen hatte, der erste, welcher bei der ersten Annäherung des Feindes ganz inkognito abreiste.“

Merkels Glanzzeit, wenn man so will, ist mit seinem Fortgang aus Berlin vorüber; die Darstellung seines ferneren Schicksals ist trotz mancher Anläufe und kleinen Aufstiege nur ein Abgesang.

# Abgesang

## Wieder in der Heimat

Im Dezember 1807 kam Merkel in Riga an. Die Heimat hatte ihn wieder, aber sie mußte diese Ehre durchaus nicht gebührend zu schätzen. Nicht, daß man ihn vergessen hätte, im Gegenteil, dem Autor der „Letten“ hatte man schon ein besonderes Andenken bewahrt, aber ein Kalb schlachtete man dem heimgekehrten Sohne nicht. Daß Merkel schweigen würde, war nicht zu erwarten, er ging sofort nach Petersburg, um sich eine Zeitschriftenkonzession zu besorgen, und vom Anfange des nächsten Jahres an gab er in Riga die „Supplementblätter zum Freimütigen“ heraus. Der Titel sagt schon, wie das Blatt gemeint war, und daß Merkel hier an seine alte Tradition anknüpfen wollte. Aber die politische Seite wurde jetzt die ausschließliche. Aus dem Nachlasse Merkels habe ich nur wenige Nummern des Blattes erhalten, das in deutschen Bibliotheken überhaupt nicht zu finden ist. Ich muß mich daher im wesentlichen an die Mitteilungen Julius Eckardts halten, die dieser über Merkels Wirken in Riga in seinem Buche „Dorck und Paulucci“ macht. Die Supplementblätter waren ein einziger Ruf zum Kampf gegen Napoleon; die Artikel waren teilweise glänzend geschrieben. Man muß diese Aufsätze danach würdigen, wie sie aus dem Tage heraus entstanden sind und in den Tag wirken sollten. Keineswegs sind sie also Meisterstücke historischer Darstellung, aber ihr agitatorischer Wert ist groß und vermag selbst heute noch zu packen. Da heißt ein Artikel „Das blecherne Lügenmaul oder die Bulletins Bonapartes“, ein anderer „Lamerlan und Bonaparte“, ein dritter, von Rogebue, „Machiavell und Bonaparte“, — daß Glossen, Anekdoten und Nachrichten im selben Sinne gehalten waren, versteht sich. Dafür nur ein Beispiel aus der Nummer vom 30. Mai: „Die Bürgerschaft Kolbergs zeigt den mutigsten Patriotismus in Verteidigung der Stadt. An ihrer Spitze zeichnet sich ein Greis aus, der schon in drei Belagerungen, welche Kolberg im siebenjährigen Krieg überstand, als Jüngling die wichtigsten Dienste leistete. Er ist der Befagung ein Muster und ein unermüdet sorgsamer Verpfleger, den Bürgern Anführer und Begeisterer. N e t t e l b e c k ist der Name des 70jährigen Bürgerhelden. Seinen Namen höre die Nachwelt mit Bewunderung; — indes sie die Namen einer ganzen Reihe von Generalen nur mit Verachtung wird aussprechen lernen.“

Eckardt behauptet, daß die Supplementblätter weit verbreitet waren, nicht nur in den Ostseeprovinzen, sondern auch in Deutschland, soweit es zugänglich war. Ich kann diese Angabe nicht nachprüfen, aber da Eckardt sich auf beste mündliche Überlieferung stützt, ist sie wahrscheinlich. Nach der Anzeige des Verlegers konnte man in Kopenhagen, Danzig und Königsberg auf die Zeitschrift abonnieren. Trotzdem brachten es die Supplementblätter nur auf dreißig Nummern. In der letzten Nummer vom 12. Juni teilt Merkel den Abschluß des Waffenstillstandes mit und schließt mit folgenden Worten: „Gründe, die heillosigen Lesern von selbst in die Augen fallen müssen, bewegen mich, dieses

Blatt für ein paar Wochen ruhen zu lassen. Sobald die Umstände sich verändern, fängt es wieder an.“

Die Umstände änderten sich aber nicht. Dem Waffenstillstand folgte der Frieden. Die Supplementblätter erschienen nicht wieder; statt dessen gründete Merkel eine Zeitschrift, der er den für jenes Berliner Blatt geplanten Namen „Der Zuschauer“ gab, und die vom Juli 1807 ab herauskam. Auch vom Zuschauer gibt es ebensowenig wie von Merkels letzter in Deutschland später herausgegebener Zeitschrift in Deutschland kaum Exemplare, und wir müssen wieder die wenigen Nummern aus seinem Nachlasse dienen. Bis auf einen kurzen Abschnitt gehört aber die Geschichte des Zuschauers nur dem Baltikum an, und baltische Spezialhistoriker mögen ihn eingehend behandeln. Genug, daß er im allgemeinen nach dem Schema des Freimütigen in seiner letzten Zeit zusammengestellt war, nur daß der Nachrichtenteil sehr politisch war — wie Merkel sich das Nachrichtenmaterial auf indirekten Wegen, die wir während des Krieges ja auch kennen gelernt haben, heranholte, ist übrigens bewunderungswürdig — und daß der ganze Zuschnitt trotz allem doch sehr provinziell wurde. Später wurde die Zeitschrift in eine täglich erscheinende Zeitung umgewandelt; Merkel hat mit geringen Unterbrechungen vierundzwanzig Jahre an der Spitze des Zuschauers gestanden. Übrigens lebte wenigstens der Name des Freimütigen wieder in Berlin auf. August Kuhn, ehemals Merkels Mitarbeiter, übernahm ihn für eine Zeitschrift, die er seit April 1808 herausgab, die aber von dem alten Blatte nicht viel mehr als die Aufmachung erbt.

Daß Merkel heiratete, Vater werden sollte und sein Nest baute, erfahren wir aus einem Briefe an Böttiger vom Dezember 1807, indem er diesen als Mitarbeiter am Zuschauer werben will. Er teilt ihm auch mit, daß Kogebue, der in Estland saß, sich ganz mit ihm entzweit hat, weil jener den Freimütigen ohne ihn weiter herausgeben wollte und unwahre Erklärungen verbreitete<sup>1)</sup>. Der alte Kollege benahm sich später sehr übel, indem er Merkel in einer kleinen Durleske „Herr Gottlieb Merks, der Egoist und Kritikus“ verhöhnte, die im Almanach dramatischer Spiele zur gefälligen Unterhaltung auf dem Lande von 1810 erschien. Merks verreißt darin die Schauspielerin Caroline, die sich rächt, indem sie ihm mit Hilfe des Dichters Foppmann eine persische Prinzessin vormimt. Merks wird Mohammedaner, schließlich wird ihm aber statt der vermeintlichen Prinzessin ein Mädchen untergeschoben, das er verführt hat. — Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diesem Spiel tatsächliche Geschehnisse zugrunde liegen.

Jedenfalls war weder Merkels noch Kogebues literarische Stellung im Baltikum unbestritten. Im Jahre 1812 schrieb der Dorpater Bibliothekar Karl Petersen, den wir schon als Dichter des im Kapitel Jena wiedergegebenen Liedes vom alten Burschen kennen gelernt haben, ein Schattenspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel“, das mit Anspielungen gespickt ist. Von Merkel heißt es:

Es treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat<sup>2)</sup>,  
Viel Unfugs, schreibt und schreit desparat:  
Das Kerlchen hat die kritische Raude,  
Und wenns ihn juckt, schreit er „Sapere aude“<sup>3)</sup>,  
Stolziert umher wie ein Kafadu,

<sup>1)</sup> Nach Mitteilungen von Subitz hatte Kogebue den Freimütigen für einen horrenden Preis an Kuhn verkauft. Auch das ist der Grund, warum Merkel sein geistiges Eigentumsrecht am Freimütigen stets so stark betont.

<sup>2)</sup> Nach baltischem Sprachgebrauch ist Literat gleichbedeutend mit Akademiker.

<sup>3)</sup> Motto des Zuschauers.

Und wo was geschieht, da schaut er zu.  
Auch legt er Eier mit Sturm und Blüten,  
Und ist's getan, sind's eben Skizzen.

Und später von der Prinzessin, die zu Merkels Partei übergegangen ist:

Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,  
Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,  
Behauptet, daß er „kein Deutsch“ versteht  
Und „im Purpuralare barfuß geht“,  
Der Schelling hier nun keinen Schilling gilt,  
(Weim bloßen Namen schon wird sie wild),  
Aber Merkel und Kogebue (Pagat und Skis)<sup>1)</sup>,  
Sind ihre Hausgötter und Urogenies.

Noch drolliger ist aber die Charakteristik Kogebues:

Er frist Anekdoten und zieht sie wie Bänder  
Aus der Nase als bunte „Theaterkalender“ —  
Bald tut er Thalien als wärs 'ne Thio<sup>2)</sup>,  
Bald buhlt er gar mit der ernstern Klio,  
Dann liest er den Wofß (nämlich Julius)  
Und blickt in den Spiegel und gibt sich 'nen Kuß.

Die Wendungen gegen Goethe sind uns ja bekannt genug. Die „Skizzen“ sind die Erinnerungen Merkels, die er zuerst 1811/12 in seiner „Zeitung für Literatur und Kunst“ und später als Buch veröffentlicht hat. Der Versuch, den er hier machte, seinen Landsleuten seine ehemalige kritische Wichtigkeit ad oculos zu demonstrieren, scheint demnach nicht ganz geglückt zu sein. Nach Deutschland ist das Buch, das bei der Zusammenstellung der vorliegenden Erinnerungen mit benutzt wurde, kaum gekommen. Wie lange die „Zeitschrift für Literatur und Kunst“ erschien, und ob sie selbständig oder nur eine Beilage zum Zuschauer war, habe ich nicht feststellen können. Ihr Inhalt ist jedoch recht gut, und Merkel hatte auch gute Mitarbeiter, wie den bedeutendsten der Dorpater Professoren, Karl Morgenstern, der z. B. darin einen Kantbrief an Herder mitteilt. Merkel bemerkt freilich, unbefangen genug, dazu, daß ihm ein Originalbeitrag Morgensterns lieber sei.

Das geruhige Leben erfuhr aber eine Unterbrechung im Kriege von 1812.

## Merkel und Paulucci

Seit<sup>3)</sup> mehr als einem halben Jahre hielt sich zu Riga ein nicht ganz junger Mann, ein Sohn des berühmten Straßburger Gelehrten Oerlin, auf. Man wußte nicht genau, warum; bei Nachfragen aber hieß es, er wüßte eine Lehrstelle. Es scheint ihm aber nicht viel daran zu liegen, und sobald der Gang der Angelegenheiten entschieden war, kehrte er nach Frankreich zurück. Vorher aber suchte er meinen Bruder auf und trug ihm sehr ernstlich auf, mich in Rücksicht meiner Äußerungen über Frankreich zu warnen: „ich möge mich an das Schicksal Beckers in Gotha erinnern.“ Was konnte er damit wollen? Ich hatte ihn nie gesehen: freundschaftliche Teilnahme konnte ihn nicht bewogen haben. Offenbar war seine Äußerung eine Drohung. In wessen Namen? In dem seinigen nicht; das wäre lächerlich gewesen. Also — „die letzte Stimme Deutsch-

<sup>1)</sup> Bezeichnungen von Spielkarten.

<sup>2)</sup> Estnisches Mädchen.

<sup>3)</sup> Eckardt, Vorck und Paulucci, Seite 21.

lands“ aus dem Jahre 1807 war von Napoleon nicht überhört und nicht vergessen! Man wollte sie zum Voraus ersücken. — Nie hat ein Erfolg mich mehr ermuntert als dieser Gedanke. Sie soll, sie wird sich wieder erheben, rief ich aus, und kräftiger als je! — Welche neuen Themata zu den blutigen Vorwürfen boten die vier Jahre seit 1807 dar! Die berechnete boshafte Herabwürdigung Preußens; die Vöberei gegen Spanien und dessen Verwüstung; die Beraubung Oesterreichs 1809 und die erzwungene Vermählung mit des beraubten Monarchen Tochter; die mit bitterm Hohn geübte Mißhandlung des ganzen Deutschlands, endlich gar die tyrannische Kontinentalperre, die Glück und Wohlsein des ganzen Welttheils zerrüttete, selbst das der eignen Nation des Tyrannen; jetzt wieder der tückische, lange vorbereitete Angriff auf Rußland, zu dem er als widerstrebende Sklaven die Heere unterjochter Völker heranschleppte: ich zähmte mit Mühe die brennende Begierde, mich darüber auszusprechen, bis der Krieg wirklich ausgebrochen sei. — Man denke sich meine Gefühle und meine Stimmung, als mir dies versagt wurde.

Der bekannte Schriftsteller Friedrich Rambach, damals Professor zu Dorpat, hatte mit einem russischen Professor den Plan zu einer Armeezeitung<sup>1)</sup> gemacht, die Rambach schreiben und sein Kollege übersetzen sollte. Der Plan war angenommen; der Kaiser hatte eine beträchtliche Summe zu der Ausführung angewiesen; Rambach hatte aus den Druckereien zu Riga Setzer und Drucker und Lettern requiriert, aus der Universitätsbibliothek eine Menge Bücher mitgenommen, unter andern Schmidts vielbändige Geschichte der Deutschen. Dieser einzige Zug, den russischen Offizieren, die sich um Deutschland nicht kümmerten, und den russischen Soldaten, die nicht lesen können, aus der deutschen Geschichte recht gründlich dozieren zu wollen, hätte hingereicht, mich über seine Rivalität zu beruhigen. Er scheint dagegen die meinige gefürchtet zu haben und wählte zu ihrer Beseitigung einen nach mehreren Seiten sehr charakteristischen Ausweg. Er war Mitglied der Zensur-Kommission in Dorpat, und — in dem Augenblick beinahe, da die Nachricht einlief, daß die Franzosen in Kurland eindringen, benachrichtigte mich der Zensor in Riga, daß er von jener Kommission die Weisung erhalten, keinem Artikel über den Krieg das Imprimatur zu erteilen, der nicht aus der Rambachschen Armeezeitung geschöpft wäre. —

Empört darüber, faßte ich den Entschluß, die Redaktion meiner Zeitung einem Freunde zu übergeben, selbst aber mit meiner Familie Riga, das mit einer Belagerung bedroht schien, und wo ich nun nichts wirken konnte, zu verlassen und nach Dorpat zu gehen. Zu meinem Glück. Die Franzosen waren indes bis Mitau vorgedrückt, und am Abende desselben Tages, da ich mit meiner Familie um Mittag über den Strom nach Riga gegangen war, traf ein feindliches Detachement auf Nebenwegen auf meinem Landstige ein, um mich aufzuheben, und kehrte am folgenden

<sup>1)</sup> Die Idee der Armeezeitung, die uns 1914 ganz neu erschien, ist sehr alt. Schon im dreißigjährigen Kriege hatten die Schweden zeitweilig etwas Ähnliches. Und 1813 hatten sowohl die Oesterreicher wie die Preußen Armeezeitungen. Rambachs Kollege war der Professor der russischen Literatur Kaissarow. Die Subvention des Kaisers betrug 10 000 Rubel. Die Genehmigung hatte der damalige Kriegsminister und Führer der ersten russischen Armee am 5. Juni 1812 erteilt.

Morgen zurück. Es waren Preußen, und ein Major Möllendorf kommandierte sie, den ich in Berlin häufig gesprochen. Sie beobachteten die strengste Mannszucht. Als hätte man ihnen nicht getraut, traf ebenso ein Detachement Bayern ein, das gleichfalls mich suchte und am folgenden Morgen, ohne einen Schritt weiter zu tun, zurückging. Diese ließen Spuren großer Brutalität zurück. Ich sah in diesen Versuchen eine ehrende Anerkennung dessen, was ich geleistet hatte, und was man noch von mir besorgen könne.

Einige Stunden vor meiner Abreise ließ mich der Zivilgouverneur von Riga, Duhamel, ein geistreicher und gebildeter Mann, zu sich bitten. Als wir uns gesetzt hatten, gab er mir ein Papier, forderte mich auf, es zu lesen, und lehnte sich mit schalkhafter Miene in die Sofaecke zurück. Ich fing ernsthaft an zu lesen, aber bald wandelte mich ein Lachen an, das ich nur mühsam unterdrückte. Als der Gouverneur das sah, brach er in lautes Lachen aus, und ich tat mir keine Gewalt mehr an sondern stimmte, in die andere Sofaecke gelehnt, herzlich mit ein. Es war ein Aufruf an die Bewohner der Ostsee-Provinzen, den Kambach an die Regierung zum Druck eingesandt hatte, um sein Amt als offizieller, schriftstellerischer Verteidiger der Interessen Rußlands anzutreten. Er hatte darin die lächerlich empathische Sentimentalität, die alle seine poetisch gemeinten Schriften charakterisiert, aufs höchste getrieben. „Schreiben sie uns einen Aufruf!“ bat der Gouverneur. Ich tat es, übersandte dem Gouverneur meinen Aufsatz und reiste ab. — Mein Aufruf hatte ein sonderbares Schicksal. Aus dem „Zuschauer“ übersetzte ihn der alte, berühmte Oden-dichter Derschawin ins Russische, für die Petersburger Russische Zeitung, aber er galt für eine Arbeit Kogebues. Ich bewahrte zwar in den Zeitungen mein Vaterrecht, aber in der allgemeinen Aufregung der Zeit wurde das nicht beachtet, und man hat mich versichert, jener Aufruf soll es entschieden haben, daß Kogebue den Auftrag erhielt, beim Eindringen der russischen Truppen in Deutschland die Deutschen zum Ergreifen der Waffen zu ermuntern. Dazu fehlte dem genialen Lustspiieldichter aber freilich das Talent; indes eröffnete jener Auftrag ihm die Karriere, die ihm schnell Orden und große Gehalte erwarb.

Von der Kambachschen Armee-Zeitung, „Der Russe“ betitelt, erschien nur eine einzige Nummer in Groß-Quart, ein halber Bogen mit abwechselnden deutschen und russischen Kolonnen. Sie wurde, wenn ich nicht irre, während des kurzen Aufenthaltes in Witebsk gedruckt<sup>1)</sup>; seitdem aber fand sich bei dem raschen Rückzugsplane des russischen Heeres keine Muße mehr zum Schreiben und Drucken. Wie Kambach selbst mir klagte, hatte sich im Hauptquartier niemand um ihn gekümmert, was wohl sehr natürlich war. Ein einziger General habe einige Anteilnahme für die deutsche Literatur bezeugt und sich zuweilen mit ihm unterhalten; aber als man einst bei einem raschen Ausbruche die Pferde des Küstwagens, mit der Bibliothek, der Presse usw. für eine Kanone weggenommen und Kambach den General um Rat gefragt, habe er gesagt: „Verbrennen Sie das unnütze Zeug!“ Ob es geschah, weiß ich nicht; Kambach selbst aber fuhr hinter

<sup>1)</sup> Die einzige Nummer der Zeitung erschien am 25. Juli. Ihr Titel lautete: Der Russe. Eine Zeitung, herausgegeben unter der Autorität des H. Kriegsministers im Hauptquartier. Gott mit uns! Glaube — Kaiser — Vaterland!

dem Hauptquartier her bis Moskwa, wo man ihm den Rat erteilte, nach Hause zu gehen, was er denn auch tat.

In Dorpat brachte ich und meine Familie den Sommer recht angenehm zu mit den Professoren Huth, den ich schon in Frankfurt an der Oder kannte, Krause, Varrot dem Älteren, Ledebour und ihren Familien, vorzüglich aber mit Sonntag, der im Herbst auch aus Pernau, wohin er als Generalsuperintendent mit seiner Behörde aus Riga gezogen war, kam. Vom Gange des Krieges hörte man hier, von der Hauptarmee abgeschnitten, sehr wenig. Macdonald war am südlichen Ufer der Düna, zwei Meilen von Riga stehen geblieben und begnügte sich mit der Besetzung Kurlands; Wittgenstein aber hatte seine Heldenkämpfe noch nicht angefangen. Über Petersburg hätte man freilich immer neue Nachrichten haben können; aber da man bis zur Schlacht von Borodino wenig Erfreuliches melden konnte, wurde das Publikum der Residenzstadt selbst selten durch Bulletins benachrichtigt, und auf Provinzialstädte nahm man gar keine Rücksicht.

Zu Ende Oktober wurde mein Aufenthalt in Dorpat plötzlich unterbrochen. Die eine Post brachte die Nachricht, daß ein neuer Generalgouverneur, der Marchese P a u l u c c i<sup>1)</sup>, eingetroffen sei, die folgende eine dringende Aufforderung an mich, sogleich nach Riga zurückzukehren.

Mein erstes Zusammentreffen mit diesem genialisch-praktischen Geiste ist mir immer eine der interessantesten Erinnerungen geblieben.

Wenige Stunden, nachdem ich die dreißig Meilen von Dorpat nach Riga zurückgelegt hatte, ging ich gegen Abend aufs Schloß. Der Marchese war für den Augenblick nicht frei, sagte man mir, aber ich wurde in ein besonderes Kabinett geführt und der Obrist von Eksparre, der sich gerade im Vorsaale befand, ersucht, mir Gesellschaft zu leisten.

Nach ungefähr einer halben Stunde wurde ich zum Generalgouverneur gerufen. Er empfing mich mit einer fast freudigen, achtungsvollen Zuorkommenheit, führte mich in sein Kabinett, setzte sich mit mir aufs Sofa und überhäufte mich mit Komplimenten, die mich in Verlegenheit setzten, aber mich zugleich mißtrauisch machten. Ich erklärte mich daher, als er mich aufforderte, in Riga zu bleiben und meine Zeitung selbst zu redigieren, zwar bereit, seinen Befehlen zu gehorchen, fügte aber hinzu, das Blatt sei bisher von meinem Schwager so sorgfältig und gut redigiert worden, daß ich es nicht glaubte besser machen zu können, und die Trennung von meiner Familie würde mich sehr genieren. „Ja,“ antwortete er, „der Zuschauer meldet sehr gut und verständig, was vorgegangen ist, aber ich wünschte, daß Sie selbst schreiben, was nicht nur hier die Einwohner ermuntert, sondern was auch draußen auf die P r e u ß e n wirkt, was die Preußen zu unsern Freunden macht.“ — Ich wies ihn auf die mir bisher auferlegten Beschränkungen hin. „Das waren Lummheiten,“ rief er in seinem gebrochenen Deutsch, „schreiben Sie, was Sie wollen und wie

<sup>1)</sup> Marchese Philippo P a u l u c c i, aus dem Modenesischen, mußte wegen einer Verschwörung gegen Napoleon 1796 aus der Heimat fliehen, trat in österreichische Dienste, übergab aber als Kommandant von Cattaro, als diese Festung im Preßburger Frieden an Frankreich fallen sollte, die Stadt statt dessen den Russen, in deren Dienst er trat. Eine Zeitlang lebte er in Kurland — seine Frau war Kurländerin —, dann aber begann seine Karriere. Nach Erfolgen in Georgien wurde er General und ersetzte in Riga den General Essen.

Sie wollen.“ „Aber die Preußen werden nicht zu lesen bekommen, was ich schreibe,“ wandte ich weiter ein. „Dafür ist gesorgt“, antwortete der Generalgouverneur.

Ich sah ihn mit großen Augen an. Nach kurzem Nachdenken erriet ich, was er im Sinne hatte, ohne daß er mir es aussprach, und mit dem freudigsten Eifer ging ich darauf ein.

Ich entwarf nun meinen Operationsplan, ohne ihn dem Marschese oder irgend jemand mitzuteilen; ich beschloß, die lange Proklamation, die ich hätte geben können, in tausend kleine zu zerlegen, die, in immer neuen Gestalten wiederkehrend, bei den Preußen selbst die Gedanken erwecken sollten, die ich nicht aussprechen wollte. Von dem Tage an, da ich die Redaktion des „Zuschauers“ wieder übernahm, bestand sein Inhalt fast nur aus Siegesbulletins, dergleichen täglich einliefen, und aus „Vermischten Nachrichten“, die immer eine Reihe von Sarkasmen gegen Napoleon und die Franzosen, von charakteristischen Anekdoten des schmählichen Übermuts und der Unterdrückung, die sie in Deutschland und besonders in Preußen geübt; von Betrachtungen über die herabwürdigende Rolle, welche die tapfern Deutschen und besonders die so tief gekränkten preußischen Truppen als Kriegsknechte Napoleons spielten, von Erinnerungen an die aus Gram gestorbene Königin usw. Selbst die Bannbulle des Papstes, die nirgends auf dem Kontinente hatte gedruckt werden dürfen, fehlte nicht. Ein Jesuit, der Beichtvater des Kriegsgouverneurs, Pater Quoinze, hatte sie mir zu verschaffen gewußt. Ich verschmähte nichts außer gemeinen Schmähungen. Kürze und Mannigfaltigkeit und daß jeder Sarkasmus nur gelegentlich geäußert schien, war dabei die Hauptregel. Der Kriegsgouverneur aber, der inzwischen seine Unterhandlungen mit dem preußischen General York wieder angeknüpft hatte, ließ jede Nummer meines Blattes bei Nacht an die preußischen Vorposten abgeben, und der General York sandte sie nach Berlin.

Die Wirkung, die der Zuschauer im preußischen Lager machte, muß meine lebhaftere Erwartung übertroffen haben, denn der Kriegsgouverneur brach einmal, wie mir der Generalsuperintendent Sonntag erzählte, in dessen Gegenwart, nach Eröffnung einer Depesche, in die Worte aus: „Merkel hat mir größere Dienste geleistet, als ein Korps von 20 000 Mann.“ Wirklich fielen schon kleine Gefechte im feindlichen Lager vor zwischen den Preußen und Franzosen, und die Unterhandlungen nahmen einen lebhaften Aufschwung. — Vielleicht war es folgende Betrachtung (im „Zuschauer“ vom 10. Dezember/28. November) oder eine ähnliche, die nach Pauluccis Ansicht so viel auf die Stimmung der Preußen gewirkt hatte:

„Ob die preußischen Truppen es wissen mögen? Napoleon selbst konnte in seinen Proklamationen keine andere Ursache zum gegenwärtigen Kriege anführen als: Rußland habe verlangt, er solle dem Könige von Preußen seine Festungen und Provinzen zurückgeben. Gegen wen fechten die Preußen also? Gegen sich selbst. — Das ist die tiefste Erniedrigung, die diesem heldenmütigen Volke noch widerfahren ist. — Einziger Friedrich, und Ihr, seine erhabenen Gefährten in Kampf und Sieg, Schwerin und Winterfeld, Seidlitz und Ziethen! Blickt nicht herab auf die Gegenwart!

Troß Eurer Verklärung würdet Ihr erröten. Auch Du nicht, noch immer so schmerzlich beweinte, liebenswürdige und großgestimmte Luise, der Napoleons roher Übermut das Herz gebrochen hat. — Unsterblicher Schill! Bist Du der letzte wahre Preuße gewesen? Daß einst ein fremder Despot Deine tapferen Gefährten für ihre Vaterlandsliebe auf die Galeeren schicken durfte, war gräßlich; aber daß jetzt auf den Befehl desselben Despoten die preußischen Truppen eine befreundete Nation bekriegen müssen, weil ihr großmütiger Monarch nicht länger dulden wollte, daß Preußen gemißhandelt und unterdrückt würde: welche namenlose Schmach! Du sahst sie voraus und unterlagst wie Brutus in dem Versuch, sie abzuwenden!“

In der That bin ich stolz genug zu glauben, daß Aufsätze dieser Art, noch dazu aus dem feindlichen Hauptquartier, wohl im preußischen Lager wirken konnten und mußten. Daß dieser es tat, werden auch die Leser wahrscheinlich finden, wenn sie in nachstehender Korrespondenz den Brief des Generals Yorck vom 16./4. Dezember mit dem vorhergehenden vom 8. Dezember/26. November vergleichen<sup>1)</sup>. In der Zwischenzeit war mein Aufsatz im „Zuschauer“ erschienen und mit einem neuen, am folgenden Tage vom Kriegsgouverneur geschriebenen Memoire ins preußische Hauptquartier befördert. — Darüber, daß mein Blatt wirklich nach Deutschland durchgedrungen sei, erhielt ich 1817 ein mich sehr erfreuendes Zeugnis. Ein Hofrat Müller, mit dem ich zufällig zusammen kam, sagte mir, er habe im Interesse des Jugendbundes 1813 Deutschland durchwandert und dabei meine Blätter immer in der Tasche gehabt<sup>2)</sup>.

Die Unterhandlung mit dem General Yorck nahm jetzt einen so glücklichen und entschiedenen Fortgang, daß er bei seinem Aufbruche aus Mitau die völlig verabredete und entworfenene Konvention mit sich nahm und nur die Rückkehr seines Adjutanten, des Rittmeisters Seydlitz, aus Berlin erwartete, um sie zu unterzeichnen. Schon beim zweiten Tagesmarsche trennten sich die Preußen, in zwei Korps geteilt, von MacDonald und marschierten abgesondert. Sie durchzogen Kurland mit der äußersten Langsamkeit, ja, als sie sich der preußischen Grenze näherten, machten sie förmlich Halt. Mit gleicher Ungeduld wohl erwartete General Yorck seinen Adjutanten und ein russisches Korps, das sich ihm in den Weg stelle, damit er abgeschnitten scheine. Zwar hatte Paulucci, jetzt nicht mehr Kriegs-, sondern Generalgouverneur von Liv- und Kurland, den General Löwis mit zehn-, aber eigentlich wohl nur sechs- bis sieben-tausend Mann zur Verfolgung der Abziehenden ausgesandt und war selbst längs der Küste neben den Preußen in Eilmärschen vorübergezogen und hatte Memel genommen; wie er sagte, um ihnen den Weg übers Haff abzuschneiden. Aber er hatte nur 1800 Mann bei sich, welche die 26 000 Preußen leicht hätten aufheben können, und den Weg über die öde Nehrung zu nehmen, konnte ihnen wohl nicht einfallen. Endlich traf der Adjutant ein und fast zu gleicher Zeit auch Diebitsch und stellte sich auf dem Wege nach Tilsit auf. Zwar hatte auch er nur ungefähr 6000 Mann, aber es war doch ein Korps, und Yorck beeilte sich, mit ihm die Konvention zu unterschreiben, die der Marchese Paulucci bewirkt und verabredet hatte.

<sup>1)</sup> Diese Korrespondenz habe ich in die vorliegende Ausgabe nicht aufgenommen.

<sup>2)</sup> Vgl. dazu S. 188.

---

— Dieses Fehlschlagen der Hoffnung, sein Werk mit seinem Namen in die Geschichte eintragen zu können, kränkte den Marschese tief und erbitterte ihn gegen die Preußen in dem Grade, daß er es noch lange nachher auf manche Art an den Tag legte, die ihm selber nachtheilig wurde — ungeachtet Kaiser Alexander den geleisteten Dienst sehr großgesinnt belohnte, nicht bloß durch Begabungen, ungeachtet er deren sehr reiche erhielt, sondern auch durch Ertheilung des Generalgouvernements aller drei Ostseeprovinzen und Pleskows, vorzüglich aber als glänzendste Auszeichnung durch das huldvolle, unbeschränkte Vertrauen, das der Monarch bis an seinen Tod ihm schenkte.

Einige Monate nach Abschluß der Konvention gab Paulucci mir eine von ihm selbst gefertigte Abschrift der ganzen über sie geführten Korrespondenz mit der Erlaubnis, eine Kopie zu nehmen. Er fügt hinzu, drucken lassen sollte ich sie nicht. Ich versprach es, aber ich glaubte nie, daß er annahm, ich werde mein Versprechen halten. Ich tat es indes dreißig Jahr.

\*

Als Beispiele von Merkels Arbeit mögen zwei seiner Aufrufe folgen. An die Bewohner der Ostseeprovinzen Russlands Der<sup>1)</sup> Unterjocher des westlichen Europa steht an unsern Grenzen. Er schleppt die waffenfähige Mannschaft von zehn früher zertretenen Völkern heran, um sie auf uns zu werfen. Auch wir sollen das Spiel seiner ehrfurchtigen Willkür werden, und wenn er uns elend gemacht, ihm dienen, wieder andere Länder zu zerrütten.

Der Zeitpunkt ist furchtbar drohend; aber niederschlagen muß er uns nicht. Laßt uns tun, was Männern ziemt, wenn Gefahren naht. Laßt uns mit ruhiger Besonnenheit prüfen, was wir zu fürchten haben und was uns für Hoffnungen bleiben. Laßt uns untersuchen, was wir, auch wir selbst, dazu beitragen können, uns zu retten. Wenn wir es erkannten: laßt uns mit unerschütterlicher Entschlossenheit auch das höchste Opfer nicht scheuen für Alexanders Thron, für Russlands alten Ruhm, für unsere persönliche Ehre, für Weib und Kind und Eigentum.

Groß ist des Feindes Heeresmacht, größer vielleicht als je eine seit einem Jahrtausende unsern Weltteil durchzog. Doch sie besteht aus Massen, die einander fremd und feindlich sind; aus Massen, die ihre Gewehre lieber gegeneinander selbst erheben, als gegen uns, und in denen nichts lebendiger ist als das Gefühl des Elends, das ihre Heimat und sie selbst zu Boden drückt. Schwerlich ist in der ganzen feindlichen Armee ein Mann, ein einziger Mann von Kopf und Herz, der es nicht einsehen sollte, daß mit Russlands Besiegung die letzte Hoffnung Europas fiele. Nur die Form hält daher noch jene Massen in ihrer drohenden Stellung beisammen; aber wie leicht kann diese Form gesprengt werden! Der sonst so furchtbare Eroberer ist jetzt ein Kämpfer mit geborstene[m] Schwert. Ein einziger Fehlstreich kann seine Klinge zersplittern, und er steht entwaffnet da.

---

<sup>1)</sup> Aufsätze, während des Krieges geschrieben, Seite 3. Dies ist der Aufruf, als dessen Verfasser später Kohebeue galt.

Ihm gegenüber lagern Rußlands Heere, deren unbefiegbare Tapferkeit er selbst oft grollend anerkannt. Vielleicht sind sie nicht geringer an Manneszahl als die seinigen; gewiß ihnen unendlich überlegen an Einheit des Sinnes und begeisterndem Mut. Das Bewußtsein erfüllt sie, daß sie für die gerechteste Sache kämpfen, für die das Schwert geschwungen werden kann: für die Bewahrung des Vaterlands vor fremden, entehrendem Joche. Und herrlich hat sich schon die Weisheit bewährt, die sie leitet! Derselbe Feldherr, der sonst damit prunkte, daß er seine wichtigsten Kriege in wenig Tagen entschied, derselbe zieht schon eine lange Reihe von Wochen vor unserer Armee auf und ab, ohne etwas zu gewinnen, als was man ihm planmäßig (!) überlassen wollte; ohne einen solchen Angriffspunkt zu finden, wie er ihn wünscht, und ohne Entschlossenheit, den zu benutzen, den man ihm darbietet.

Sollte er sich jetzt gegen unsere Provinzen wenden: wie wird er uns finden?

Meine Mitbürger! Seit einer Reihe von Jahren spricht Europa davon, daß dieser Fall eintreten könne. Jetzt blickt es mit gespannter Erwartung hin, welchen Charakter wir dabei zeigen werden. Unser Betragen in solcher Zeit gehört der Weltgeschichte an. Auf ewig wird es uns mit Schmach bedecken oder unsern Namen mit Glanz umstrahlen. Jeden einzelnen unter Euch kann der Gang der Ereignisse dahin führen, sich durch eine That nie endender Verachtung preiszugeben oder sich als edler großer Patriot unsterblich zu machen.

Mitbürger! Was wird der Feind in uns finden?

Männer find' er in uns, die von der Überzeugung beseelt sind, daß sich das Wohl des einzelnen nicht von dem Heil des ganzen trennen läßt. Wo der Staat zugrunde geht, ist jeder Bürger desselben die Beute des Siegers. — Männer find' er, die der Gedanke begeistert, dem Vaterlande jetzt in höhern Sinne dienen zu können. Wen es zur persönlichen That aufruft, gehe mit dem Entschlusse daran, lieber zu sterben, als seine Erwartung zu täuschen. Wer etwas besitzt, das zum öffentlichen Wohl erforderlich ist: er preise sich glücklich, es dazu abtreten zu können! Was man dem Vaterlande entzöge, würd' im Unglück der Feind zehnfach von uns erpressen. Seht hin auf die Länder, in welchen man so feige war, ihm einen Teil des öffentlichen Wohlstandes freiwillig zu opfern, um den andern zu retten. In dem schimpflich erkauften Frieden selbst hat er ihnen alles genommen und dann die Blüte ihrer Bevölkerung hinweggetrieben, um für ihn in seinen ungerechten Kriegen zu verbluten.

Mitbürger! In den Zeiten, wie die gegenwärtige, verschwinde jede kleinliche Sonderung. Wir sind Russen! Alle sind wir Russen! Sonst nichts wollen wir sein! Was Rußlands Heere vermögen, hat sich seit einem Jahrzehnt nur in fremden Grenzen entfaltet. Wer die unfrigen feindlich überschreitet, geht in die Höhle des Löwen. Schimpfliche Flucht sei die einzige Rettung, die ihm bleibe.

Wir sind Russen, an unserm Herde wie auf dem Felde der Schlacht zu jedem Opfer bereit, zu jeder Anstrengung, zum Tode selbst für den geliebten Monarchen und das Heil des Vaterlandes.

## Ein russischer Mann zu seinen Brüdern

Die!) Franzosen sind in Moskau! —

Ich blick' um mich her. Das Auge vieler seh ich mit Kummer und Tränen gefüllt. Andre hör ich weiche Worte des Trostes sprechen.

Weinende! Ich ehr' Euern Schmerz, aber ich bedaure Eure Schwäche. Verbergt Euch mit Euren Zähren! Begleitet sie, Tröster, und flüstert ihnen leise zu, was sie bedürfen. Wir Männer brauchen nicht Trost. Wir brauchen zügelnden Rat, daß unser Grimm nicht planlos wüthe.

Trotz der weisen und entschlossenen Maßregeln unsers Monarchen, trotz der hohen Kriegserfahrung unserer Heerführer, trotz der unübertrefflichen Tapferkeit unserer Truppen ist es der Arglist und Überzahl der Feinde gelungen, Moskau durch ihren Einzug zu entweihen! Rußland erobert haben sie dadurch nicht, aber sie haben es beschimpft! Wer von uns möchte noch leben, wenn sie nicht mit dem Leben dafür büßten? —

Franzosen gebieten in Moskau! Wer von uns ist so ehrlos, Kinder und Enkel zurücklassen zu wollen, wenn er eine solche Schmach unabgewaschen auf sie vererben müßte? In dem alten Herrscheritz unserer Monarchen, in dem ehrwürdigen Kreml, in den heiligen Kirchen, wo unsere Ahnerväter anbeteten, in der Stadt, in der seit sechshundert Jahren der Stolz unseres Namens ist, schwärmen Franzosen übermütig herum und rufen dem erstaunten Europa höhnnend zu: Auch Rußlands Größe hat vor uns sich beugen müssen! — Herbei, Männer Rußlands, um sie lügen zu strafen! Herbei aus allen den Reichen, die Provinzen unsers glorreichen Vaterlandes sind! Herbei von den Gestaden aller unserer Meere, den Ufern aller unserer Ströme! Aus Städten und Dörfern und Steppen: wer sich ein Mann fühlt, wer würdig ist, Russe zu heißen, herbei zum Kampf!

Die Franzosen in Moskau!

Weg nun mit allen Rücksichten auf Familie und Eigentum! Sie ist doch entehrt, und alles ist doch verloren, wenn der Feind triumphiert. Jeder ergreife die erste Waffe, die ihm nahe liegt! Jeder schlage den ersten Feind zu Boden, der ihm zu stehen wagt, und Rußland ist gerettet! Wer von uns berufen ward, in dem ruhmvollen Kampfe zu fallen, sinke freudig, wenn er sich auf den Leichnam eines erwürgten Feindes bettet. —

Die Franzosen prahlen mit unermesslicher Beute? Wir wollen ihnen glauben. Desto unerschütterlicher sei unser Entschluß, daß sie nichts davon über die Grenze bringen. — Ihr Heer ist in Moskau? Es hat sich selbst dadurch unwiderruflich sein Todesurteil gesprochen, so wahr wir Männer, so wahr wir Russen sind. — Es zählt nicht hundertundfünfzigtausend Streiter? Halten wir russischen Männer alle zusammen, wie wir es müssen, wie wir es werden, so hat jene Schar nicht Blut genug in ihren Adern, um uns allen die Hände zu schmücken.

Herbei zum Kampf! Schmach jedem von uns, der seinem Weibe nicht ein Siegeszeichen heimbringt, das er selbst gewann! — Wer feige seinen Arm dem Vaterlande entzieht, dessen Name müsse sein eigener Lieblingssohn nie aussprechen ohne Verachtung und ohne Erröthen.

\*

1) Aufsätze, während des Krieges geschrieben, Seite 7.

Man merkt der Darstellung Merkels, die etwa um 1840 entstanden sein mag und als Einleitung zu einer Veröffentlichung der Aktenstücke Pauluccis dienen sollte, den Stolz an, in das Werk der Befreiung handelnd mit eingegriffen zu haben. Merkel selbst hat die Veröffentlichung der Akten nicht mehr vorgenommen. Julius Eckardt hat dann das inzwischen verloren gegangene Manuskript ans Licht gebracht. Daß der Einfluß seiner Artikel im Zuschauer auf Vordk nicht so groß gewesen sein wird, wie er selbst anzunehmen geneigt ist, brauchen wir nicht zu beweisen. Die Front zwischen Preußen und Russen verlief ja damals fast genau so wie in den Jahren 1915/17; wer in diesen Jahren die deutschen Bemühungen, die Russen durch die Front hindurch zu beeinflussen, miterlebt hat, den berührt die Feststellung, daß genau dasselbe an der gleichen Stelle schon ein Jahrhundert vorher in umgekehrter Richtung versucht worden ist, ganz eigenartig. Die Versuche im Weltkrieg, von Dilettanten der Propaganda gemacht, verliefen allerdings ziemlich ergebnislos. Die fulminanten Aufrufe, die in der Druckerei der Mittauschen Zeitung im Frühjahr 1917 gedruckt wurden, hat man bei den Russen nicht sehr ernst genommen. Das russische Heer ist durch diese Propaganda ebensowenig zermürbt worden, wie ich glaube, daß die Entente-Propaganda die Westfront in ihrer Widerstandskraft wirklich hat schwächen können; mißt man ihr Wirkung bei, so ist es lediglich die eines Hilfsfaktors, der einen schon im Gange befindlichen Prozeß beschleunigt. Und sehr viel mehr Bedeutung kommt auch wohl dem Zuschauer kaum zu, wobei man eine sehr günstige Prädisposition bei den Preußen Vordks und die immerhin größere Wirkungsmöglichkeit des gedruckten Wortes in jener zeitungsarmen Zeit ohne weiteres annehmen mag.

Vielleicht hat dieser Erfolg aber Merkel doch letzten Endes zu dem Versuche ermutigt, die ihm in Deutschland verloren gegangene Stellung wieder zu gewinnen. Im März 1816 nimmt er die lange unterbrochene Verbindung mit Wöttiger wieder auf, macht ihm leise Vorwürfe, daß er ihn während seiner Abwesenheit aus Deutschland nicht verteidigt habe und kündigt ihm an, daß er in Berlin wieder eine Zeitschrift herausgeben will. Die Zeitschrift, zu deren Herausgabe er sich mit dem Holzschneider F. W. Gubitz<sup>1)</sup> zusammensetzt, soll „Ernst und Scherz“ oder „Der alte Freimütige“ heißen. In der Ankündigung schreibt er: „Der Unterzeichnete schmeichelt sich, daß es noch nicht vergessen sei, w o d u r c h er sich im Jahre 1806 die Notwendigkeit zuzog, s e i n e n „Freimütigen“ plötzlich abbrechen und Deutschland verlassen zu müssen . . . Es gelte denn den Versuch, demselben Bestreben dieselbe Gunst wieder zu gewinnen, mit dem es damals beehrt ward.“ Am 1. Juli soll das Blatt bei Haude und Epener anfangen.

Merkel täuschte sich aber. Berlin hatte ihn vergessen, wenigstens beinahe. Wie man ihn empfing, erzählt der Historiker Fr. Rühls in einem Briefe an Lieck: „herr Carl Lieb Merkel hat sich wieder eingefunden, um den a l t e n F r e i m ü t i g e n herauszugeben . . . Keimer (der Berliner Buchhändler) hatte den boshaften Einfall, gleich nach Merkels Ankunft in alle hiesigen Zeitungen einrücken zu lassen: es wären jetzt von der Schrift Testimonia auctorum de Merkelio wieder Exemplare vorrätig.“ Mit Gubitz kam es sehr schnell zum Bruch<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> F. W. G u b i t z, 1786 in Leipzig geboren, Sohn eines Buchdruckers, der der eigentliche Autor der Unger-Fraktur war, studierte Theologie, arbeitete aber gleichzeitig als Holzschneider. In königlicher Gunst stehend, wurde er schon mit 19 Jahren Mitglied der Akademie der Künste und mit 22 Jahren Professor. Die Holzschneidekunst verdankt ihm technisch viel. Später betätigte er sich auch als Schriftsteller und gab lange Jahre den von ihm gegründeten Gesellschafter heraus.

<sup>2)</sup> Über die im einzelnen herzlich uninteressanten Vorgänge hat Gubitz in seinen Erlebnissen genau berichtet. Die betreffenden Briefe befinden sich in der Lessingschen Handschriftensammlung in Berlin.

August Klingemann, Merkels alter Gegner, tröstet den Ausgeschiedenen: „Was Herrn Merkel betrifft, so kann sein Zürnen Sie ja vollends gar nicht kümmern. Es ist ein Kunstgriff dieses literarischen Bettlers, sich durch Schimpfen Gegner zu erwerben, welche ihn durch ihren Witz ernähren sollen. Stehen gegen einen solchen armseligen Klaffer, der Sonne, Mond und alle himmlischen Gestirne anbellt, keine Gegner auf, so verschwindet er von selbst, ohne daß man ihn auszublasen braucht.“

Klingemann hat Recht behalten. Merkel schreibt zwar an Vöttiger, das Blatt gehe gut, aber im April 1817 wechselt er schon den Verlag und kündigt an, daß er eine Erholungsreise machen wolle. Die Redaktion soll statt seiner Julius von Voß führen. Von dieser Reise durch Deutschland ist Merkel nicht nach Berlin zurückgekehrt. Der alte Freimütige ging am 1. Juli 1817 ein.

Trotzdem hatte Merkel die Flinte dieses Mal zu früh ins Korn geworfen. Die Öffentlichkeit zwar gedachte seiner politischen Verdienste nicht mehr, aber die amtliche Stelle hatte ihn nicht vergessen. Der Plan eines offiziellen preussischen Blattes war 1809 von Adam Müller wieder aufgenommen worden, der die gloriose Idee hatte, nicht nur „öffentlich und unter Autorität des Staates ein Regierungsblatt“, sondern auch „anonym und unter der bloßen Konnivenz desselben ein Volksblatt, mit anderen Worten eine Ministerial- und Oppositionszeitung zugleich zu schreiben“, damit den Parteien „durch eine überlegene Meinung und durch eine überlegene Opposition imponiert“ werde. Auch dieser Plan, bei dem Müller ausdrücklich Merkels Projekt erwähnt, kam nicht zustande. Erst die Reaktion nach den Befreiungskriegen schuf endlich das offiziöse Blatt. Was Merkel mit diesen Plänen zu tun hatte, hat er in dem 1818 erschienenen Buche „Über Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand“, mitgeteilt:

## Die preussische Staatszeitung

Es<sup>1)</sup> müssen Gründe, die ich nicht kenne, vorhanden gewesen sein, welche das preussische Kabinett bisher abgehalten haben, einen offiziellen Wortführer an das Volk aufzustellen. Erst im Frühlinge dieses Jahres (1817) beschäftigte es sich ernstlich mit der Stiftung eines offiziellen Blattes. Sie haben davon ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen; vielleicht auch, daß die Rede gewesen, mir die Redaktion desselben zu übergeben.

Eines Morgens in der Mitte des März besuchte mich der Herr Kriegsrat von Cölln, der mit Beforgung eines vertrauten Geschäfts für den Fürsten-Staatskanzler und den Fürsten Wittgenstein beauftragt ist. Er sagte mir, er komme soeben von dem ersten Bureauchef des Staatskanzlers. Man habe den Plan, eine Staatszeitung herauszugeben, die außer den offiziellen Artikeln auch freie politische Untersuchungen, literarische und Kunsturteile enthalten solle. Ob ich die Redaktion derselben übernehmen wolle?

Diese Anfrage überraschte mich sehr angenehm. Gibt es irgendein amtliches Geschäft, das Reiz für mich haben, selbst meinen Ehrgeiz entflammen könnte, so wäre es der Auftrag, für eine gerechte und wohlwollende Regierung zum Volk zu sprechen. Nach einigem Nachdenken über gewisse Nebenumstände erwiderte ich indes: „Ich erkenne das Ehrenvolle des Vertrauens, das man mir durch einen solchen Auftrag beweisen

<sup>1)</sup> Merkel, Über Deutschland, Seite 209.

würde, und da ich ihm glaubte gewachsen zu sein, würde ich ihn annehmen. Ich bäte indes, keine bewerbende Schritte von mir zu erwarten. Nur einen Besuch bei dem Minister Staatssekretär von Alewitz wolle ich machen.“ Herr von Cölln billigte das, empfahl mir aber zugleich, die Sache geheim zu behandeln.

Ein vertrauter Freund von mir fand meine Antwort zu stolz. Ich machte ihn aufmerksam, in welche verfängliche Lage ein Geschäft der Art einen Mann setzen müsse, der seinen Charakter nicht an sein Amt verlieren will. Das einzige Mittel dazu schien mir, die ganze Sache nicht als eine befördernde Versorgung zu behandeln, sondern als eine ehrenvolle Aufforderung zu einer Leistung, deren man nötig habe; als eine Auszeichnung, die ebensowohl der Festigkeit meines Charakters gelte, als dem geistigen Vermögen, das man mir zutraut. Er war befriedigt. Auf jeden Fall handelte ich meiner Eigentümlichkeit gemäß und hatte darin recht. Noch an demselben Morgen machte ich dem Minister Staatssekretär, auf dessen Gewogenheit ich aus früheren Zeiten her rechnete, meine Aufwartung. Ich erzählte ihm die erhaltene Anfrage und meine Antwort und fügte die Bitte hinzu, sich dafür zu verwenden, daß ich, wenn der Plan ausgeführt würde, nichts mit dem gewöhnlichen politischen Zensor, dem Geheimen Rat Kenfner, zu tun bekomme. Der Mann schien mir ohne Plan, ohne Grundfäße, oft ohne Gedanken zu verfahren. Herr von Alewitz versprach mir, um was ich ihn bat, setzte aber hinzu: Wenn eine Staatszeitung wirklich zustande käme, würde sie wohl ganz zensurfrei erscheinen.

Der Plan wurde bekannt, und sogleich gerieten alle Parteien in Bewegung. Jede hatte einen anderen Kandidaten zur Redaktion und bot alle Mittel auf, sie ihm zu verschaffen. Es sollen sich sogar eine Menge Schriftsteller geradezu an den Staatskanzler gewandt haben mit dem Gesuch, sie als Mitarbeiter anzustellen. Zwei Wochen vergingen, ohne daß ich etwas Entscheidendes erfuhr; doch erhielt ich Beweise, die Stimme des Publikums entscheide für mich. Vielleicht war dieses selbst ein Grund, den gewisse Leute gegen mich geltend zu machen suchten. Die Verzögerung langweilte mich; der Kampf der Parteien, dem ich, meinem Vorsatze treu, müßig zusah, war mir widerlich: ich beschloß also kurz und gut, meine längst entworfene Reise an den Rhein zu beschleunigen. Während meiner Abwesenheit, dacht' ich, müsse die Sache sich entscheiden, und geschähe es für mich, so würde man mir ja wohl eine Aufforderung nachsenden. Indes unterließ ich, dem Herrn von Cölln meine Adresse nach Frankfurt zu geben.

Ich erhielt während meiner sechswöchentlichen Reise keine Nachricht, wohl aber hörte ich in Frankfurt am Main, die Redaktion sei einem Herrn von Delsner<sup>1)</sup> erteilt, dem man in der Geschwindigkeit einen literarischen Ruf zu machen suchte. Das bestimmte mich, meinen Rückweg nach Hause gar nicht über Berlin zu nehmen, und ich führte es aus.

<sup>1)</sup> Karl Ernst v. Delsner, 1764—1828, lange Zeit in Paris als Geschäftsträger Frankfurts und einiger deutscher Fürsten, bei den französischen Staatsmännern hoch geschätzt. Nach dem Freiheitskriege wurde er preussischer Legationsrat, vermochte sich aber nicht in ein Amt einzupassen. Als Schriftsteller hervorragend, nach Barnhagens Zeugnis, der ihn in der Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgebung charakterisiert, an den Schriften Saint-Simons beteiligt. Hier handelt es sich wohl um einen der Versuche, ihm einen Wirkungskreis zu schaffen.

Schon war ich fast zwei Monate wieder in Livland, als ich einen Brief aus Berlin erhielt, voll Vorwürfen, daß ich die günstigen Nachrichten und die Aufforderung zur schnellen Rückkehr weder beachtet, noch beantwortet habe. Drei Tage später bekam ich endlich auch jenen ersten Brief, von dem der andere sprach. Er scheint in Frankfurt und wieder in Leipzig ein paar Tage nach meiner Abreise eingelaufen zu sein. Von letzterem Orte nahm ihn ein Reisender für mich mit und vergaß ihn in seinem Portefeuille. Spiel des Zufalls, wenn es einen gibt!

\*

Der Kriegsrat von Cölln, der hier mit Merkel verhandelte, ist der Autor der vertrauten Briefe und der Feuerbrände, der ebenso wie Friedrich Buchholz später seinen Frieden mit der Regierung gemacht hatte<sup>1)</sup>. Über die Aktion habe ich in den Akten nichts auffinden können. Soweit sie im preussischen Staatsarchiv vorhanden sind, behandeln sie erst eine spätere Zeit. Über den alten Freimütigen finden sich nur eine bayrische Beschwerde, die dazu führte, daß das Blatt in seinen ausländischen Nachrichten der Zensur des Legationsrates Krenfner — *hinc illae lacrimae!* — unterstellt wurde.

Mit Merckels letztem Aufenthalt in Berlin schließt eigentlich sein Wirken, soweit es für eine breitere Öffentlichkeit Interesse hat, ab. Er ging nach Riga zurück, bestellte sein Landgut Depkinshof bei Riga, redigierte treu und brav seinen Zuschauer, trat in innerbaltischen Angelegenheiten noch ein paarmal hervor, erhielt nach dem Erscheinen seines Buches „Die freien Letten und Esten“ vom Zaren eine lebenslängliche Pension von 300 Rubeln und starb, 81 Jahre alt, am 9. Mai/27. April 1850 auf seinem Güthen. In Deutschland hatte man ihn ganz vergessen. Nur die Augsburger allgemeine Zeitung meldete seinen Tod, versetzte aber Depkinshof in die Nähe von Moskau. Der „Freund Herders und Engels“ starb, nachdem er Jahrzehnte lang, und das ist die Tragik dieses Lebens, nichts anderes als ein Provinzredakteur außerhalb Deutschlands gewesen war, er mußte seinen „Ruhm“ 45 Jahre überleben. Nur durch den Glanz, der die Namen seiner großen Gegner Goethe und Napoleon umstrahlte, ist sein Andenken bisher erhalten geblieben, und sofern man ihn überhaupt erwähnte, war es dementsprechend.

Daß ich hier keine Rettung des trotzdem zu Unrecht vergessenen Mannes veranstalten wollte, habe ich zu Anfang klar genug gesagt. Trotzdem läuft man bei einem solchen Objekt der Darstellung oft genug Gefahr, daß die sozusagen Verliebtheit in den wenig liebenswerten Helden dieses Buches die Schilderung beeinflusst. Es gilt deshalb, zu Schlusse noch einmal ausdrücklich Distanz zu ihm zu nehmen und zu versuchen, Merckels Wesenheit auf eine Formel zu bringen.

Daß seine ästhetischen Anschauungen trotz Herder, trotz Wieland, trotz Engel und wer sonst ihm noch gewogen war, außerhalb jeder Diskussion stehen, bedarf kaum der Feststellung. Sie waren schon überlebt, als er die literarische Arena betrat, und nur durch das Zusammentreffen merkwürdiger Zustände, dadurch, daß seine journalistische Begabung sich juist in dem in ästhetischer Hinsicht immer noch im wesentlichen fröhischen Berlin betätigte, war es überhaupt möglich, daß seinem kritischen Urteil an sich zeitweise ein Wert beigemessen wurde. Als P o l i t i k e r hat ihn Julius Eckardt zu retten versucht. Auch das war ein zweifelhaftes Beginnen. Ich habe bei der Behandlung jener Jahre

<sup>1)</sup> Zunächst hatte man ihn auf Festung gesetzt. Er floh und konnte sich aus der Verbannung Hardenberg nützlich machen. Auf die Weise erreichte er seine Begnadigung.

ohne weiteres zugegeben, daß ihm ein politisches Verdienst zusteht, aber er ist nicht Selbstschaffender, ist nur Werkzeug, das sich in der Hand anderer, in der Hardenbergs, Steins und Pauluccis bewährt. Soweit er überhaupt politisch eingestellt ist, ist seine Anschauung rein negativ, aus der Luft am Streit heraus geboren, richtet seine Feder sich gegen baltische Barone oder gegen den forsischen Eroberer, dem mit reiner Negation ja schließlich nicht beizukommen ist. Seine tatsächliche Bedeutung liegt lediglich im Journalistischen. Ich brauche hier nicht im einzelnen zu wiederholen, was ich früher schon ausgeführt habe, wie wichtig er für die Entwicklung der deutschen Presse geworden ist; wie letzten Endes heute noch nachwirkt, was er zuerst geschaffen und bis zu einem ziemlichen Grade der Durchbildung gebracht hat. Die Journalisten vor ihm waren entweder Gelehrte, die, selbst wenn ein solches Genie wie Lessing auftrat, in der journalistischen Betätigung doch nur ein Nebenprodukt ihrer Wirksamkeit oder aber eine reine gelehrte Arbeit erblickten, oder sie waren nur Handwerker. Den reinen Typ des Journalisten, des Mannes, dessen Schaffen von dem des Gelehrten grundsätzlich verschieden ist, das aber darum noch längst nicht zweiten oder dritten Grades, sondern durchaus gleichwertig ist, stellt er neben unreinen Typen wie Böttiger, Huber, Spazier und Rogebue mit zuerst dar. Diese Tätigkeit ist auf ganz anderem Boden erwachsen als die gelehrte, was freilich nicht ausschließt, daß auch ein Journalist als Gelehrter Lütchtiges leisten kann. Es ist dann aber nicht das Primäre. Das Was, das Stoffliche, scheidet bei der Wertung der journalistischen Qualitäten vollständig aus; es handelt sich nur um das Wie, um die Technik, wenn man diesen immerhin mißverständlichen Ausdruck gebrauchen will. Merkels Art, die Dinge zu sehen, ist die des Journalisten, der an sie mit einer gewissen Voreingenommenheit herangehen muß, um ihnen schnell das Maß nehmen zu können, und sei diese Voreingenommenheit nur eine normative Ästhetik. Auch sein Stil ist der des Journalisten, Holzschnitt-, beinahe Plakatmanier, die Gegenstände mit der Lupe zeigend, subjektiv vereinfachend, auf jeden Fall dem Publikum die eigene Überzeugung aufzotrierend, mitreißen wollend. Selbstverständlich, daß solche Urteile keinen Ewigkeitswert haben, selbstverständlich aber auch, daß nur in diesem Lichte die Dinge sich so uns zeigen, wie die Mitwelt, der Alltag sie sah; denn der Journalist ist immer der Exponent einer mehr oder minder großen Leserschaft. Das scheint mir hier wertvoll für Goethe und Napoleon, deren Erscheinung die Wissenschaft viel zu abstrakt herauspräpariert hat. Auf der Bühne der Weltgeschichte ist der Journalist kaum je premier acteur, aber er ist immer dabei, steht den Handelnden und dem Handeln oft genug nahe, hat stets mit dem Großen zu tun, ohne freilich damals wesentlich in die Handlung einzugreifen. Trotzdem ist er auch in jener Zeit schon mehr als jener Mann, der mangels anderer Qualitäten „ami de Beethoven“ auf seine Visitenkarten druckte, ist immerhin Chorführer. Auch ein Schuß Abenteuererblut gehört zum Journalisten, aber es ist gut, wenn er nur Abenteuerer in partibus ist, wenn diese essentielle Eigenschaft sich nur in der journalistischen Betätigung abreagiert. Von Merkel wissen wir, daß er, anders als Rogebue, trotz seiner Eitelkeit, trotz der bitteren Klagen Sanders über ihn, nicht im geringsten abstoßend wirkte. Nennt man ihn als Gesellschaftsmenschen nett, so ist die Bezeichnung zwar reichlich farblos, aber besagt doch immerhin genug. Daß er ein musterhafter Familienvater war, daß seine finanziellen Umstände stets in guter Ordnung waren, steht fest, macht sein Bild freilich nicht interessanter.

Wenn dieses Buch ihm Ruhm gewinnt, so ist es immer noch ein zweifelhafter Ruhm. Seis drum. Der Journalist von 1920 attestiert dem Kollegen von 1806, daß er seine Mérites hatte. Wenn ich dabei pro domo rede, um so besser: das Handwerk kann nur dabei gewinnen. Und so grüße ich das Handwerk!

## Namenverzeichnis

- Abramsohn, Abr. 32  
 Ahlefeld, v. 76  
 d'Allembert 175  
 Alexander I., Kaiser von Rußland 17,  
   130, 176, 178, 194, 195, 202,  
   207, 213  
 Alexis, Willibald 182  
 Alopäus 153  
 Anna Amalie, Herzogin v. Sachsen-  
   Weimar 67, 72, 152  
 Archenholz, v. 185  
 Arenstein, Freifrau v. 114  
   v. Arnim, Bettina 54  
 Ascheraden, Schoulz v. VIII  
 August, Prinz von Preußen 184  
 Augustenburg, Prinz v. 90  
 d'Autrignes, Graf 194
- Baco 60  
 Baggesen, Jens 32, 36  
 Bartholdy 67  
 Baudissin, Gräfin R. A. E. 90  
 Bayle VII, VIII  
 Beck 118  
 Becker, Christine Amalie Luise 50  
 Becker, Heinrich 50  
 Becker, Rudolf Zacharias 190, 201  
 Beethoven 214  
 Beireis, Prof. 33  
 Benzler, Leopold 82  
 Bergt, S. A. 194  
 Bernharði 105, 115, 118, 147, 162  
 Bernstorff, Graf 92, 93, 97  
 Berthier, 186  
 Bertuch, Verleger 38, 42, 54, 55, 69,  
   71, 103, 140, 145,  
 Bethmann, Friederike 132 (s. a. Unzel-  
   mann)  
 Bethmann, H. Ed. 132  
 Beyme, Karl Friedrich 170, 171, 173,  
   180, 181, 182, 183  
 Bießer 115, 116, 132, 161  
 Bismarck 174  
 Biedermann, Woldemar v. 151  
 Böhme, Jacob 148  
 Bojanus, Ludwig Heinrich 21, 53  
 Bölle 146
- Böttiger, R. A. 38, 50, 52, 53, 54, 55, 56,  
   62, 63, 64, 69, 70, 71, 72, 73, 75, 76,  
   82, 83, 87, 89, 91, 99, 100, 102, 103,  
   113, 114, 115, 116, 119, 120, 121, 129,  
   131, 143, 144, 145, 146, 147, 151,  
   152, 154, 155, 157, 159, 164, 169, 180,  
   181, 182, 184, 187, 200, 210, 211, 214  
 Brentano, Sophie 69  
 Breßner, Christian Friedrich 8  
 Brun, Etatsrat 99  
 Brun, Friederike, geb. Münter 98  
 Buchholz, Friedrich 177, 178, 179, 180,  
   184, 195, 213  
 Buff, Charlotte 54  
 Bülow, Heinrich v. 177  
 Bürger 42  
 Buri 138
- Cagliostro 84, 175  
 Carolath, Fürst 67  
 Chamisso, Adalbert v. 34, 114, 160, 161  
   162, 182  
 Christ 11, 12, 13, 14  
 Christian, König von Dänemark 96, 97  
 Claudius, Matthias 97, 125, 126, 175  
 Cohen 160  
 Collin 147  
 Eölln, Friedrich v. 177, 178, 195, 196,  
   211, 212, 213  
 Condé, Prinz 178  
 Coof 89
- Dalberg 11  
 Davoust 186  
 Delbrück 144  
 Derfchawin 203  
 Diebitsch 206  
 Diederichs, H. 17, 18, 29  
 Döbbelin, Karl Theophilus 11, 110  
 Dönhof, Gräfin Sophie v. 111  
 Dorville, Kapitän 189  
 Duhamel, 203  
 Dumanois, Graf 51
- Eckardt, Jul. IX, 17, 18, 49, 61, 63, 68  
   75, 101, 103, 139, 199, 201, 210, 213  
 Eckermann, Johann Peter 26, 153

- Eckhof 12, 31, 134  
 Eichstädt, H. R. A. 41, 42  
 v. Einsiedel, Kammerherr 54  
 Eisenberg 115  
 Ekessparre, Obrist 204  
 Engel, Joh. Jac. 12, 14, 110, 111, 113,  
 114, 119, 130, 213  
 Enghien, Herzog v. 176  
 Ephraim, Weibel 114, 195  
 Erman, Geh. Rat 167, 174  
 Esch, Prof. 41  
 Eskeles, Freifrau v. 114  
 Essen, General 204  
 Esterházy, Fürst v. 67  
 Euripides 147  
 Eybenberg, Frau v. 130  
 Eyring 129  
  
 Falk, Joh. D. 52, 62, 64, 66, 68, 69, 87,  
 88, 103, 104, 105, 106, 118, 127, 147,  
 148, 149, 150  
 Fauche-Borel 178, 194  
 Feiertag 55  
 Fernow 153  
 Fessler, J. A. 67  
 Fichte, Johann Gottlieb 21, 31, 32, 33,  
 34, 35, 36, 37, 40, 41, 111, 116, 117,  
 118, 121, 129, 144, 155, 158, 161, 162  
 Fischer, Christian August 14  
 Fleck 11  
 Fließ, Madame 130  
 Fontane, Theodor 181  
 Forster, Reinhold F. 89  
 Foye, de la 160  
 Franke, Aug. Herm. 87  
 Friedländer, David 59, 110, 113, 114,  
 119  
 Friedrich II., König von Preußen 80, 81,  
 82, 89, 110, 111, 127, 166, 167, 174,  
 175, 176, 178, 194, 195, 196, 205  
 Friedrich August, Herzog von Braun-  
 schweig-Des 81  
 Friedrich Christian, Herzog v. Augusten-  
 burg 32  
 Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen  
 174  
 Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen  
 110, 111, 175  
 Friedrich Wilhelm III., König v. Preu-  
 ßen 42, 75, 109, 110, 115, 136, 171,  
 174, 177, 180, 184, 188, 192, 193, 195,  
 196, 205  
 Friedrichsen 182  
 Frölich 142, 180, 190  
  
 Gall, Dr. 159  
 Garrig 31  
 Gedike, Friedrich 110, 132, 133, 136  
 Geiger, Ludwig 143, 161  
 Geny 119, 188  
  
 Gerning, Legationsrat 69  
 Geoffroi, Abbé 143  
 Germanus 194  
 Gerstenberg, H. W. v. 125  
 Gildemeister, Senatorin 52  
 Gildemeister, Syndikus 140  
 Gilly, Dorothea 175  
 Gleim, 76, 78, 79, 80, 81, 87, 110, 125,  
 127  
 Göcking 113, 127  
 Goldschmidt, Fr. 114, 119  
 Götschen 3  
 Goethe, Frau Rat 54, 132  
 Goethe VII., 24, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 37,  
 40, 41, 42, 50, 51, 53, 54, 55, 57, 61,  
 64, 65, 66, 69, 72, 73, 75, 88, 90, 101,  
 103, 104, 111, 113, 115, 117, 120, 121,  
 123, 124, 127, 130, 139, 143, 145, 146,  
 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154,  
 157, 158, 159, 165, 175, 180, 186, 201,  
 213, 214  
 Gotter, Julie 144  
 Gottsched 43  
 Götz 79  
 Graff, J. G. 28, 50  
 Gräff, Heinrich 14, 196  
 Graß, Karl Gotthard VIII., 4, 8, 28, 29  
 Gries, J. D. 116, 127  
 Griebbach 21  
 Grimm, Herman VII  
 Grohmann VIII  
 Gubitz, F. W. 200, 210  
 Guldberg 92  
  
 Haller, A. v. 6, 39  
 Hammer, Peter 162, 196  
 Hardenberg, Frh. v. 168, 169, 171, 173,  
 176, 177, 178, 179, 180, 182, 183, 194,  
 213, 214  
 Haude & Spener 133, 136, 137, 210  
 Haugwitz, Graf Ch. A. H. R. 167, 168,  
 173, 175, 176, 177, 178, 182, 183, 191,  
 192, 194  
 Hebenstreit, Prof. 6  
 Hegewisch, Dietrich Herm. 91  
 Heim, Ernst Ludwig 13  
 Heinrich, Prinz v. Preußen 184  
 Held, Hans v. 177  
 Helvetius 112  
 Hennings, August v. 87, 90, 116, 157  
 Herder 16, 34, 35, 39, 44, 52, 53, 54, 55,  
 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 69, 70,  
 71, 72, 73, 74, 76, 79, 82, 87, 91, 100,  
 101, 102, 104, 123, 124, 147, 201, 213  
 Herder, Karoline 34, 35, 58, 59, 64, 78,  
 100, 101, 129  
 Herflots, R. A. 135  
 Herz, Henriette 105, 114, 115, 121, 130  
 Herz, Marcus 67, 105, 113, 114  
 Heygendorf, Frau v. 50

Hiller 78  
 Himmelftiern, N. Samson v. 17  
 Hixig, Eduard 160  
 Hobbing, Reimar 136  
 Hohenlohe, Fürst v. 189  
 Holberg 188  
 Horaz 10  
 Höst, Jens Krag 98  
 Hortmann 138  
 Huber 105, 145, 214  
 Hufeland, Prof., Jurist 21, 35  
 Hufeland, Prof., Arzt 21, 35, 144  
 Hullmann, Prof. 130  
 Humboldt, Alexander v. 25, 187  
 Humboldt, Wilhelm v. 27, 37, 130  
 Humme 49  
 Hummel 138  
 Huth, Prof. 204  
  
 Jacobi, Fr. 65, 79  
 Jacobsohn 159  
 Jagemann, Henriette Karoline 50 (f. a. v. Heygendorf)  
 Jemisch, Daniel 127  
 Jérôme, König von Westfalen 178  
 Jffland, Aug. Wilh. 11, 27, 28, 115, 118, 126, 134, 135, 138, 139, 182  
 Jgelström, Graf Otto Heinrich v. 9, 10  
 Jlgner 11  
 Joffe, Sowjetbotschafter 115  
 Josef II. 67  
 Jourdan 186  
 Jsabay 176  
 Jzig, Necha 114  
 Jultane Maria, Königin v. Dänemark 92, 93  
  
 Raiffarow 202  
 Kalb, Charlotte v. 76  
 Kant, J. VIII, 6, 7, 32, 39, 40, 62, 98, 111, 127, 155, 201  
 Karl I., Herzog v. Braunschweig 81  
 Karl II., Herzog v. Braunschweig 98, 158  
 Karl, Erzherzog v. Osterreich 45  
 Karl August, Herzog v. Sachsen-Weimar 22, 24, 37, 50, 57, 76, 88  
 Krüdener, J. v. 12  
 Karfch, Anna Luise 121  
 Katharina II., Kaiserin v. Rußland 83  
 Kiefewetter, J. G. R. Ch. 111  
 Klaproth, Julius 160  
 Kleist, Ewald v. 79  
 Kletschke, Feldprobt 117  
 Klewig v. 212  
 Klingemann, August 158, 211  
 Klopstock, J. G. 3, 51, 79, 81, 87, 98, 99, 123, 129  
 Klog 43  
 Knebel, v. 129, 152

Knigge, Freiherr 117  
 Knobelsdorf, General 195  
 Koberstein VII  
 Koch, Siegfried Gotthelf Eckardt gen. 11  
 Koreff, Ferdinand 160  
 Köckrig, v., General 184, 195  
 Köpke, Fr. v., Hofrat 87  
 Korla, Madame 114, 121, 130  
 Kosegarten, Ludwig Theobald 126, 129  
 Kosebue, A. v. VII, 26, 28, 41, 42, 52, 54, 75, 117, 126, 131, 134, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 156, 157, 158, 159, 164, 176, 182, 194, 199, 200, 201, 203, 207, 214  
 Kosebue, W. v. 151  
 Kosebue, Frau Legationsrat 139  
 Krause, Rat 69, 204  
 Krusemarkt, Obersstn. 168  
 Kuhn, August 200  
 Kummer 154  
  
 La Baumelle 81  
 Lafontaine, August H. J. 3, 75, 87, 88, 89, 147, 165  
 La Mettrie 81  
 Lange, Karl Julius 177  
 La Roche, Sophie v. 69  
 Laube 76  
 Laudon, Fr. v. 138  
 Lavater 175, 183  
 Lecain 31  
 Ledebour 204  
 Lehmann, Stadtrat IX, 139  
 Leibniz 7, 60  
 Leisewig, 127  
 Lemos de, Doktorin 114  
 Leopold II., Deutscher Kaiser 175  
 Lerchenfeld, v. 14  
 Lessing 7, 12, 39, 79, 80, 100, 110, 111, 113, 119, 133, 135, 137, 210, 214  
 Lessing, Frau 136  
 Levekov, Ulrike v. 65  
 Levi, Frau 114  
 Lewin, Rahel (verehelichte Wernhagen) 114  
 130, 160, 212  
 Lichtenau, Gräfin 167, 175, 183, 184  
 Lippe, Graf v. der 160  
 Lisow, Christian Ludwig 105  
 Loder, Prof., Justus Ch. 21, 22, 24, 25, 26, 27, 35, 38, 41, 144, 154  
 Lombard, Joh. Wilh. 167, 168, 169, 173, 174, 175, 176, 177, 183, 188, 195  
 Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen 177, 184, 189, 194  
 Löwis, General 206  
 Lucchesini, Marchese 167, 175, 177, 195  
 Lüdke Müller 67  
 Ludwig XVI., König v. Frankreich 114

- Ludwig XVIII., König v. Frankreich 178  
 Luise, Königin v. Preußen 75, 168, 177,  
 184, 188, 194, 195, 206  
 Machiavelli, 112, 199  
 Macdonald 204, 206  
 Wahlmann, G. W. 73, 75, 82, 129, 159  
 Maier, Kriegsstat 75  
 Malgahn, v. 188  
 Marcus, Lewin (s. a. Ludwig Robert) 160  
 Marlitt, E. 88  
 Massenbach, Oberst v. 177, 195  
 Massow, v. Minister 130  
 Matthison 98, 127  
 Maßdorf, Komm. Rat 190  
 Meßau 138  
 Meck, Fr. v. VIII, 91  
 Meierotto 110  
 Menken, Kab.-Rat 174, 175, 195  
 Mendelssohn, Moses 39, 59, 110, 113  
 114, 115  
 Menzel, W. 54, 55, 157  
 Meyer 124  
 Meyer, Heinrich 103  
 Meyer, Marianne 130  
 Meyer, Nicolaus 41, 145, 152  
 Meyer, Rich. M. VII  
 Meyrer 11  
 Möllendorf, Major 203  
 Morgenstern, Karl 27, 28, 89, 201  
 Moritz, K. Ph. 151  
 Monnier, Jean Josef 51, 101  
 Mächler, Madame 130  
 Müller, Adam 211  
 Müller, Hofrat 188, 206  
 Müller, Joh. v. 152, 153, 162, 170, 178,  
 179, 180, 182, 184, 187, 188  
 Müller, Kriegsrat 4  
 Münchhausen 138  
 Münter, Pastor 98  
 Murumzow, v. 9, 10, 77  
 Napoleon 153, 167, 168, 176, 177, 178,  
 181, 182, 183, 184, 185, 187, 188, 190,  
 194, 195, 199, 202, 204, 205, 206, 213,  
 214  
 Nettelbeck 199  
 Neubek, Valerius Wilhelm 125  
 Neumann, Wilhelm 160, 161, 164  
 Neuwied, Fürst v. 158  
 Nicolai, Friedrich 39, 113, 114, 115, 117  
 Niebuhr, B. G. 87  
 Niemeyer, Aug. Herm. 87  
 Niethammer 35  
 Novallis 43  
 Oberlin 201  
 Oelsner, K. E. v. 212  
 Oranien, Prinz v. 184  
 Overbeck, Chr. W. 125  
 Pallenberg, Max 132  
 Palm 185, 187, 190  
 Parrot 204  
 St. Paterne, Chevalier de 114  
 Paul I., Kaiser v. Rußland 10  
 Paul, Jean (Richter) 62, 73, 74, 75, 76,  
 82, 101, 119, 121, 129, 162, 165  
 Paulucci, Ph. Marchese 199, 201, 204,  
 205, 206, 207, 210, 214  
 Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob 21,  
 35, 37  
 Petersen, Karl 23, 200  
 Pegold, Prof. 40  
 Pfeffel, Gottlieb Konrad 125  
 Phull, General 184  
 Pischegru 178  
 Pindar, Peter 105  
 Platner, Ernst 7, 38, 40  
 Platner, Joh. Zach. 7  
 Pope, W. VIII  
 Porsch 11  
 Quandt 114  
 Quien 129, 151  
 Quoinze, Vater 205  
 Rabener 8  
 Rambach, Fr. 67, 202, 203  
 Ramler, K. W. 7, 79, 80, 110  
 Rangau, Graf 92  
 Rangau, Gräfin Emilie Caroline Amalie  
 94  
 Recke, E. v. d. 73, 82, 83, 127  
 Reichardt 194  
 Reimann 194  
 Reimer 210  
 Reinhold, K. L. VIII, 32, 37, 40, 41, 91  
 Renfner, Geh.-Rat 212, 213  
 Reni, Guido 112  
 Reventlow, Graf 92  
 Rhode, B. II, 53, 114  
 Riedel, Hammerrat 54  
 Rieg 183  
 Robert, Ludwig (s. a. Lewin Marcus)  
 160  
 Rößchland 155  
 Roscius 31  
 Rousseau, Jean Jaques VIII, 16, 49, 115  
 Rüchel, General v. 177, 184  
 Rüks, Fr. 210  
 Rumbold, Ritter 176  
 Saint-Simon 212  
 Salis 127  
 Salomon 114  
 Sander, Johann Daniel 3, 67, 75, 87,  
 88, 89, 113, 114, 115, 116, 117, 119,  
 120, 121, 129, 130, 131, 138, 141, 142,  
 143, 144, 145, 146, 151, 154, 180, 181,  
 182, 214

Sander, Sophie 113, 117, 119, 120, 121, 141, 144, 158, 160, 161, 179, 180, 181  
Saphir 139  
Schachschaber 55  
Shadow 67, 159  
Schelle, R. G. 158  
Schelling, Friedrich 34, 35, 58, 116, 155, 158, 201  
Scherer, M. N. 76, 82  
Scherl, August 136  
Schill 186, 206  
Schiller, Friedrich v. VII, 8, 21, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 37, 41, 42, 44, 51, 54, 57, 62, 73, 76, 90, 94, 103, 110, 111, 117, 120, 126, 127, 145, 149, 151, 152, 165  
Schimmelmann, Graf, d. N. 92  
Schimmelmann, Graf Ernst Heinr. 32, 58, 87, 90, 92, 93, 94, 98  
Schimmelmann, Gräfin 87, 90  
Schlabrendorf, Gräfin 76  
Schlegel, Karoline 115, 144  
Schlegel, M. W. VII, 21, 41, 42, 43, 44, 45, 66, 80, 111, 113, 115, 116, 117, 118, 120, 121, 125, 127, 129, 131, 138, 140, 141, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 155, 158, 159, 161, 162  
Schlegel, Friedrich VII, 41, 42, 45, 66, 80, 105, 111, 113, 115, 116, 117, 118, 120, 123, 127, 129, 131, 140, 141, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 155, 158, 159, 161  
Schleiermacher 105, 106, 111, 115  
Schlesinger, Adolf 164  
Schlosser, Johann 65  
Schmidt, Adolf 162  
Schmidt, Erich 69  
Schmidt, R. E. R. 79, 82, 127  
Schmidt 202  
Schmidt-Phiselsbeck, R. Fr. v. 98  
Schneider, Prof. 130  
Schröder II, 12, 31  
Schröder, Corona 50  
Schubart, Charlotte v. 94  
Schubart 105  
Schulenburg, Graf 179, 180, 189, 191  
Schuß, Prof. Christian Gottlieb 21, 22, 35, 37, 38, 40, 41, 42, 44, 55, 62, 146  
Schwerin 205  
Schwetschke 37  
Seckendorf, Chr. N. Frh. v. 127  
Seckendorf, Fr. Karl Leopold v. 127  
Seidlitz 205, 206  
Seume, Gottfried 3, 8, 9, 10, 11, 14, 16, 33, 38  
Starke, Stadtphysikus 25  
Shaftesbury 112  
Shakespeare 74  
Sießler 154  
Siéyès 51, 102, 115, 174

Soden, Graf v. 154  
Sokrates 61  
Sonntag IX, 204, 205  
Spazier, R. 75, 129, 138, 140, 146, 156, 157, 158, 159, 214  
Spener, Joh. R. Ph. 67, 132, 137, 140, 142, 157, 158, 161  
Spinoza, B. 35  
Sprengel, Matthias Christian 89  
Stael, Frau v. 159  
Stahl 186  
Stark, Dberhofprediger 83  
Steemann 92, 93  
Stein, Charl. v. 152  
Stein, Frh. v. 171, 177, 179, 180, 183, 184, 185, 214  
Steinbart 130  
Stolberg, Gräfin 90  
Stolberg-Stolberg, Christian, Graf v. 90  
Stolberg, Friedrich, Graf v. 125, 126, 175  
Suhm, Staatsrat 98

Talleyrand 188  
Talma 31  
Tauenhien 189  
Teller, Wilhelm Abraham 59, 110, 113  
Theokrit 10  
Theremin, Franz 160  
Tieck, Ludwig 34, 43, 105, 115, 116, 117, 118, 119, 121, 155, 210  
Tietze, Chr. Aug. 127  
Toussaint de l'Duverture 137  
Tschürsch, Otto IX, 194  
Türk 147

Unger 114, 132, 133, 136, 137, 138, 177, 182, 210  
Unzelmann, Friederike 132 (s. a. Bethmann)  
Unzelmann, R. W. F. 132  
Uz 79

Varnhagen, Karl v. 34, 114, 160, 161, 162, 164, 166, 182, 212  
Veit, Dorothea 115, 116  
Vieltinghoff, Baron Otto Hermann VIII, 11, 12  
Vieweg 113, 114  
Virgil 148  
Voigt, Geh. Rat 40  
Voltaire VII, VIII, 81, 147  
Voss, Joh. Heinr. 37, 119, 124  
Voss, Julie v. 111  
Voss, Julius v. 135, 159, 201, 211  
Vulpinus, Christiane 72, 152  
Vulpinus, Chr. Aug. 41, 72, 145

Wartensleben, Graf v. 194  
Weber, Prof. 130  
Weber, Veit 162

---

Weiße, Ch. Fel. 7, 78, 79, 125  
Wendriner, K. G. 66  
Weyland, Kabinettsekretär 53, 54  
Wöllner 103, 110, 111  
Wieland, Christoph Martin 3, 9, 40, 51,  
52, 53, 54, 55, 62, 63, 64, 65, 66, 67,  
68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 87, 88, 91,  
104, 123, 127, 147, 148, 149, 155, 213  
Wieland, Ludwig 67  
Wilhelm, Prinz von Preußen 184

Winterfeld 205  
Wittgenstein, Fürst 204, 211  
Woldemar, E. 17  
Wolf, Fr. A. 5, 37, 38

Yordā 199, 201, 205, 206, 210

Ziethen 205  
Zöllner, Hofprediger 111

Zwei Dogmen französische Überheblichkeit im Lichte historischer Wahrheit

# Historische und polemische Aufsätze zur französischen Politik

Von Joachim Kühn

**Inhalt:** Die Menschlichkeit in der französischen Geschichte / B. V. Ephraims Pariser Geheimsendung von 1790/91 / Neue Relikten aus dem Tuileriensturm von 1848 / Bismarck und der Bonapartismus im Winter 1870/71 / Deutschland, Frankreich und der europäische Frieden / Aus den letzten Tagen Friedrich Wilhelm II. (Ungedruckte Berichte der Bürger Caillard und Parandier)

Dieses neue Buch des schnell bekannt gewordenen jungen Historikers, eines der besten Schüler Hans Delbrücks, erscheint zwischen Krieg und Frieden. Das gibt ihm die Signatur.

Die Aufsätze Joachim Kühns sind polemisch, jedoch nicht in dem Sinne, daß sie eine Mischung darstellen von objektiven und subjektiven, wissenschaftlichen und publizistischen Elementen, wohl aber derart, daß sie bei aller Wissenschaftlichkeit und bei aller tendenzlosen Freude an der Geschichte, ihrem psychologischen Reichtum und ihrem politischen Erkenntniswert die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, gegen zwei grundlegende und noch heute von der französischen Propaganda vertretene Dogmen Stellung zu nehmen: das Dogma von der französischen Menschlichkeit und das Dogma von der französischen Friedfertigkeit. Ton und Farbe sind infolgedessen bestimmt und lebhaft, wie der Stoff und die allgemeinen Zeitverhältnisse es fordern. Es wird gesagt, wie die Dinge sich abgespielt haben, gleichzeitig aber betont, daß sie sich anders abgespielt haben, als die französische Propagandaliteratur noch heute behauptet, und das konnte nicht anders geschehen als mit Festigkeit und Nachdruck.

Drei Beiträge des Buches sind rein historisch und von jeder Zwecksetzung fern, vor allem der mittlere, der das Milieu des Tuilerienhofes unter Louis Philipp zeigt. Die beiden andern verknüpfen sich mit den Höhepunkten der französischen Geschichte vor und nach den Tagen des Bürgerkönigtums, der Großen Revolution und dem Siebziger Kriege, an Stellen, wo sie in die deutsche, die preußische Geschichte übergehen — Stellen, die bisher von französischer und deutscher Seite nur gestreift worden sind und die wert schienen, einmal ausführlich und auf Grund der Akten behandelt zu werden.

Der Anhang beschäftigt sich mit dem Hofe Friedrich Wilhelms II. und gibt neues Material zur Kulturgeschichte seiner letzten Jahre, das sich aus den Aktenbänden des Pariser Außenministeriums gewinnen ließ.

So ist das Buch trotz seiner polemischen Partien kein Propagandabuch, und wo es polemisch ist, zeigt es eine Haltung, die auf eine in heutiger Zeit sehr bemerkenswerte Unbefangenheit des Verfassers deutet. Dazu kommt, daß Joachim Kühn sich eines ausgezeichneten Stiles bedient, so daß seine Aufsatzsammlung sich zugleich darstellt als

ein Buch für Politiker, Gesichtsfreunde und Liebhaber historischer „Lederblissen“

Ladenpreis: etwa 26 Mark / Ohne Teuerungszuschlag

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte  
m. b. H. / Berlin W 8 / Unter den Linden 17-18

## Revolutionsgeschichte im Zeitungsausschnitt

Soeben erschienen:

# Revolutions - Dokumente

Die Revolution von 1918/19 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse

Von Eberhard Buchner

Erster Band: Der 9. November / Der Januarputsch

Die „Revolutions-Dokumente“ Eberhard Buchners setzen die bei Albert Langen in München erscheinende Sammlung der „Kriegs-Dokumente“ des gleichen Verfassers fort. Wie die frühere große Veröffentlichung Buchners, die, unter dem Titel: „Das Neueste von gestern“, aus den Zeitungen früherer Jahrhunderte kulturgeschichtlich interessante Dokumente vergangener Zeitepochen sammelte, so hat der Herausgeber der „Kriegs-Dokumente“ und der nunmehr beginnenden „Revolutions-Dokumente“ alle diejenigen Zeitungsmeldungen, Stimmungsbilder usw. zusammengestellt, in denen die unmittelbare Wirkung der Ereignisse auf die miterlebenden Zeitgenossen ihren deutlichsten Niederschlag gefunden hat. Form und Methode sind bei den „Revolutions-Dokumenten“ die gleiche wie bei den „Kriegs-Dokumenten“. Zur ersten Pflicht hat sich der Verfasser peinliche Treue gegenüber den Originaltexten gemacht, so daß den Dokumenten die volle Genauigkeit der Originale geblieben ist. Ueber Ziel und Zweck der Buchnerschen Arbeit sind ausführliche Erläuterungen nicht notwendig.

Der Hauptwert dieser Veröffentlichung beruht darauf, daß sie, entsprechend den Grundsätzen unseres Verlages, aller Parteipolitik fernbleibt. Der Verfasser ließ alle Parteien und Ansichten uneingeschränkt zu Worte kommen. Bei der Auswahl saß nicht Sympathie oder Antipathie zu Gericht, sondern strengste, jeder Tendenzwirkung abholde Sachlichkeit. Der Verfasser ist bereit, sich der Kritik der „Deutschen Zeitung“ ebenso zu stellen wie der Kritik der „Roten Fahne“. Einzige Tendenz seiner Tendenzlosigkeit ist: „Aussprechen, was ist!“ Auf diese Weise will sein Werk dazu beitragen, die dem Einschlummern nahen Volksenergien wieder wachzurütteln, verwirrte und einseitig verhetzte Geister zu klären, „Männer zu rufen, Kämpfer zu rufen“.

Die Buchnerschen „Revolutions-Dokumente“ sind für den Historiker und Kulturhistoriker wichtige Vorarbeit, für den am heutigen politischen Leben Teilhabenden wichtigstes Werkzeug.

Die Veröffentlichung wird 6 Bände von je etwa 20 Bogen umfassen

Ladenpreis: jeder Band etwa 15 Mark  
Dazu der ortsübliche Teuerungszuschlag

**Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte  
m. b. H. / Berlin W 8 / Unter den Linden 17-18**

## Die Schriftenreihen der Deutschen Liga für Völkerbund

### MONOGRAPHIEN ZUM VÖLKERBUND

1. **Der Völkerbundentwurf der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht.** Vorschläge für die Organisation der Welt. Herausgegeben von Geheimrat Dr. Th. Niemeyer, Kiel. . . . . Preis: M. 10.90
2. Veit Valentin: **Die 48er Demokratie und der Völkerbundgedanke.** Preis: M. 2.75
3. Walter Schätzel: **Völkerbund und Gebietswerb.** Preis: M. 2.75
4. Otto Opet: **Der Schutz der nationalen Minderheiten.** Preis: M. 2.75
5. Philipp Zorn: **Der Völkerbund.** Eine Darstellung der Entwürfe für die Verfassung des Völkerbundes. . . . . Preis: M. 6.—
6. **Die Pflege des Völkerrechts an den deutschen Universitäten.** Eine Denkschrift von Geh. Justizrat Prof. Dr. Liepmann, Kiel. Preis: M. 2.75
7. Walter Schätzel: **Internationale Arbeiterwanderungen,** ein weltwirtschaftliches Problem des Völkerbundes. . . . . Preis: M. 6.—
8. Reinold von Thadden: **Völkerrecht und Völkerbund.** Eine Studie zur Rechtsnatur zwischenstaatlicher Beziehungen. . . . . Preis: M. 10.—
9. **William Penns Völkerbundplan.** Herausgegeben und übersetzt von Dr. Margarete Rothbarth. . . . . Preis: M. 7.—

### DIE FLUGSCHRIFTEN

1. Matthias Erzberger: **Der Völkerbund als Friedensfrage.** Preis: M. 1.80
2. Edward Greys **Stellung zum Völkerbund.** . . . . . Preis: M. 1.80  
3., 4., 5. und 6. Flugschrift vergriffen!
7. Walter Schücking: **Ein neues Zeitalter?** Kritik am Pariser Völkerbundentwurf. Vortrag in Versailles vor der deutschen Friedensdelegation, gehalten am 5. Mai 1919. . . . . Preis: M. 1.80
8. **Der neue Völkerbundentwurf der Entente.** Mit kritischer Einleitung von A. Mendelssohn-Bartholdy. . . . . Preis: M. 1.80
9. Bernhard Guttman: **Soll Deutschland in den Völkerbund?** Preis: M. 1.80
10. Walter Götz: **Nation und Völkerbund.** . . . . . Preis: M. 1.50
11. **Der Völkerbundvorschlag der deutschen Regierung.** Eingeleitet von Dr. Hans Wehberg. . . . . Preis: M. 2.10
12. **Der deutsche Regierungsentwurf für ein Weltarbeiterrecht.** Eingeleitet von Prof. Dr. Alfred Manes. . . . . Preis: M. 1.80
13. **Volksheer und Völkerbund.** Von Prof. Dr. Kurt Wolzendorf f. Preis: M. 3.—

### DIE FRIEDENSLAST

Die Probleme des Friedensvertrages in gemeinverständlicher Darstellung  
Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund

1. Dr. Carl Melchior: **Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrage.** . . . . . Preis: M. 2.75
2. Reichsminister a. D. Dr. Walter Simons: **Die Belastung der deutschen Souveränität durch die Kommissionen.** . . . . . Preis: M. 4.95
3. Dr. Eduard Rosenbaum: **Die Bedrohung der deutschen Wirtschaftshoheit durch den Frieden von Versailles.** . . . . . Preis: M. 7.25

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte m. b. H.  
Berlin W 8 / Unter den Linden 17/18

Vom Herausgeber des

**„Thesises“**

erschienen früher:

# **Die Abenteuer des Prinzen Genji**

(Genji Monogatari)

Ein altjapanischer Roman der Murasaki Shikibu

Nach dem englischen Text des Suyematsu  
Kenchio übertragen und herausgegeben von

**Maximilian Müller-Jabusch**

Über das Genji Monogatari schreibt Graf Hermann  
Keyserling im „Reisetagebuch eines Philosophen“:

„Während ich die heißen Tagesstunden hindurch in diesem Zaubergarten raste, lese ich in „Genji Monogatari“, dem mittelalterlichen Roman, der ein so vollkommenes Bild vom Fürstenleben Japans bietet. Dieses Raffinement hat kein Hof des Westens gekannt; auch wohl kein chinesischer. Was jene Kultur charakterisierte, war eine Verknüpfung, die eben nur in Japan möglich war: zwischen tierartig-sicherer Auffassung des Sinnlichen und deren äußerster künstlerischer Verarbeitung. Wenn Prinz Genji eine Mondscheinstimmung genoß, so träumte er nicht gleich einem persischen Dichter: er merkte auf wie ein Raubtier, das auf der Lauer liegt, aber er empfand das Bemerkte zugleich als feinsinniger Ästhet.“

**HYPERION-VERLAG / MÜNCHEN**